Phil: 1189.-

Auctor. 134-1

<36626039790018

<36626039790018

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Anthrop. Scr. varia. 1284.

anthr. 134.

R.

Ueber den Menschen

nach den hauptsächlichsten Anlagen in seiner Natur.

von

Johann Gottlieb Steeb.

Erster Band.

Tübingen,
bey Jakob Friederich Heerbrandt.
1785.

Bayerische Staatsbibliothek München

* * * * * *
* * *

Das eigentliche Studium des Menschen
ist — der Mensch.

Pope.

Vorbericht

über die Entstehung, Absicht und Einrichtung dieses Buchs.

Der seelige, hier und dort unsterbliche Baron von Holland, mit dem ich das Glük hatte, acht Jahre lang in einem gemeinschaftlichen Institute zuzubringen und von Ihm in seine engste, bis an seinen Tod hin fortgesezte Freundschaft aufgenommen zu werden, gab mir in meiner frühen Jugend das Buch des Rousseau, über die Un-

gleichheit der Menschen, in die Hand, und legte dadurch den Grund zu einem Studium, das von da an bis auf diese Stunde mein Lieblings Studium geworden ist, und vermuthlich, bis an mein Grab hin, bleiben wird.

Ein paar Jahre darauf schrieb ich, um die gewöhnliche akademische Grade zu erlangen" Observationes historico-politicas de institutis et moribus hominum etc. und erweiterte, so viel es mir damals möglich war, diese Bemerkungen in meinem, bald darauf erschienenen teutschen Versuch über den Zustand der ungesitteten und gesitteten Völker.

Die ganze Idee dazu bildete sich in meinem eigenen Kopfe; denn ich hatte weder öffentliche Anweisung zu diesem, noch immer unzünftigen Studium, noch eine, über die gleiche Materie geschriebene Schrift gelesen und gekannt; selbst den Iselin nicht, von dem ich auch bis hieher blos die erste Blätter seiner Einleitung gelesen habe.

Es

Es war also eigener Jünglings-Versuch, und — wie ich herzlich gerne gestehe — rascher, unreifer, übereilter Versuch — war Wirkung der Begierde nach Autorschaft, die ich durch ein fast zwanzigjähriges Stillschweigen nach; und bisher abzubüssen und wo möglich, einmal zu verbessern, gesucht habe.

Bey alle dem hat aber die Nachsichts-volle und zum Theil äusserst gütige Aufnahme dieses Versuchs von Seiten des Publikums mich in der Neigung zu meinem Studium gestärkt und zur Fortsetzung desselben ermuntert. Vorzüglich aber trug ein darauf erhaltenes, gedoppeltes, unerwartetes Glük das Meiste dazu bey. Seine Herzogliche Durchlaucht, der regierende Herzog von Würtemberg, Carl, geruheten nehmlich, Ihre höchste Zufriedenheit über diese Probe meines wissenschaftlichen Bemühens in den gnädigsten und für mich sehr ehrenvollen Ausdrücken zu bezeugen, und mich, in dem erhaltenen Dekret, Höchstselbsten zur ferneren Fortsetzung derselben zu ermuntern; eine Gnade, deren Wehrt und

Grösse mich die Unvollkommenheit meines Versuchs nachher je länger je mehr einsehen ließ, die ich aber auch bisher, in der Stille, erkannt und verehrt habe!

Mein gedachter seeliger Freund bereitete mir das zweyte Glük zu, indem eben dieser Versuch durch seine Hände auch dem durchlauchtigsten Herrn Bruder des regierenden Herzogs, Friederich, übergeben zu werden das Glük hatte. Die, diesem höchsten Hause angestammte Liebe zu den Wissenschaften ergoß sich auch von dieser höchsten Seite her, über den Jüngling, in voller Maase. Ich erhielte sogleich die gnädigste, schriftliche Beweise davon; aber kaum einige Jahre darauf wurde ich von diesem, in einem Würtembergischen Bade sich damals aufhaltenden Fürsten an die Stelle eines, in eine Vaterländische Würde eingesezten, würdigen Lehrers, zu wiederholtenmalen verlangt. Ich fühlte es schon damals, was es heißt, Etwas zur Bildung fürstlicher Seelen beytragen zu können und zu dürfen: welch ein Plaz also für einen Menschen, dem die Fürsten,

we-

wegen der Menschheit, wichtig sind! — Aber ich war schon vorher mit einer vortreflichen, adelichen Herrschaft in Verbindungen getretten, die ich nicht aufheben konnte, ohne die Pflichten eines ehrlichen Manns zu verlezen, und gegen ihre, in vollestem Grade genossene, mir auf immer unvergeßliche Gnade äusserst undankbar zu seyn. Dadurch entgieng mir also das Vergnügen und die stille Wonne, die der Lehrer fürstlicher Personen, oft durch sein ganzes Leben hindurch bey dem guten Erfolge seiner Bemühungen empfinden kan. Die Empfindungen in meiner damaligen Lage kamen daher oft auch in Collision, bis ich sie durch einen Entschluß berichtigte, an den ich damals, in der Stille, sogleich, und so viel es seyn konnte, die Hand anlegte — nehmlich, eine philosophische Geschichte der Menschheit zu entwerfen, wie sie, ganz besonders, bey einem fürstlichen Unterricht nüzlich gebraucht werden könnte. So, dachte ich, kan ich diesem Fürstlichen Hause doch noch einmal nüzlich seyn. Die Spuren davon wird man in meinem gegenwärtigen Buche, und wenn ich mehreres schreiben werde, in dem Folgenden vielleicht noch deutlicher finden. — Nur Spuren aber;

denn mehreres ist jezt nicht mehr nöthig, da die Welt die Table raisonnée des jeztregierenden Durchlauchtigsten Herrn Markgrafen von Baden besizt; eine Table, die doch vermuthlich jezt in einem jeden Zimmer aufgehängt seyn wird, worin Prinzen unterrichtet werden!

Mein gegenwärtiges Buch hat also nunmehr eine ausgedehntere Absicht zum Grunde, und soll eigentlich eine allgemeine Einleitung in die Geschichte der Menschheit vorstellen. Die Aufschrift der dritten Abtheilung zeigt, daß sie mit dem dritten Bande noch nicht geendiget ist; und wirklich würde ich, um die Sache auf einmal darzustellen, noch ein viertes Bändchen, von der Anlage des Menschen zur Tugend und Religion und von der geistigen Verschiedenheit handlend, beygefügt haben, wenn mich nicht die Krankheit und der Todesfall meines guten, seligen Vaters unterbrochen hätte. Ich will aber auch jezt so lange zuwarten, bis ich vernehmen werde, ob es das Publicum für gut finden wird. Aus diesem Gesichtspunkte also, nehmlich einer Einleitung in die Geschichte der

Mensch-

Menschheit, muß ich mein Buch zu betrachten bitten. Iselin, dessen kurze Betrachtung über die Kräften und Aeusserungen der menschlichen Seele ich gelesen habe, gab mir die Veranlassung, auch die körperliche Natur des Menschen — auf die doch in jedem Betracht so viel ankommt — mit zu betrachten. Aber das Feld, in das ich eintrate, war mir neu; und da es, meines Wissens, noch so wenige Führer gibt, die es, nicht blos für Aerzte, sondern auch für andere Menschen, die diesen Körper tragen, geebnet haben: so, dünkt mich, werde ich hoffen dürfen, daß man meine Bemühungen hierin mit Nachsicht beurtheilen wird. Es kostete mich Mühe, bis ich in meiner Lage die Hülfsmittel auftrieb, und vielleicht wird der Leser manchem Paragraphen darin den Schweiß an der Stirne ansehen. Ein lebhafter neuerer Schriftsteller sagt: „Sich aus Hallers lateinischer und Unzers teutscher Physiologie zu unterrichten, ist eine Arbeit, die beynahe eine Märtyrer-Krone verdient; und wenn ich dagegen Tissots Werk von den Nerven oder eine Schrift von Bonnet las, die beyde Teutschen viel zu verdanken haben; so mußte ich es allemal bedauren,

daß unsere Herren Landsleute uns den Weg zum Unterrichte so sauer machen. Unsere physiologischen und philosophischen Schriften sind wahre Goldgruben; aber es ist auch Bergmannsarbeit, aus diesen Schachten das Gold auszugraben." — Durch eigene Erfahrung belehrt, stimme ich ihm völlig bey; ob ich gleich die Bemühungen einiger Physiologen, die uns ein wenig in die äussere Vorhöfe des Aeskulapischen Tempels geführt haben, mit Dank erkenne.

Bey der besondern Rükſicht, die ich bey diesem Buch hatte, nahm ich doch zugleich den Bedacht, es so einzurichten, daß es auch unabhängig von meinen weitern Arbeiten bestehen und gelesen werden könnte: denn ob diese zu Stande kommen werden oder zu Stande kommen sollen; weiß theils der Leser und theils ich nicht.

In Absicht der Einrichtung dieses Buchs, die aus dem Inhalt eines jeden Theils erhellen wird, muß ich folgendes erinnern.

Ich trafe auf Materien, worin ich noch keinen Vorgänger hatte oder wenigstens wußte, und zwar, was entweder das Ganze oder doch die Hauptsachen betrift. — Hierin that ich, was ich konnte, und scheuete gewiß das angestrengteste Nachdenken nicht.

Ich traf aber auch auf Materien, worin es viele Vorgänger gab, und welche zum Theil ganz von ihnen berichtiget worden sind. Das war mir bey dieser, gegenwärtig für mich sauren Arbeit herzlich willkommen: und kein Dank kan wärmer, kan stärker seyn, als derjenige, den ich z. B. dem Herrn von Irwing, dem Herrn Pr. Feder, dem H. G. S. Herder und so vielen andern Lebenden und Verstorbenen in meinem Herzen gebracht habe und noch bringe.

Aber ich wußte lange nicht, was ich in diesen Fällen zu thun hatte.

Die Arbeiten Anderer in meine eigene Münzstätte überzutragen, ihr Gold umzuschmelzen und unter meinem Gepräge auf das Neue darzulegen — würde mir vielleicht nicht gar schwer

ge-

geworden seyn; aber es war meiner Denkungsart, die sich in diesem Buche erhiin legitimiren wird, ganz und gar zuwider. Ehre, dem die Ehre gebühret, dachte ich!

Daneben konnte aber das Allegiren und das unverhohlene Hersetzen ihrer eigenen Worte und Stellen, von einer andern Seite her, nicht räthlich scheinen; das ist eine blose Compilation, konnte es in dem Munde der Mißgunst oder der Ungerechtigkeit heissen; und wie verhaßt und demüthigend ist diese Beschuldigung oder Name für einen Schriftsteller, dem es nicht an Empfindsamkeit mangelt! Demunerachtet kostete es mich wenig Mühe, mich hierin zu verläugnen. Einestheils ist es wirklich so, daß ich bey vielen Abhandlungen blos die Arbeiten Anderer aufgesucht, gesammelt und verbunden habe; anderntheils gibt es hiebey nicht nur genug zu thun — welches blos der, so es noch nie versuchte, nicht glauben wird — sondern man kan auch dadurch oft für den Leser, den unser Selbstruhm ohnehin nicht interessirt, mehr Nutzen schaffen, als wenn man durch aus selbst erfinden, selbst reden will. Es ist genug, wenn ein Autor seine Gedanken, die er, wo nicht erfand,

fand, (denn wie weniges läßt sich in unserer Zeit eigentlich Neues erfinden?) so doch wenigstens fand und sich eigen machte, in einer guten und dem Leser nüzlichen Ordnung darlegt. In diesem Tone reden zween Schriftsteller, denen es gewiß nicht an eigener Kraft zum denken fehlt, Herder und Feder.

Auch das brachte mich oft in Verlegenheit, ob ich den Leser auf die Arbeiten Anderer, besonders, wenn man wegen ihrer allgemeinen Achtung und Wehrt hoffen konnte, daß sie in den meisten Händen seyn werden — nicht blos verweisen sollte oder dürfte? Erleichternd für mich, da ich alles mit einer Hand schreiben muß, und da das Feld, so ich noch vor mir habe, so groß ist, wäre diese Verfahrungsart in vielem Betracht gewesen, und so wären auch meine eigene Gedanken näher beysammengerükt geblieben. Aber ich wurde doch zu dem Gegentheil gestimmt. Ich wußte aus eigener Erfahrung, daß bey manchen Personen der Vorrath von Büchern eingeschränkt ist und seyn muß. Das beste, das interessanteste Buch ist — leyder — oft nicht in unseren Händen; und dagegen eine tugend-

hafte Gattin und gutartige Kinder, die man zu nähren hat, an unserer Seite! Nebendem hat man oft zum Nachschlagen weder Weile noch Lust und eine Lücke, auf die vieles ankommt, muß man weder in einem Buche noch in der Erkenntniß des Lesers lassen.

Hiebey suchte ich mir noch dadurch zu helfen, daß ich die Gedanken Anderer in einen räsonnirenden Auszug zu bringen suchte — wenigstens überall und so oft es nur immer seyn konnte — denn manchmal, wo der Schriftsteller ganz in seinem eigentlichen Elemente webte und durch ein jedes Wort einen Gedanken sprach, wär es unverzeihliche Sünde gewesen. Vielleicht denkt der Leser hie und da, warum ich nicht auch dieses oder jenes Buch gelesen und benuzt hätte? — Es ist nicht meine Schuld; so gar, wenn ich es nicht einmal kenne!

Nun muß ich auch in Absicht derjenigen Schriftsteller, deren Einsichten ich vorgelegt und benuzt habe, ein Wort sagen. Daß ich sie ehrlich allegirt

habe,

habe, wird der Augenschein weisen, und war strenger und scrupulöser Vorsaz. Vermuthlich hätte es kein Einiger in diesem Grade verlangt. Aber desto eher werde ich vermuthen dürfen, daß Ihnen meine Beysätze (sie sind durch Parenthesen bezeichnet) Bemerkungen, Zweifel und andere Meynungen misfällig seyn sollten. Ein blinder Nach- und Anbeter macht nie Ehre. Ich hoffe zugleich, daß es auf die gehörige Weise geschehen ist, und kan auf Gewissen und Ehre versichern, daß in allen Fällen, wo ich anderer Meynung ware, meine Ehrerbietung gegen sie im Herzen blieb. Schriftsteller von anderer Art, denen es um Paradoxien zu thun war, haben den Unwillen meiner hierin besondern Idiosyncrasie erregt. Das gestehe ich zu; doch mißkannte ich ihre übrige Verdienste nicht.

Der Blik in die lebendige Welt hinein geht freylich bey mir aus einem Dorfe. — Vermuthlich würden mich der Umgang und die Hülfsmittel auf einem Musensitze oder grossen Stadt in manchen Dingen — was den Gedanken und den Ausdruk betrift — anders und besser gestimmt und belehrt haben, als in meinem,

meinem, mir übrigens herzlich lieben, jedoch von Hülfsmitteln meines Studiums nach einem ziemlichen Umfang entblößten Dörfchen. Inzwischen schadet doch vielleicht auch in manchen Dingen ländliche Denkungsart und — ländliche Freymüthigkeit — nichts. Dürnau; bey Göppingen im Würtembergischen, den 2. Merz 1785.

Johann Gottlieb Steeb,
Hochgräflich-Degenfeld-Schonburgischer
Pfarrer.

Inhalt

Inhalt

des ersten Bands.

Erste Abtheilung.

Von der körperlichen Beschaffenheit des Menschen.

Erster Abschnitt.

Von der körperlichen Beschaffenheit des Menschen in Vergleichung mit andern Geschöpfen des Erdbodens.

§. 1. Einleitung. Der Mensch ist unter allen Geschöpfen des Erdbodens dasjenige, für welches das weiteste Gebiet ausgestekt ist, und das eben deswegen auch die mannigfaltigste und vorzüglichste Anlagen in seiner körperlichen und geistigen Natur hat. Dieß beweißt die Erfahrung, und die Betrachtung der Natur des Menschen selbst; besonders auch, wann er mit den Thieren verglichen wird.

§. 2. Einfluß dessen, was der Mensch mit dem Thier verglichen, ermangelt. Der Mensch entbehrt in seiner körperlichen Natur manches; aber es gereicht zu seinem

Vortheil; er wird schwach gebohren und bleibt es lang, aber das bindet ihn an die ihm und andern nüzliche Gesellschaft und leitet zur Sprache. Er wird nakt, und, wie es scheint, ganz unbewafnet gebohren; aber das treibt ihn zur künstlichen Bekleidung und Bewafnung. Der Instinkt leitet ihn zu seiner Nahrung nicht untrüglich, aber er läßt ihm einen desto ausgebreitetern Genuß; er bringt nur die Hand mit sich; aber sie ist ihm uüzlicher als alle Kunstwerkzeuge der Thiere. Von Natur aus ist er so gesund, stark und dauerhaft als ein Thier.

§. 3. Fortsetzung und Vergleichung der thierischen Sinne mit den menschlichen. Die Thiere haben eine grössere Schärfe in einzelnen Sinnen, das aber für den Menschen nicht tauglich wäre. Der Mensch hat die fünf äusserlichen Sinne in schiklicher Proportion. Sie scheinen ursprünglich feiner zu seyn, als sie jezt sind. Bey den Thieren sind sie zwar in dem, woran sie gebunden sind, feiner, auch werden sie zu ihrem Zustand auf eine untrügliche Art angewiesen; aber sie sind bey uns selbst im jetzigen Zustand hinreichend, auch wär in demselben ein feiner Grad mehr beschwerlich. Bey den Thieren schränkt sich die Feinheit ihrer Sinne nur auf die Gegenstände ihrer eingeschränkten Nahrung und Bestimmung ein, und macht sie zur Empfindung anderer Dinge, oder auch zu einer gewisen Empfindbarkeit unfähig, und verursacht ihnen in gewisen Graden Schmerzen. Der Mensch ist zum Gebrauch einiger Sinne mehr angewiesen.

§. 4. **Verschiedenheit in dem Bau des menschlichen Leibs.** Der Mensch hat das meiste Gehirn. Sein Angesicht zeichnet sich aus; seine Augen, sein Gehörgang, Nase, Mund, Zähne, Zunge, und besonders seine Hand.

§. 5. **Von der dem Menschen eigenen Stellung des Leibs in Vergleichung mit der vierfüssigen.** Er ist zur aufgerichteten Gestalt organisirt. Einrichtung seines Kopfs dazu, der Brüste des weiblichen Geschlechts, des Rükgrads, des Arms, der Füsse, der Hinterbacken, der innern Theile des Leibs; und im Gegentheil Ermanglung dessen, was zum vierfüssigen Gang gehört. Vortheile dieser Stellung des Menschen und Widerlegung von gegenseitiger Meynung.

§. 6. **Von körperlichen Kräften und Fähigkeiten.** Die aufgerichtete Stellung des Menschen verschaft ihm mehr Kräften und Fertigkeiten. Im Verhältniß seiner Grösse hat er mehrere und dauerhaftere Kräften; ist den Thieren im Ausdauren und der Geschwindigkeit gleich oder überlegen, kan sich so gar Fertigkeiten, die nicht in seiner Organisation liegen, in einem hohen Grad erwerben; hat auch einige natürliche, und es gehört zu seiner Bestimmung und Ueberlegenheit, daß es nicht mehrere sind.

§. 7. **Von der Verschiedenheit des menschlichen und thierischen Zeugungstriebs.** Die spätere Regung desselben ist für ihn vortheilhaft; er ist nicht wie bey dem Thier an eine gewise Zeit eingeschränkt, wird durch mannigfaltigere und angenehmere Empfindungen dazu erwekt, ist

bey dem Menschen nicht so ungestümm, wenigstens von Natur.

§. 8. **Von der Zeit der Geburt.** Ob dem Menschen keine gewise Zeit dazu angewiesen sey. Meynungen und Widerlegung.

§. 9. **Von der Nahrung des Menschen in Vergleichung mit der thierischen.** Der Genuß darin ist bey dem Menschen sehr freygelassen und mannigfaltig. Einrichtung der Organe dazu, der Zähne, Gedärme u. s. w. Weitere natürliche Gründe. Fähigkeit der körperlichen Natur des Menschen, sich bey alle dem doch mit Wenigem zu begnügen. Besondere Verdauungskräfte des Menschen. Er ist den physischen Wirkungen der Nahrung nicht so sehr, wie die Thiere unterworfen.

§. 10. **Von der grössern Verbreitung des Menschen unter den verschiedenen Himmelsstrichen.** Er kan zu dem Endzwek das Klima mehr ertragen, sowohl das heisse, als das kalte. Beweise davon. Auch von aussen her scheint die Natur dafür gesorgt zu haben.

§. 11. **Von dem menschlichen Lebensziel in Vergleichung mit dem thierischen.** Es dauret länger und ist tiefer in seiner Natur gegründet, als bey den Thieren.

§. 12. **Uebersicht der Resultate aus dem Vorhergehenden.**

§. 13. **Vergleichung der Affen und besonders des Orang-Utangs.**

Zweyter Abschnitt.

Von der körperlichen Beschaffenheit des Menschen an sich betrachtet.

§. 14. a. **Von dem Körper überhaupt nach seinen Bestandtheilen.** Lezte Bestandtheile desselben, und mechanische. Empfindung, Bewegung, Leben. Aeussere Eintheilung des Körpers, harte, weiche, flüßige Theile.

§. 14. b. **Von den Werkzeugen der Sinne insbesondere.** Augen, Ohren, Nase, Zunge, Gefühl. Einige besondere Bemerkungen.

§. 14. c. **Von den Kräften des Körpers und ihrer Verbindung.** Wechselseitiger Reiz und Widerstand. Natürliche Gemeinschafts-Punkte der thierischen Kräfte. Dauer dieser Kräften bey der Veränderung der Organe.

§. 15. **Von der Entstehung, der Entwiklung und dem Wachsthum des menschlichen Körpers; so wie auch von seiner Abnahme und Tod.** Meynungen über seiner Entstehung. Art und Zeit der Bildung in Mutterleibe. Wachsthum nach der Geburt. Mündigkeit. Männliches Alter. Abnahme, Alter, Tod.

§. 16. **Von der körperlichen Gleichförmigkeit.** Der Mensch hat ordentlicher Weise, Glieder und Sinne nach ihrer wesentlichen Beschaffenheit und Anzahl, gleich. Gegenseitige Meynungen und Widerlegung. Gleiche sinnliche

Empfindungen. Gleichförmigkeit in Gebärden und in dem sinnlichen Ausdrucke der Leidenschaften.

§. 17. Von den beyden Geschlechtern. Aehnlichkeit und Unterschied bey dem weiblichen und männlichen, in den Geschlechtstheilen, dem Kopf, Blut, Bekleidung der Gefässe, Grösse des Leibs, Absonderung des Bluts, Mannbarkeit, Einfluß auf die Leibesfrucht, Anzahl und Verhältniß der Geschlechter.

§. 19. Von den Anlagen zur Fortpflanzung und Vermehrung unserer Gattung. Zeitraum, worin der Geschlechtstrieb bey beyden Theilen wirkt. Menschliche Fruchtbarkeit. Verhältniß darin. Fortgang.

§. 19. Von Gesundheit und Krankheit. Die Gesundheit ist dem Menschen natürlich. Einrichtung dazu von innen und von aussen. Anlage zu Krankheiten. Eintheilung der Gattungen und Arten derselben. Ihre Verbreitung und Ansteckungsfähigkeit. Besondere Art des Scorbuts auf der See. Einförmigkeit in den Krankheiten.

§. 20. Von dem menschlichen Lebensziel, der Ordnung im Tode, und seinen Ursachen. Natürliches Ziel des Lebens und Verschiedenheit desselben. Allgemeine Gesetze und Ordnung der Sterblichkeit bey Kindern, der Jugend, dem erwachsenen und hohen Alter. Die Sterblichkeit nach gewisen Lagen. Natürliche Ursachen des Todes.

Dritter Abschnitt.

Von den einzelnen Ausnahmen und Verschiedenheiten in der körperlichen Beschaffenheit des Menschen.

§. 21. Kurze Anzeige von den Ursachen dieser Ausnahmen und Verschiedenheiten.

§. 22. Von den Mondsaugen-Menschen, Kakerlaken, Chagrelas, Albinos und den Linneischen Troglodyten.

§. 23. Von den Kretins im Walliserlande.

§. 24. Von den menschlichen Zwittern und einigen andern Anomalien. Von dem Daseyn oder Nichtdaseyn der menschlichen Zwitter. Beyspiele. Beschneidung der Weiber. Mehrere Anomalien der Natur bey dem weiblichen Geschlechte.

§. 25. Von einem Stachelartigen männlichen und hornartigen weiblichen Menschen.

§. 26. Von einem jungen Menschen, der vieles Fischähnliches hatte.

§. 27. Von merkwürdigen Mißgeburten. Von was sie zeugen. Mißgeburten von zween Körpern mit Einem Kopfe, mit einem einfachen Leib und zween Köpfen, von zween männlichen zusammengewachsenen Menschen, von zween Rümpfen blos auf 2. Füssen, von 2. zusam-

mengewachsenen Mädchen. Entstehung der Mißgeburten. Aberglauben und Einbildung dabey. Eine besonders merkwürdige, auch der Seele nach.

§. 28. Von der Fortpflanzung einiger Besonderheiten; mehrerer Glieder, Krankheiten, u. s. w.

§. 29. Von einigen merkwürdigen Erscheinungen in Absicht des Gehirns und des Herzens. Lebende Geburten ohne Kopf oder Gehirn, mit gedoppelten, verkehrten, zerfressenen Herzen u. s. w.

§. 30. Von Menschen gemachte, äusserst gemeine Hauptverschiedenheit.

§. 31. Von einigen Verschiedenheiten in Absicht des innern Geburtsorts, des Aufwachsens, des Zeugungstriebs, des Alters.

§. 32. Von der mannigfaltigen äussern Bildung.

§. 33. Von den verschiedenen Temperamenten. Ursache derselben. Das cholerische, sanguinische, melancholische, bootische, hypochondrische, phlegmatische.

§. 34. Von Sympathie und Antipathie. Ursachen davon. Fakta und Beyspiele.

§. 35. Von den Gelüsten, bey Männern, Weibern. Ursache.

§. 36. Einige besondere Wahrnehmungen in Absicht des Genusses der Speisen. Vielfresser. Das Gegentheil.

§. 37. Von einigen Verschiedenheiten in den Sinnen, im Geruch, Geschmak, Gefühl. Besonders von der Nordamerikanischen Apathie; Beyspiele, Ursachen davon.

Vierter Abschnitt.

Von den körperlichen Verschiedenheiten ganzer Völker.

§. 39. Von den Ursachen derselben überhaupt.

§. 40. Von dem Einfluß des Klima auf die körperliche Beschaffenheit der Völker; des warmen, des kalten, der Feuchtigkeit der Luft überhaupt und in Verbindung mit der Kälte und Wärme, der trockenen Luft. Von dem Grad des Einflusses des Klima auf den menschlichen Körper; Möglichkeit seinen Wirkungen zu widerstehen, oder sich daran zu gewöhnen, ob es gleich auch sehr bösartige für den Menschen gibt. Besondere Wirkungen des Klima, des Bodens, des Wassers.

§. 41. Von dem Einfluß der Nahrung. Menge und Beschaffenheit der Speisen und Nahrungsmittel. Einfluß

davon. Insbesondere von der animalischen Kost, der Nahrungsart aus Pflanzen, vermischter Kost, Wirkungen des Ueberflusses; besondere Wirkungen von dem Genusse des Fleisches und der Fische. Wirkungen des Getränkes.

§. 42. Bemerkung über das Vorhergehende.

§. 43. Von dem Einfluß der Verfassung, Sitten und Gebräuche eines Volks in seine körperliche Beschaffenheit. Einfluß des Umganges und der Vermischung mit andern Völkern, so wie auch des Gegentheils der gemäsigten und despotischen Regierung, der frugalen und ausschweifenden Sitten, der Gebräuche bey der Wohnung, Kleidung, Reinlichkeit; künstlicher Gebräuche in Umstaltungen des Leibs. Vermuthungen über die Ursache der Leztern. Ganz besonderer Mallikolesischer Gebrauch darin.

§. 44. Eine Meynung von dem Uebergang dieser künstlichen Verschiedenheiten in die Natur selbst. Bemerkungen dazu.

§. 45. Einige Beyspiele von der Dauerhaftigkeit einer eigenthümlichen Leibesbeschaffenheit. Holländer auf dem Vorgebürge. Die Dänen.

§. 46. Herr Prof. Kants Meynung von präformirten Keimen und Anlagen zu einer besondern Leibesbeschaffenheit. Bemerkungen dazu.

§. 47. Folgen oder Wirkungen von den äusserlichen (und zum Theil innerlichen) Ursachen in Modificirung der körperlichen Beschaffenheit der Völker.

§. 48. Von der Grösse des Körpers bey ganzen Nationen. Eintheilung. Die grosse Leibesstatur an vermeynten Riesen, unsern teutschen Voreltern, den Patagonen. Kleine Statur an den Nordländern und deren Ursache.

§. 49. Von der Verschiedenheit in der Bildung des Leibs. Amerikaner. Bewohner von Südindien. Afrikaner. Europäer. Tatarn. Polarmenschen. Bemerkungen darüber.

§. 50. Von der Verschiedenheit der Leibesfarbe. Die Weiße. Die Schwarze, wobey eine Vermuthung über die Entstehung und den Grund derselben von dem Verfasser. Die Braune. Die Braunröthlichte.

§. 51. Von der Verschiedenheit in der Leibesstärke und den Kräften. Ursachen derselben.

§. 52. Von der Verschiedenheit in der Zeit und in den Trieben der Mündigkeit. Erscheinungen und Ursachen davon.

§. 53. Rükſicht auf das Vorhergehende und Erwägung dessen, was daraus folgt.

§. 54. Erzählung und Beantwortung der Komischen Grundsätze.

Von dem

Menschen

überhaupt,

ohne Rükſicht auf die beſondere Stufen
ſeiner Kultur.

Erſte Abtheilung.

Erste Abtheilung.

Von der körperlichen Beschaffenheit des Menschen.

Erster Abschnitt.

Von der körperlichen Beschaffenheit des Menschen in Vergleichung mit andern Geschöpfen des Erdbodens.

§. 1.

Einleitung.

Der Mensch, als ein Glied der lebendigen Schöpfung, hat mit den übrigen Gliedern derselben manches gemein; ist aber wieder von ihnen durch mehrere oder wenigere Beschaffenheiten und Eigenschaften verschieden. Dieser Unterschied, wenn man den Menschen mit der Auster, dem Wurm und andern niederen Geschöpfen vergleicht, ist sehr auszeichnend, nimmt aber stufenweise ab, bis man endlich

auf solche Geschöpfe kommt, die sehr nahe an ihn zu gränzen scheinen. Man hat sie dadurch, daß man ihre Fähigkeiten erhöhte und den Menschen dagegen herabsezte, oder ihn blos auf einer niedern Stufe seiner Kultur betrachtete, demselben nahe genug gebracht, wo nicht gar mit ihm verbrüdert: aber bey alle dem wird man doch behaupten dürfen, daß, ob es gleich in der Kultur der Menschen mancherley Stufen gibt, und der Abstand von einem Pescheräh im Feuerlande bis zu einem gesitteten Europäer so groß ist, als es sich zwischen den Gliedern eines Geschlechts immer denken läßt; der Mensch, überhaupt genommen, dennoch unter allen Geschöpfen des Erdbodens dasjenige sey, für welches auf demselben das weiteste Gebiet ausgestecket, und welches zu diesem Endzwek mit den vorzüglichsten und mannigfaltigsten Anlagen sowohl in seiner körperlichen als geistigen Natur ausgerüstet ist.

Die Erfahrung selbst und der Gebrauch, den der Mensch von seinen Fähigkeiten in allen Gegenden des Erdbodens gemacht hat, hat dieses längst bewiesen: aber das erhellet eben so deutlich, wenn man den Menschen nach den Anlagen in seiner Natur, auch nur überhaupt betrachtet. Es fällt sogleich in die Augen, daß er alles dasjenige in reichlichem Maase besizt, was zu seiner vorzüglichen Bestimmung und dem unterscheidenden Stande, den er unter den übrigen Erdgeschöpfen einnehmen soll, erfodert wird. In dem denkenden Theil seines Wesens liegen die vortreflichste Fähigkeiten nnd Kräften, zwar anfänglich nur wie Keime und, je nachdem die äussere Umstände beschaffen sind, manchmal lange eingehüllet; die aber doch von aussen her leicht und öfters schnell erwekt werden können. Diese Fähigkeiten machen ihn zu dem Herrn der Thiere, wenn sie ihm auch an Geschwindigkeit, Stärke, Grösse u. s. w. noch so überlegen

legen sind und lassen ihn beynahe in jeder Lage und in jeder Himmelsgegend Mittel zu seiner Erhaltung und Vervollkommnung finden. So ist auch der menschliche Körper nach seiner äuseren und inneren Organisation aufs bewunderns-würdigste eingerichtet und das Aug des Zergliederers, so lang es ihn auch schon durchforscht hat, erstaunet noch immer, wenn es ihn auch nur als eine Maschine betrachtet. Wie künstlich und weise sind die festen Bestandtheile, die den übrigen zur Beschützung, Grundlage und Stüze dienen, theils überhaupt, theils wegen der besondern Stellung des menschlichen Leibs zusammengefüget und abgetheilt! Wie groß ist die Menge und wie erstaunenswürdig die thierische Kraft der Muskeln, durch welche der Mensch nicht nur den Widerstand der Körper überwinden und Lasten heben, sondern auch die mannigfaltigste, willkührliche Bewegungen auf einen blosen Wink der Seele vornehmen kan; Bewegungen, die den künstlichsten Mechanismus erfodern, wenn durch die Nachahmung, auch nur Einige derselben in dem Flötenspieler eines Vaukanson dargestellt werden! Wie verschieden ist die Beschaffenheit der flüßigen Theile, und wie unzählig die Anzahl der Röhren und hydraulischen Maschinen, wodurch dieselbige geleitet, und die Menge der Werkzeuge nnd Gefäße, worin sie hervorgebracht und zubereitet werden! Und welch ein Wunder stellt uns die Leitung und Vertheilung der Nerven und die Einrichtung der Sinne dar! Es seye, daß man dieses bey den Thieren in dem organischen Bau ihres Körpers zum Theil ebenfalls wahrnimmt, oder daß wenigstens derselbe in seiner Art und zu demjenigen, wozu er bestimmt ist, so gar an einer Raupe, wie Lyonet gezeigt hat *) gleichweißlich

*) Der Forschgeist, die Geduld und Geschicklichkeit Lyonets hat, wie Tißot anführet und Bonnet bekräftiget, an der Weiden-Raupe viertausend und ein und vierzig unterschiedene Muskeln entdeckt.

eingerichtet ist; so ist doch so viel gewiß, daß der Mensch auch in demjenigen, was bey den Thieren fast das Einzige ist, das Seinige im Ganzen wo nicht vollkommener, doch gewiß eben so vollkommen empfangen hat.

Das kan nun freylich nicht anders, als durch die Vergleichungen der mannigfaltigen thierischen Organisation genau erkannt und bewiesen werden. Aber wenn man doch, wozu uns die Erscheinungen am Menschen berechtigen, voraussezt, daß er das vorzüglichste Geschöpf unsers Erdbodens seyn sollte; und daß es manche Zustände gegeben hat und noch gibt, worin er von seiner körperlichen Einrichtung wo nicht mehr, doch wenigstens eben so sehr abhänget, als von seiner geistigen; so läßt sich, wie mich dünket, zum voraus vermuthen, daß der Schöpfer in Rücksicht der mannigfaltigen und zuweilen niedrigen Lagen des Menschen, im Ganzen genommen, ihn auch von dieser Seite her werde ausgezeichnet haben. Nichts davon noch zu gedenken, daß der erste Weg, worauf der Mensch zu seinen Känntnißen gelanget, bey ihm eben so gut, als bey dem Thier, durch die Sinne gehet, und auch nachher noch in den meisten Stücken bey ihm der Einige bleibt. So gewöhnlich es daher ist, das Vorzügliche des Menschen blos in seinen höhern Seelenkräften zu suchen, und dagegen in dem Sinnlichen den Vorzug den Thieren zuzugestehen; so glaube ich doch, daß der Mensch, wenn man alles zusammennimmt, dem Thier auch darin nicht nur nicht nachstehet, sondern überlegen ist. Einige Beweise dazu wird das Nachfolgende liefern.

§. 2

entdeckt. Tißot von den Nerven III. B. Anhang S. 531. nach Herrn Webers Uebersetzung.)

§. 2.

Von dem Einfluß deßen, was der Mensch, mit dem Thier verglichen, ermanglet.

Zwar in Absicht einzelner Stücke mangelt dem Menschen in seiner körperlichen Beschaffenheit manches, welches der Urheber der Natur andern lebenden Geschöpfen verliehen hat; aber selbst dieser Mangel muß zu seinem Vortheil gereichen.

Er wird schwach gebohren, und der Zustand seiner Unvermögenheit währet bey ihm länger, als bey einem jeden der übrigen Geschöpfe; aber eben das bindet ihn desto stärker an eine **Familiengesellschaft**, in deren Schooße nicht nur Er, für sich, viele Vortheile und die Einsichten und Erfahrungen der Erwachsenen kennen lernt und besonders auch zu der **Sprache** angeleitet und genöthiget wird; sondern deren er auch hinwiederum zum Vortheil und zur Stütze dienen kan.

Der Mensch betritt den Erdboden nakt und, wie man beyzusetzen pflegt, unbewafnet. Aber das Erstere nöthiget oder leitet ihn zur Erhaltung vieler Hausthiere, von denen er, außer der Bekleidung, auch sonst vielfachen Vortheil genießt, und gibt unter seinem eigenen Geschlechte vielen Gliedern, die ihn bekleiden müßen, zulezt Unterhalt, und was das Zweyte anbelangt, so nöthigte es ihn ebenfalls zur Erfindung solcher Waffen, mit welchen er mehr, als das Thier mit seinen Zähnen, Hörnern und Klauen, ausrichten kan. Daneben steht es noch, wie Haller bemerket, dahin, ob Jenes nach allen Theilen wahr ist; denn an seinen Nägeln, wenn er sie wachsen ließe, hätte der Mensch doch auch natürliche Waffen, und es fraget sich, ob der anderweitige

Nutzen, den der Mensch von seinen Nägeln hat, die Absicht der Natur erschöpft? In so fern handlen also die Mandarinen in China und die Vornehme in Taheiti, die ihre Nägel wachsen lasen, der Natur gemäß, ob dieses schon bekanntlich ihr Beweggrund nicht ist.

Zu seiner Nahrung und zu der Befriedigung seiner übrigen Bedürfniße wird der Mensch durch keinen so untrüglich bestimmten Kunsttrieb geleitet, wie das Thier; aber das verschaft ihm einen desto ausgebreitetern und mannigfaltigern Genuß, und läßt ihm desto mehrere Willkühr in der Befriedigung seiner Bedürfniße.

Zur Erwerbung der leiblichen Bedürfniße bringt der Mensch hauptsächlich nur die Hand mit sich auf die Welt; ein Glied, das von solchen, welche manche Thiere besitzen, um vieles übertroffen zu werden scheinet; aber eben daßelbe ist nicht nur der mannigfaltigsten Bewegungen fähig und an sich selbst das vortreflichste Werkzeug, sondern auch das beste äuserliche Hilfsmittel der Seele.

Der Mensch scheinet endlich nicht so gesund, dauerhaft und stark zu seyn, als das Thier; aber das nur, wo er oder seine Voreltern die ursprüngliche Stärke der menschlichen Natur durch Weichlichkeit und eine widernatürliche Lebensart untergraben und geschwächt haben.

§. 3.

Fortsetzung und Vergleichung der thierischen Sinne mit den menschlichen.

Auch in Absicht einzelner Sinne wird der Mensch von manchen Thieren übertroffen und vermuthlich von den verachtetsten, den Insekten, am meisten. Auch bemerket man

man so gar an dem Betragen einiger Thiere, daß sie von manchen Dingen und mancher Dinge Eigenschaften oder Veränderungen eine Empfindung haben müßen, die wir mit keinem Sinne oder sinnlichen Werkzeuge verspüren können; insonderheit, was die künftige Veränderung des Wetters betrift, wovon einige Thiere gleichsam lebendige Barometer, Thermometer und Hygrometer sind *). Aber was würde es den Menschen nützen, sagt Pope, wenn er mit einem mikroscopischen Auge eine Käßmilbe betrachten könnte und sein Blick könnte sich nicht bis zu den Himmelskörpern ausdehnen? Was würde der Nutze von einem zärteren Gefühl seyn, wenn er, allzuempfindsam und immer zitternd, Schmerzen und Todesschwäche durch ein jedes Schweißloch eindringen fühlte? von einem feineren Geruch, wenn die verfliegende Theile einer Rose uns durch aromatische Schmerzen tödteten? von einem feineren Ohr, wenn sich uns die Natur immer durch Donner hören ließe, und man durch die Musik der einherrollenden Himmelskörper betäubt würde? — O, wie sehr würden wir's alsdenn bedauren, daß uns der Himmel des sanften Lispelns des Zephyrs und des Murmelns der Bäche beraubt hätte! **)

Wenn uns aber auch dieses, was der philosophische Dichter des Menschen sagt, nicht zufrieden stellen sollte; so laßet uns folgendes bedenken.

1) Der Mensch hat die bekannte fünf äuserliche Sinne mit den sogenannten vollkommenen Thieren gemein, und das zugleich in einer, für seine äuserliche Lage und innere Einrichtung hinreichenden und schicklichen Proportion. Sein Fortkommen auf dem Erdboden in dem, für ihn bestimmten

*) Reimarus von den Trieben der Thiere, II. Ausgabe. S. 304.

**) Ueber den Menschen. I. Br.

ten Stand unter den Geschöpfen, ehe er sich noch durch Erfindung künstlicher Werkzeuge in der Erhöhung einiger seiner Sinne geholfen hat, beweiset, daß seine Sinne zu allen Zeiten zureichend waren, und beweiset es noch an allen denen, die sich derselben blos zu ihren nothwendigen Bedürfnißen bedienen: und daß das Verhältniß, worin sie ihm gegeben sind, das schicklichste sey, wird aus dem folgenden erhellen. Dabey muß man aber

2) wohl bemerken, daß der Grad der Feinheit, nach welchem die Menschen ihre Sinnen jezt besitzen, nicht immer der natürliche oder ursprüngliche seye. Man kan vielmehr aus vielen Gründen behaupten, daß die äuserliche Sinne dem Menschen, nach der ersten Anlage der Natur in einem weit stärkeren Grade gegeben sind, als man es in dem jetzigen Zustand der Gesellschaft wahrnimmt. Wie fein ist der Geruch des amerikanischen Wilden, der nur die Fußstapfen beriechen darf, um zu sagen, von welcher Nation um ihn her sie eingedrückt wurden; oder der das Lager eines Bären in der Ferne wittert! Wie scharf ist das Gesicht des Hottentotten! Bey unserer jetzigen Lebensart hingegen, wobey die Sinne mehr gebraucht und angestrengt werden und vielleicht von den Voreltern her in ihren Keimen schon nothlitten, müßen sie nach und nach stumpfer werden, und selbst auch die Bilder und Empfindungen, welche die Sinne in der Seele hervorbringen, können wegen ihrer Menge und weil sie sich so sehr durchkreutzen, keinen so starken Eindruck auch auf diese machen. Und doch gibt es auch in unserem gesellschaftlichen Zustande noch immer manche einzelne Beyspiele von der Feinheit dieses oder jenes Sinnes. Glaubwürdige Beobachter erzählen von einem Mönchen in Prag, daß er blos durch den Geruch habe unterscheiden können,

ob

ob Frauenzimmer keusch oder unkeusch lebten *). Oder hatten etwa die Geruchs-Nerven dieses Menschen eine Richtung wie bey den Thieren, von welchen es bekannt ist, daß sie brünstige Weibchen riechen? von dieser Feinheit der Sinne zeuget auch das berühmte Siegel des Michael Angelo, der in einem Umfang von wenigen Linien einen Tumult von Menschen, die man kaum durch das Vergrößerungsglas aufzählen kan, und doch jeden in der, ihm gehörigen Stellung des Leibs dargestellt hat. Allerdings muß man zwar dieses nicht blos von einem feinen Gesicht, weil er sich bekannter Hilfsmittel bedienen konnte, und auch nicht einig und allein von einem äuserst feinen Gefühl herleiten; aber doch mußte, wenigstens das leztere, gewiß mitwirken. Sollte man aber überhaupt daraus, weil die Sinne von dem Menschen nicht nur länger, als bey den meisten Thie-

 ren;

*) Tiedemann, Untersuchungen über den Menschen. II. S. 254. *Le Cat*, Traité des Sensations T. II. S. 857. Der H. Graf von Lamberg berichtet in seinem Memorial d'un Mondain auch noch folgendes Beyspiel: Zu Corte war ein seltener Mensch, der am Geschmack und Geruch der verschiedenen Erdarten das Vaterland eines jeden Fremden unterscheiden konnte, der Etwas von seinem vaterländischen Grund und Boden an sich hatte. Der Staat gab ihm den Auftrag, einen Menschen zu examiniren, der sich ganz verborgen hielt, und nicht sagen wollte, wo er her wäre. Dieser Experte nach der neuesten Mode fieng seine Versuche an, ließ sich das Felleisen des Gefangenen geben, beroch seine Stiefel, und erkannte an dem Geruch der unter dem Absatz angehängten Erde, daß der Mann von den Schweitzergebürgen her wäre. Dieser Versuch brachte den Unbekannten außer Faßung; er fieng an zu gestehen, und nach weitern Erkundigungen, die man einzog, fand sichs, daß es ein junger Mensch aus einer bekannten Familie war, der aus einer verliebten Verzweiflung sich entschloßen hatte, zu sterben, oder zum wenigsten herumzuirren, um seine Liebste zu rächen. *Boeck*, de sensuum hominis extern. perf. §. 44.

ren; sondern auch vielfältiger und häufiger, als bey allen gebraucht werden, nicht den Schluß machen dürfen, daß sie bey ihm eine länger ausdaurende und innere Stärke haben? viele Thiere, aus ihrer natürlichen Lage gesezt, (wie es der gesittete Mensch in den meisten Stücken jezt auch ist), werden eher blind, als dieser, z. B. das Pferd. Auch sonst gibt es einzelne Beyspiele, die von der Dauerhaftigkeit, oder wenn ich so reden darf, von der Tenacität der menschlichen Sinne zeugen. Es seye mir erlaubt, unter mehreren zwey derselben, die das Gehör betreffen, in der Anmerkung anzuführen, da sie auch in anderem Betracht merkwürdig sind, und man zugleich daraus schließen sollte, daß dieser Sinn, wenn er vorher in gesundem Zustand war, bey der Todesschwäche und dem Untergang der menschlichen Maschine Einer von den lezten sey *).

3) Das

*) Ein Greiß von 66 Jahren wurde einige Stunden lang für todt angesehen, und man hatte schon die Zeit zur Leichenöfnung und Beerdigung bestimmt. Es waren zween Priester im Zimmer; und indem sie sich stattlich mit einander zankten, wer zuerst für die Seele des Verstorbenen beten solle, machten sie endlich so viel Lärmen, daß ein Verwandter des Greisen in das Zimmer trat, um sie still zu machen. Nachdem dieser aus Neubegierde das Gesicht des Todten aufgedeckt hatte, um zu sehen, ob es sich sehr verändert habe; so nahm er einen Anschein von Bewegung auf demselben wahr. Dieses verleitete ihn, Jenem das Licht an die Nase und den Mund zu halten, und die Schläfe mit Aufmerksamkeit zu befühlen; er konnte aber kein Zeichen von Puls oder Athemhohlen entdecken, und hielte sich überzeugter, als jemals, daß sein Freund wirklich gestorben sey. Als er aber zurückgieng, glaubte er, eben die Bewegung noch einmal wahrzunehmen, rieb ihm deswegen die Nase, die Schläfe und die Lippen mit Wein, und wollte ihn abermals liegen laßen, als er wahrnahm, daß er den Wein schlürfte. Er tröpfelte ihm wel-

3) Das bisherige vorausgesezt, kann man jedoch nicht läugnen, daß die Sinne, weil sie nebst dem Mechanismus ihrer Glieder und den niedern Seelenkräften das Einige sind, wovon sowohl die Brauchbarkeit als die Erhaltung der Thiere abhänget, ihnen in demjenigen, woran dieselbe gebunden sind, in größerer Stärke und Feinheit seyen verliehen worden. Bey dieser bemerkten Einschränkung muß man dieses, so bald man sie ein wenig genau beobachtet, nothwendig zugeben. Was für ein zartes Gefühl oder Geruch und was für ein unaufhaltbarer innerer Drang zeiget sich nicht in den Zugvögeln, und wie genau wissen sie ihre Zeit und ihren Weg zu beobachten! Wird etwa die Wit-

terung

welchen in den Mund, und als derselbe einen Löffel voll verschluckt hatte, öfnete er die Augen und erzählte, nachdem er sich wieder gänzlich erhohlet hatte, alles, was während seiner Todähnlichen Ohnmacht zwischen den Priestern vorgegangen, ohne den mindesten Umstand wegzulaßen.

Das Zweyte, ähnliche Beyspiel ist folgendes.“ Eine, am hitzigen Fieber darnieder liegende Frau wurde endlich für todt gehalten. Sie hörte alles, was man in Betreffung ihres Leichenbegängniß sprach und that; aber, so viel Mühe sie sich auch gab, anzudeuten, daß sie noch lebe, konnte sie doch nicht damit zu Stande kommen. Da sie endlich das Wehklagen und das Seufzen einer hochbetrübten Muhme, die sie immer als ihre Mutter geliebt hatte, zu hören bekam; so strengte sie sich noch einmal heftig an, und that einen Schrey, den sie aber mit keinem Lebenszeichen begleiten konnte, welcher aber doch Anlaß gab, ihr Schröpfköpfe aufzusetzen, wodurch sie wieder in das Leben zurückgerufen wurde.

Wenn freylich die Augen gebrochen sind, und das Gefühl sich in die innerste Theile zurückgezogen hat; so glaubt man gemeiniglich, ein solcher Mensch, weil er kein Lebenszeichen mehr geben kan, höre auch nichts mehr: Die beyde Beyspiele zeugen aber vom Gegentheil. Tißot von den Nerven II. B. S. 303.

terung für sie auf einmal zu rauh? mangelt ihnen das nöthige Futter? Nein. Ein gewißes Haus in Hamburg hielt auf seinem ziemlich engen Hofplatze einen Storch, der den ganzen Sommer da gefüttert wurde, und bis dahin keine Unruhe spüren ließ. Nun drängte ihn weder Hunger noch Kälte, und dazu wurde er von seinen Kameraden, von welchen er ganz abgesondert lebte, nicht zur Wegreyse aufgefodert. Dennoch wie die Zugzeit kam, hatte er keine Ruhe mehr. Er versuchte es mit Sprüngen und mit seinen halbbeschnittenen Flügeln, daß er von einer kleinen Höhe zur andern und bis auf das Geländer kam. Von da erhob er sich auf einmal auf das nächste Dach, und flog von demselben in die weite Welt *). Aus solchen und andern Beyspielen erhellet also, daß nicht nur die Sinne in solchen Thieren feiner, sondern auch die, dadurch erregte Empfindung weit stärker und unaufhaltbarer sey. Das nehmliche läßt sich auch von ihrem sinnlichen Mechanismus behaupten. Raau Börhave erzählet, daß man einem, schnell zu seinem Futter eilenden Hahne, mitten im Lauffe, den Kopf abgehauen; und dennoch seye der Rumpf noch drey und zwanzig rheinländische Fuß weit fortgelauffen und würde vielleicht noch weiter gekommen seyn, wenn er sich nicht von ungefähr an Etwas gestoßen hätte, da er denn gefallen und noch lange Flügel und Füße beweget habe. So habe sich auch eine Otter, welcher der Kopf abgehauen und das Eingeweide herausgenommen worden, noch nach einem Steinhauffen, als ihrem gewohnten Auffenthalt begeben **). — Man weiß zwar, daß Karl der XII., als er von seinem Verräther todtgeschoßen wurde, auch noch nach seinem Säbel grif; und

in

*) Reimarus, von der Determination der Naturkräfte. §. 25. S. 56.

**) Eben derselbe von den Kunsttrieben. §. 133. S. 328.

in der Hitze einer Schlacht, wo alles in einem muthigen Krieger gespannt ist und Feuer in seinen Adern strömet, mag es manche ähnliche Beyspiele geben: aber doch kommen diese Fälle mit den angeführten in keine Vergleichung. Uebrigens leiten die berühmteste Physiologen *) die Erscheinungen an solchen Thieren, welche entweder nach Abhauung des Kopfs oder nach Herausnehmung des Gehirns noch eine beträchtliche Zeit lebten und sich bewegten, davon her, daß sie mehr Lebensgeister aus dem Rückmark erhalten, und daß die Reizbarkeit ihrer Muskeln einen längern Bestand habe, wenn auch schon die Bewegung der Nerven sehr geschwächt worden ist; so wie im Gegentheil der Mensch von seinem größern Gehirn mehr abhänget.

4) „Die Thiere haben, wie Reimarus bemerket, zu der sinnlichen Glückseeligkeit ihres Lebens hauptsächlich nöthig, ihre rechte Speise und ihren rechten Gatten zu kennen und zu finden, und sich vor dem Schädlichen zu hüten, und daher trügt sich auch kein Thier hierin. Der angenehme Geruch von Speisen winket dem Geschmack, sie zu kosten, und sie finden dieselbe auch auf der Zunge eben so angenehm, als sie dem Geruch waren. Wiederum stimmet der Geschmack in der Wahl und in dem Maase der Speisen mit den Verdauungskräften des Magens, mit der Stärkung des ganzen Körpers und mit der Erhaltung des Lebens überein. Da sich auch kein Thier in der Freyheit mit fremden Arten vermischet; so ist das ein offenbahrer Beweiß, daß ihre Sinne sie nicht zum Irrthum oder falschen Reitz verführen. Der Mensch hingegen kan fast keinem einzigen Sinn und deßen Reitz weder in der Art noch Maase trauen, wo

er

*) Woodward, Duverney, Zimmermann und Tißot von den Nerven 1. Th. §. 176. S. 306.

er nicht Erfahrung und Vernunft zu Hilfe nimmt. Tausend Dinge haben ein schönes Ansehen, die nicht gut riechen; tausend Dinge riechen ihm gut, die nicht gut schmecken; tausend andere Dinge schmecken gut, die ihm nicht dienen; manche sind dem Gefühle auch fürs erste angenehm und reitzend und in der Folge höchst schädlich. Bey allen Sinnen aber würde man in dem Genuß der Dinge das Maas überschreiten, wenn man denselben so lange nachhängen wollte, als die Empfindung angenehm ist. ss

So einleuchtend dieses alles ist; so wird man doch folgendes dabey bemerken können.

a) Neben dem, was schon vorher von der Feinheit der Sinne, wie sie der uncultivirte Mensch besizt, angeführet worden ist, wird auch noch von einem derjenigen Menschen, die wild in den Wäldern aufgewachsen, erzählet, daß er durch den Geruch alle ungesunde Kräuter von den gesunden habe unterscheiden können; eben diese Feinheit des Geruchs hingegen verloren habe, so bald er sich unserer Speisen bediente *). Eben so sagt auch Haller. Menschen, die sich selbst überlaßen waren, und deren Nase durch die äuserst große Verschiedenheit der Gerüche nicht callös geworden ist, konnten nach glaubwürdigen Berichten die Eigenschaften der Speisen durch den Geruch von weitem unterscheiden **). Wie es nun aber auf der einen Seite gar leicht begreiflich ist, daß durch unsere Lebensart eine große Veränderung in diesen und in andern Sinnen hervorgebracht werden mußte; so zeuget doch auch auf der andern Seite davon, daß die Natur in jenen Vorzügen den Menschen nicht übergangen habe,

*) Zimmermann, von der Erfahrung II. B. S. 289.

**) Prim. Lin. phys. §. 457. S. 239.

habe, diß, daß uns unsere Sinne in heilsamer Unterscheidung der Speisen, selbst jezt noch, häufig dienen. Die Natur unterschiede den Geschmack, damit der Mensch die Speisen, die ihm die gesundeste sind, kennen möchte. Deswegen sind ihm bey weitem nicht alle ungesunde Speisen angenehm, oder die heilsame unangenehm. So leitete die Natur auch den Menschen sowohl durch den Schmerzen, welchen man Hunger nennt, als auch durch das Angenehme des Geschmacks zum nöthigen Genuß der Speisen. Die Thiere, die durch Beyspiel und Unterricht weniger lernen können, unterscheiden den Geschmack freylich genauer, und hüten sich vermittelst deßelben vor ungesunden Speisen; daher haben sie, und besonders die grasfreßende, welchen so äuserst vieles, aber auch mit ungesunden Kräutern vermischtes Futter dargeboten wird, so lange Zungenwärzgen und ihre Zunge einen so schön eingerichteten Bau erhalten, den hingegen der Mensch nicht so nöthig hat *).

b) Die Untrüglichkeit der Sinne ist bey den Thieren in allweg groß; doch leidet sie auch Ausnahmen. Die Mücke trinkt auch das vergiftete Zuckerwaßer, das Raubthier verzehrt den vergifteten Köder und von dem, mit einem schädlichen Thau befallenen Gras kan das Vieh nur durch den Menschen abgehalten werden.

c) Manches Thier setzet uns jezt durch sein Gehör oder Gesicht in Verwunderung, und erregt in uns den Wunsch nach einem ähnlichen Besitze. Aber laßt uns demselben diesen Vorzug gönnen. Was würde ohne diß Gehör oder Gesicht aus ihm? was wäre vielleicht selbst der Papilion, wenn er von seinen, wie Puget berechnete, 34650 phosphorischen Augen auch nur ein Dutzend verlöhre? der

Mensch

*) Prim. Lin. phys. §. 456. S. 258.

Mensch hat dagegen noch andere und höhere Hilfsmittel in sich, und es stehet dahin, ob ihm der Besitz allzufeiner Sinne zu seiner übrigen Verfeinerung und Vervollkommnung nicht hinderlich, oder auch in seiner jetzigen Lage beschwerlich wäre. Allzustarke, sinnliche Eindrücke könnten ihn wirklich an dem Gebrauch höherer und geistiger Fähigkeiten, die ihn doch ungleich mehr erheben, hindern, so wie sie ihm in ihrem jetzigen Grade Anlaß zur Ausbildung und mehrerem Gebrauch höherer Kräfte sind. Und was würde in dem Tumulte unserer jetzigen Gesellschaft ein allzufeines Gehör für ein Geschenk für ihn seyn? Man sagt von dem jüngern Albinus, daß er ein unerträgliches Geräusche empfand, wenn Leute in seiner Gegend ritten, und zwar diß auch alsdenn, wenn sie noch einige Meilen entfernt waren *).

Aber nun in einer Stadt, wie Paris, das gegen 18000 Bequemlichkeitsgefärte besitzen soll, was würde da ein solches Ohr erst empfinden, und was eine allzufeine Nase in ihrem Dunstkreyß? Es ist also eigentlich eine Wohlthat, daß diese Sinne von ihrer ursprünglichen Feinheit verlieren, so bald sich die Menschen näher zusammen begeben und üppiger werden.

Wenn aber bey dem allen der Vorzug noch auf die Seite des Thiers fallen sollte; so muß man noch weiter in Betrachtung ziehen,

5) daß die große Feinheit und Schärfe der Sinne bey den Thieren sich nur auf die Gegenstände ihrer eingeschränkten Nahrung und Bestimmung bezieht; z. B. bey dem Hund, vermittelst der alkalischen Theile des Schweißes, auf

*) Hallen. Nov. Comment. Soc. Reg. Goett. T. III. S. 32.

auf die Fährde des Wilds oder die Fusstapfen seins Herrn u. s. w. Gegen tausend andere, dem Menschen riechbare Dinge ist er unempfindlich, so stark auch ihre Ausdünstung seyn mag, und vermuthlich kan er weder Ambra noch Assa foetida riechen. Selbst Reimarus, der den Thieren in Absicht der Sinne den Vorzug einräumt, behauptet dieses im allgemeinen. "Die äuserliche Sinne geben bey den Thieren durch die Art und Schärfe ihrer Empfindung gerade die Vorstellung und den Reiz, der sich auf das Besondere ihrer Bedürfniße beziehet und sich nicht weiter erstreckt. Ihnen riecht und schmeckt nicht tausenderley angenehm, sondern blos das dienliche, bestimmte und gleichsam angewiesene Futter. Die besondere Ausdünstung und Stimme von dem andern Geschlechte ihrer Art ist ihnen allein unter tausend andern ein, zur Paarung reitzender Balsam und ein liebliches Hochzeit-Lied." Eben das wird man auch in Ansehung des Gesichts behaupten können, indem vermuthlich bey den, durch so vielerley Farben und Schattirungen unterschiedenen Vögeln die Gestalt ihr Hauptmerkzeichen seyn wird. Selbst das Zebra wurde dadurch zu einer Begattung des Esels gereizt, daß man diesem durch die Kunst eben diejenige Farben gab, die jenem von Natur eigen sind: und vielleicht liessen sich noch manche solche Versuche machen.

Die wichtige Folge, die aus dem bisherigen fließt, ist also diese: daß die Sphäre der sinnlichen Empfindung bey dem Thier weit enger, und darin ihrer Seele, die vermuthlich auch an sich selbst mehrere Empfindungen und Vorstellungen nicht fassen könnte, angemessen ist; und daß hingegen der Mensch, dessen Sinne für unzählige Gegenstände eingerichtet sind, ungleich mehr in der Extension gewinnt, als er in der Intension verliehret.

Was ist es, wenn man noch so genaue und scharfe Sinne besizt, und dieselbe sind blos zu einigen wenigen Arten von Dingen determiniret, in Vergleichung dessen, wenn man tausendmal mehr Gegenstände empfinden kan? Man merke, daß sich die Vortheile des Leztern nicht blos auf die Seele, sondern eben so gut auf den Genuß im Sinnlichen beziehen, und daß dieses den grösten Einfluß nicht nur auf den einzelnen Menschen, sondern auf sein ganzes Geschlecht hat. Woher übrigens dieser Vorzug des Menschen rühre, weiß ich nicht. Hat er etwa seinen Grund in der besondern Organisation seiner Nervenanfänge, oder hat ein und derselbe Nerve mehrere empfindsame Fibern, als bey dem Thier?

Die Einschränkung der thierischen Sinne wird aber nicht nur durch die Erfahrung erwiesen, sondern ihre Nothwendigkeit fällt auch sogleich in die Augen, wenn man die zahlreiche Arten der Thiere bedenkt. Würde ohne diese Einrichtung nicht die Eine beständig in das Gebiet der Andern eingreiffen, und auf diese Weise Verwirrung, Krieg aller gegen alle und Untergang entstehen? Aber so erregt dieselbe Sache bey dem Einen Gleichgültigkeit oder Eckel und bey dem Andern angenehme Empfindung und Begierde, wie z. B. das Aas. Diese bestimmte Einrichtung zu einer bestimmten Nahrungsart zeiget sich daher auch noch in andern Dingen z. B. in dem Bau ihrer Glieder und in der Beschaffenheit ihrer Eingeweyde. Der Mensch hingegen ist zu nichts so besonderem ausgerüstet, aber eben deswegen nicht so gebunden und daher auch von dieser Seite her eines größern Genußes und Gebrauchs der Natur fähig. Dieser unterscheidende Vorzug dünket mich in seiner körperlichen Natur beynahe so deutlich und groß zu seyn, als die höhere Seelenkräfte in seiner geistigen. Die Na-

tur

tur hat dadurch für ihren Liebling die Fülle ihres Reichthums eröfnet! Wie es mir daher unbegreiflich war, daß Reimarus in seinem vortreflichen Buch von den Trieben der Thiere, als er den Thieren den Vorzug in den Sinnen zumase, von dieser größeren und so wichtigen Extension der menschlichen Sinne ganz und gar nichts gedachte; so hörte meine Verwunderung selbst da noch nicht auf, als ich in einem seiner andern Werke *) zwar eine schöne Stelle hierüber lase, aber auch da noch fande, daß er es blos von dem Gebrauch der Vernunft herleitete. Die Vernunft kan diß offene, große Feld freylich sehr bearbeiten und davon wird an seinem Ort Gebrauch genug gemacht werden und gemacht werden müßen: aber sie schaft es nicht.

6) Dieselbe größere Feinheit der Sinne, welche die Thiere fähig machet, Gegenstände von einer gewißen Art zu empfinden, macht sie zu der Empfindung und Wahrnehmung anderer unfähig, so, daß das, was ihnen auf der einen Seite zuwächßt, ihnen auf der andern wieder entgehet. Das Aug, welches in die mikroscopische Welt eindringet, ist, wie Pope nicht blos dichterisch bemerket, zur Ueberschauung der größern Körperwelt unfähig, und wird durch die Menge unendlich vieler Zwischengegenstände aufgehalten. Und das Thier, welches einen, uns unfühlbaren Schall in der Entfernung vernimmt, höret einen stärkern und nahen nicht so, wie wir. Welch eine unausstehliche Erschütterung müßte sonst der Knall einer Kanone, oder das Raßlen des Donners in seinem Ohr erregen! Aller Wahrscheinlichkeit nach gibt es also für solche Thiere, im Aufsteigen der Grade, gewiße Gränzen, über welche hinauf sie kein deutliches Gefühl mehr haben und nur betäubt werden.

*) Reimarus Betrachtungen über die natürliche Religion VII. Abh. §. 13. S. 546.

Mir ist nicht bekannt, ob ihre Gehörknochen und übrige Werkzeuge eine andere Einrichtung haben als beym Menschen oder nicht. Wäre sie gleich, so fragt es sich noch, ob sie nicht den Schall in ihrem Ohr, etwa vermittelst der Entfernung des Hammers vom Ambos, selbst mäsigen, so wie durch eine andere Direktion des bemeldten Hammers, erhöhen könnten? dem Menschen wenigstens wird diese Fähigkeit zugeschrieben. (§. 14. 6.) Vielleicht können sie aber auch den Schall vermittelst ihrer äusern beweglichen langen und trichterförmigen Ohren abwenden.

Ob nicht manche Thiere wegen ihrem feinen Gehör desto eher auch schmerzhaften Gefühlen ausgesezt sind, möchte man daraus schließen, weil man nicht nur Einige durch Erregung eines gewißen Schalls zur Flucht nöthigen kan, sondern besonders auch aus dem Geheule des Hunds bey einem blasenden Instrument oder auch nur bey Anhörung eines gewißen Tons. So sahe ein bekannter von Richard Mead einen Hund, welcher durch einen für ihn unangenehmen Ton, wenn er oft wiederhohlt wurde, in Unruhe kam, und als man denselben einmal noch länger wiederhohlte, in Zückungen geriethe, die sich nur mit seinem Tode endigten *).

Von gleichen Schmerzen in Absicht des innern Gefühls zeuget die Unruhe so vieler Thiere, wenn sich die Witterung ändern will, und noch mehr ihr Aengstlichthun und Zittern bey einem bevorstehenden Erdbeben.

Der Mensch, der so gern bey dem geringsten Uebel wider die Vorsehung klaget; wie handelt er, wenn er den Schöpfer einer Partheylichkeit beschuldiget, daß Er den Thieren hierin Etwas zutheile, welches ihm versagt wurde!

7) Es

*) Tißot, von den Nerven B. II. S. 279.

7) Es zeiget sich zwar nach unserer jetzigen Lebensart manchmal eine sehr merkliche Verschiedenheit in den Graden unserer Sinne, und öfters werden selbst ihre Empfindungen verändert, geschwächt oder stumpf gemacht: von Natur aus aber sind sie dem Menschen in der schicklichsten Proportion gegeben, so, daß die, dazu sich schickende Gegenstände auf alle Sinne wirken, und keiner die Empfindungen des Andern überwältiget, wie es bey den Thieren geschiehet, bey welchen z. B. der Geruch der herrschende oder stärkste Sinn ist. Dieses dünket mich wiederum für den Menschen, den die ganze Schöpfung interessiren soll, und dem auch die Natur ihre Wohlthaten von allen Seiten her zuströmet, eben so weislich bestimmt als vortheilhaft zu seyn.

8) Dabey mag es immer seyn, daß der Mensch, seiner Bestimmung und Bildung zu folge, zu dem Gebrauch einiger Sinne mehr angewiesen ist. Nach Buffons Bemerkung besitzen die Thiere nur diejenige Sinne vollkommener, die sich auf den sinnlichen Appetit und Instinkt beziehen; der Mensch hingegen die, welche einen Bezug auf vernünftige Erkänntniß haben. Bey dem Menschen ist das Gefühl, dieser dem Denken und Erkennen am meisten vortheilhafte Sinn, seiner Brauchbarkeit nach der Erste und der Geruch der lezte; bey dem Thier hingegen der Geruch der Erste und das Gefühl der lezte. Der Sinn des Sehens ist nicht sicher und kan der Erkänntniß nicht anders, als durch das Gefühl dienen; auch ist daher Jener bey dem Thier viel unvollkommener, als bey dem Menschen, bey welchem er durch das Gefühl verbessert wird. Das Ohr, wenn es auch in dem Thier eben so gut, als in dem Menschen gebildet ist, ist doch Jenem wegen dem Mangel des Redens nicht so nüzlich, als diesem, bey welchem das Reden dadurch Etwas von dem Ohr abhängendes und ein mittheilendes Organ wird. Eben dadurch

wird der Sinn des Gehörs bey dem Menschen thätig gemacht, statt daß er bey dem Thier fast gänzlich leidend ist. Folglich hat der Mensch das Gefühl, das Aug und das Ohr vollkommener *).

Hiebey ist freylich nicht zu läugnen, daß die Vernunft in dem bemeldten Gebrauch dieser Sinne einen großen Antheil hat, und sie gleichsam erst rectificirt: aber doch muß in diesen Sinnen selbst auch Etwas liegen; denn warum hätte der Mensch die Theorien der Mahlerey und Tonkunst blos in Absicht der Sinne des Sehens und Hörens errichtet, und warum nicht gleiche Theorien für Geruch und Geschmack? Die Empfindungen der leztern Sinne müßen im Menschen dunkler und unbestimmbarer seyn, da es an Sibariten, denen der Rosengeruch, und an Apiciußen, denen ein angenehmes Gefühl auf der Zunge wichtig genug ist, niemal gemangelt hat.

Wenn auch in der Büffonischen Bemerkung dem Menschen ein größerer Vorzug im Gefühle beygelegt wird; so muß man sich das zarte Gefühl der Spinne und das innere Gefühl mancher anderer Thiere nicht irre machen lassen. Er sieht dabey nicht auf die innere Schärfe dieses Sinns, sondern auf den größern und vortheilhaftern, und blos dem Menschen möglichen Gebrauch. Wenn wir auf dasjenige sehen, was das Thier allein interessirt; so beziehet sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr Gefühl nur auf Schmerzen oder Vergnügen, Kälte oder Wärme; statt daß der Mensch von weit mehrern Beschaffenheiten und Eigenschaften der Körper durch sein Gefühl Empfindungen erhält.

Was

*) Hist. de la Nat. eod. in 8. T. VII. S. 42, 43.

Was endlich den, bey dem Menschen gesicherten Sinn des Sehens betrift; so könnte der Raubvogel, der von seiner Höhe herab die, sich ausgesehene Beute so unfehlbar erhascht, ebenfalls eine Ausnahme zu machen scheinen. Aber Buffon hatte vermuthlich die Rücksicht auf die richtige Beurtheilung der Entfernungen. Vielleicht sind auch die lange kreyßförmige Herumirrungen des Raubvogels nöthige Vorübungen und Bemühungen, bis er die Richtung trift, in welcher er senkrecht über der Beute sich befindet. Jedoch bey den Gemsen und Steinböcken ist es wunderbar, daß sie bey ihren verwegenen Sprüngen von einer Felsenspitze auf andere, in den Abgrund hangende ein so gutes Augenmaaß beobachten, und weder zu kurz noch zu weit springen; ja sich noch mit einer, unnatürlich scheinenden Wendung rücklings überwerfen, und das Gleichgewicht des Leibs mitten in solchen verkehrten Sprüngen beobachten. Vermuthlich üben sie sich aber zuerst mit kleineren und weniger gefährlichen Sprüngen.

§. 4.

Verschiedenheiten in dem übrigen Bau des Leibs.

Die Sinne leiten uns auf die übrige Einrichtung in dem Bau und den einzelnen Gliedern des Menschen, und auch darin findet man besondere Vorzüge oder doch Eigenheiten am Menschen.

Schon Aristoteles sagte, daß der Mensch unter den übrigen Geschöpfen des Erdbodens, im Verhältniß zu seiner Größe das meiste und feuchteste Gehirn habe, obwohl das leztere noch nicht so ausgemacht ist. In Absicht des ersteren aber sagt auch v. Haller: Es ist fast rückwärts von je her geschrieben worden, daß der Mensch unter den Thieren das größeste Gehirn habe, und es nöthiget uns auch nichts, diese

aus der beobachteten Natur gänzlich hergeleitete Bemerkung zu verlassen. Die meiste der vierfüßigen Thiere stehen dem Menschen hierin nach, und ich fande bey der Vergleichung der Gehirne, daß der Mensch ein größeres, als der Ochs und das Pferd besitze, nicht nur nach dem Verhältniß der Größe, sondern auch nach der Schwere. Einige kleine Affen, wie auch die Mäuse und andere kleine Thiere scheinen zwar ein solches Gehirn zu haben, welches das Verhältniß ihres übrigen Leibs so gar übersteigt. Aber sowohl diese kleine Affen als kleine Vögel, in welchen das Maas ihres Gehirns entweder gleich groß oder größer ist, sind äuserst mager, statt daß der Mensch fett ist, und diese Fette muß man abrechnen, weil sie nicht unter die eigentliche Bestandtheile des thierischen Körpers gehöret. Eben so sagt auch Bonnet: In einem Menschen von hundert Pfund Gewicht, hält das Gehirn vier Pfunde; hergegen in einem Ochsen von acht bis neunhundert Pfund hält das Gehirn nur ein Pfund. Das Gehirn ist daher bey dem Menschen der fünf und zwanzigste Theil seiner Masse; beym Ochsen ist es nur der acht oder neunhundertste Theil. Ein Hund von dreyzehen Pfund Schwere hat nur Etwas über zwey Unzen Gehirn. Im Haasen ist das Gehirn nicht einmal der zweyhundertste Theil vom Gewicht seiner ganzen Masse. Ueberhaupt scheint sich das Gehirn unter den Thieren verkehrt gegen die Größen der Körper zu verhalten, da unter den vierfüßigen Thieren, neben dem Ochsen, auch der Elephant das kleinste, hingegen die Maus das gröste Gehirn hat. Wenn man übrigens die Hirnschale des Menschen auch nur obenhin betrachtet und mit denen der vierfüsigen Thiere vergleicht, so erhellet, daß die Beine der leztern lang und an den Seiten zusammengepreßt sind, vorne aber weit bis an die Stirne reichen; der Wohnsitz des menschlichen Gehirns aber weit höher, breiter und länger sey. Besonders hohl und rund ist derselbe auch bey den kleinen Vögeln; aber selbst der Affe besitzt eine gleiche

Run-

Rundung nicht. Daher siehet man auch bey der Entscheidung einer Misgeburt oder Ungeheuers, neben dem menschlichen Angesicht, so sehr auf den Bau des menschlichen Schedels *). Auf diese Art hat also der Mensch in seinem hiezu bequem gewölbten Kopf das Hauptorgan der Seele in einem großen Maase: da hingegen die übrige ihm nicht nur überhaupt nachstehen, sondern auch diejenige, die nur zweydeutige Spuren von Vorstellungen äusern, ein kleines, einfaches und unförmliches Gehirn haben, das sich wenig vom Rückenmarke unterscheidet und nur ein Anhang desselben zu seyn scheinet, mithin vermuthlich auch nur die Verrichtungen desselben hat **). Eben so soll auch zwischen dem Gehirn und Herzen des Menschen, weil eine größere Anzahl von Nerven aus diesem in jenes gehe, eine größere Gemeinschaft statt finden, und ihn dadurch nach dem Urtheil des D. Willis mehrerer Empfindungen fähig machen. In der innern Einrichtung und Beschaffenheit des Gehirns, z. B. in der Zirbeldrüse, den Zeugen, den markigten Erhöhungen, den Krümmungen des Gehirns, dem Netz unter der Hirnhaut u. s. w. zeiget sich bey den Thieren (den Orang-Utang ausgenommen) eine Verschiedenheit von dem menschlichen Gehirne †). Daher darf uns auch ihre übrige Verschiedenheit von dem Menschen, in Absicht des Denkens und des Willens, nicht wundern; denn, ob wir gleich die natürliche Verrichtungen der besondern Theile des Gehirns noch nicht kennen, und uns die Natur ihre geheime Werkstätte hierin verschlossen hat; so müßen doch die Abänderungen in einem so subtilen und der Seele so nöthigen Organe immer von Folgen seyn. Wie

*) Elem. phys. T. VIII. L. X. §. 10.

**) Unzer, Physiologie. §. 15. S. 31.

†) Caßebohm, Anatomische Betrachtungen und Zergliederung des menschlichen Körpers, und Philosoph. Arzt 1. St. 61. S. f.

aber der Mensch nach Proportion seiner Größe das gröste Gehirn besizt; so hat derselbe unter allen Thieren nach Proportion des Gehirns das kleinste Hirnlein, und eben so ist auch sein Rückenmark, als Anhang zum Gehirn betrachtet, am kleinsten *).

An dem Haupt des Menschen zeichnet sich der vordere Theil desselben, das Angesicht, auf eine ganz besondere und mannigfaltige Weise aus. Selbst unser Aug wird daher bey der Erblickung eines Menschen zuerst dahin gezogen und leitet mehr Unterscheidungszeichen daraus her, als aus dem ganzen übrigen Leib des Menschen. Die Stellung des Leibs, der Wuchs, die Größe, die Dicke ist nehmlich vielen Menschen gemein, und daher können nur merkliche Verschiedenheiten darin auffallen: aber so ist es nicht bey dem Angesicht, dessen Verschiedenheiten wir leicht bemerken und woran uns deswegen die Aehnlichkeit frappiret. So gar ganze Nationen charakterisiren sich, hauptsächlich nach ihrem Angesichte und den besondern Theilen desselben, nach der Form der Stirne; nach der Größe, Farbe und Bedeckung der Augen; nach der hervorstehenden, eingedrückten, länglichten oder gebogenen Nase; nach der Beschaffenheit des Mundes, der Lippen und des Kinns. Diß alles, wenn man auch zugibt, daß es unter den Gliedern einer Thierart nicht so genau beobachtet werde, zeigt sich doch an denselben bey weitem nicht so merklich. Das Angesicht des Menschen ist aber auch ein weit genauerer und ausdrückenderer Spiegel der Seele, worauf sie das, was in ihr vorgeht, durch die Blicke der Augen, welche durch besondere Nerven hiezu tüchtig gemacht sind **) und durch die

*) Unzer, Physiologie, S. 27, 28.

**) Man legt dem sogenannten pathetischen Nerven (bey andern Nervus trochleator, oder das 4te Paar) die Eigenschaft bey, daß

die Bewegungen der Muskeln so deutlich ausdrücken kan, daß so gar Thiere, wie z. B. die Hunde, oder auch Gehörlose unsere Gesinnungen und Empfindungen daraus abnehmen können. Daher konnte Le Brun die Leidenschaften unserer Seele durch Gesichtszüge mahlen und Prariteles dieselbe durch die Mienen und Gebärden des Marmors darstellen. Etwas ähnliches, aber nur in heftigen Leidenschaften und hauptsächlich, wenn sie Zorn oder Wuth empfinden, nimmt man zwar auch an manchen Thieren wahr; aber doch kommen sie uns darin, in Absicht der Mannigfaltigkeit und Feinheit, bey weitem nicht bey. Und wenn auch ihre Muskeln eben dieselbe oder eine gleich taugliche Einrichtung hätten, wie bey dem Menschen; so könnte man doch die Bewegungen und die Bedeutung derselben auf ihrem, mit Haaren bedeckten Angesichte nicht so genau und deutlich wahrnehmen, als bey dem Menschen, der ein, meistens glattes Angesicht hat. Aus gleichem Grunde können sich auch die Bewegungen der thierischen Seele auf ihrem Gesicht nicht durch die Farben anzeigen, wie durch das Erblaßen und Erröthen bey den (nicht schwarzen und also meisten) Menschen. So fehlet ihnen auch das Lächlen in seinen Bedeutungen und Graden. — Wir achten zwar öfters die Mienen-Sprache nicht viel, darum, weil wir reden und hören; aber wie viele unerkannte Vortheile verschaft uns doch dieselbe, wenn andere reden oder nicht reden, und wie sympathisirt unsere Seele mit dem stillen Kummer oder der lächlenden Heiterkeit! —

Ver-

daß er besonders die Bewegungen des Herumdrehens des Augapfels bewirke, welches zur Ausdrückung vieler Leidenschaften mit beyträgt. Aber auch die Nerven des sechsten Paars gehen vornehmlich nach den Augen und dem Herzen zu, und das ist eben die Ursache, wie Willis gezeigt hat, warum man die Wirkungen von den verschiedenen, im Herzen vorgehenden Bewegungeu an den Augen einer Person wahrnehmen kan. Neue Anmerkungen über alle Theile der Naturlehre. III. Th. S. 275.

Vermuthlich kommt es auch daher, daß der Mensch, welcher das, zur Bewegung der Haut dienende Fleischfell sonst an dem ganzen Leibe entbehret, es in dem Gesichte besizt und also dadurch ein Mittel weiter hat, die innere Lagen und Bewegungen seiner Seele dadurch auszudrücken.

Die Augen stehen bey dem Menschen verhältnisweise näher beysammen, als bey den meisten übrigen Thieren. Dadurch ist der Winkel, dessen Spitze vom Gegenstande seine Schenkel in beyde Augen überträgt, zwar nicht so groß, wie bey den Thieren; der Objektspunkt verrückt sich aber auch desto weniger und läßt sich um so bequemer mit beyden Augen verfolgen *). Daneben liegen unsere Augen in einer geraden Ebene, so, daß sich keine gewölbte Erhöhung zwischen ihnen befindet, wie bey den meisten Thieren: dadurch kan der Mensch, wenn er auch in dem einen Auge nothleidet, auf der Seite dieses Auges die Gegenstände mit dem andern doch noch gewißermaßen sehen, statt daß ein einäugiges Pferd, Schaaf, Ochse, u. s. w. auf der Seite, wo ihm das Aug fehlet, nichts siehet. Außerdem bemerket man auch, in Absicht der Farbe der Augen, eine größere Mannigfaltigkeit bey dem Menschen; blaue, graue, gräulichte, grünlichgelbe, orangegelbe, braune, schwarze Augen, jedoch so, daß diese Mannigfaltigkeit in gewißen Welttheilen und unter gewißen Völkern mehr oder weniger sichtbar ist: dagegen hat eine jede Thierart hierin ihre bestimmte einige Farbe, die Pferde ausgenommen, die manchmal mit so genannten Gläsaugen zur Welt kommen. Auch die innere Einrichtung der Augen gehet bey dem Menschen in Absicht der innern Theile, der Wölbung, der Muskeln, wodurch sie regieret werden, u. s. w. bald mehr, bald weniger von dem Bau der thierischen ab; je

*) Halle, Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, 3 Abschnitt. S. 31.

je nachdem es das Verhältniß ihrer Lage, Nahrungsart und Bestimmung bey ihnen mit sich bringet: und welch eine bewundernswürdige weise Mannigfaltigkeit äusert sich hierin in der sehenden Schöpfung!

Der Gehörgang hat bey dem Menschen ebenfalls eine äusere, weislich eingerichtete Einfaßung: aber er kan seine Ohren, ob sich gleich die gehörige Muskeln daran befinden, nicht bewegen, wie die Thiere. — Umsonst hat aber der Schöpfer diese Bewegungs-Muskeln gewis nicht dahin gesezt, besonders, wenn wir die Vortheile bedenken, die sie dem Menschen durch Auffangung und Direction des Schalls und Erhöhung des Gehörs verschaffen könnten: und daher vermuthen Haller und Andere, daß diese Mäuslein durch die Gewohnheit den Kindern die Einfaßung der Ohren durch Mützen an den Kopf zu drücken, erschlaft worden seyen. Und wenn es dem so ist, daß die Wilde, bey welchen keine solche Gewohnheit herrscht, ihre Ohren wirklich bewegen können; so würde dadurch jene Vermuthung nicht nur bestätiget, sondern man könnte darin auch einen weitern Grund von dem scharfen Gehör des Wilden finden. Daneben gibt es aber auch unter Völkern, denen diese Bewegungskraft insgemein mangelt, hie und da einzelne Beyspiele von Menschen, die im Besitz derselben waren, und ich erinnere mich nicht nur dergleichen Beyspiele in dem Wörterbuch des Bayle gelesen zu haben; sondern auch Meri selbst, als er bey einer Vorlesung über die Zergliederungskunst von den Muskeln des Ohres handelte, ließ sich im Scherz vernehmen, er hätte mit den Eseln dieses gemein, daß er seine Ohren hin und her bewegen könnte, worauf er zugleich eine Probe mit seinem rechten Ohr gemacht habe *). Aber warum werden

jezt

*) N. Anm. über a. Th. der Mt. L. III. Th. S. 287.

jezt die Kinder ohne diese Bewegungskraft und mit flachangelegten Ohren bereits gebohren? — die Antwort hierauf wird an seiner Stelle angeführet werden.

Die Nase ist (einige Menschenraßen, z. B. die Kosäcken und Kallmücken, ausgenommen) bey dem Menschen hervorstehender und trägt zur Symmetrie seines Gesichts bey; der Mund, der bey dem Menschen nicht so weit gespalten und mit Lippen bedeckt ist, dergleichen die Thiere, selbst die Affen, nicht haben, paßt dadurch zu diesem Ebenmaße gleichfalls und ist bekanntlich der Hauptsitz der dichterischen Grazien geworden.

Man kan hiezu noch die Besonderheiten in den Zähnen des Menschen; seine, wie Aristoteles bemerkt, sehr freygelassene, weiche und breite Zunge; breitere und anderst geformte Schultern; die zur Bequemlichkeit des Sitzens und zur Erhaltung des Gleichgewichts im Stehen so nöthige, fleischigte Hinterbacken; den Fersen am Fuß und kürzere Zäen rechnen, so wie auch das Jungferhäutchen und die monatliche Reinigung bey dem andern Geschlecht, (obwohl die leztere einigen Affenarten, wie z. B. den Gibbons oder langarmichten bald beygelegt, bald abgesprochen wird), u. s. w. Aber was in den Gliedern des Menschen in Vergleichung mit den thierischen, am meisten zu bemerken ist, und ihm, wie zum Theil schon berühret worden, die gröste Vortheile verschaft, sind — seine Hände.

Diese Gliedmasen haben schon die Aufmerksamkeit der alten Philosophen, und auch eines berühmten in unserem Jahrhundert so sehr auf sich gezogen, daß beyde, Anaxagoras gänzlich und Helvetius hauptsächlich, behauptet haben, der Mensch seye deswegen das vernünftigste unter allen Thieren,

weil

weil er allein in seiner Bildung die Hand bekommen hätte. Aristoteles hingegen sagt, der Mensch habe vielmehr eben deswegen, weil er das vernünftigste Geschöpf ist, die Hand erhalten. Die Natur, fügt er hinzu, hat demjenigen, welcher der meisten Künste fähig ist, die Hand verliehen, die zu den mehresten Werkzeugen geschickt ist. Daher haben diejenige sehr unrecht, die den Menschen, weil er nakt und unbewafnet erschaffen sey, für das, unter allen Geschöpfen am übelsten gebildete halten: denn die übrige Geschöpfe haben nur ein einiges Hilfsmittel, und können es auf keine Weise verändern, sondern müßen gleichsam immer beschuhet und bekleidet schlaffen und alles dabey verrichten, und können weder ihre Kleidung ablegen, noch die Waffen, die sie einmal erhalten haben, verändern. Aber dem Menschen ist es vergönnt, viele Hilfsmittel zu besitzen und dieselbe von Zeit zu Zeit zu verändern; auch kan er Waffen, wo und welche er will, ergreiffen, und seine Hand dienet ihm statt eines Hufs, Klaue, Horns, Spießes, Degens und jeder Art von Waffen *)

Noch weit höhere Vortheile leitet Buffon von derselbigen her. Sie kan, sagt er, andern Körpern nicht nur eine größere Oberfläche darbieten, als alle andere Glieder, sondern dadurch, daß ihre Finger zusammen oder einzeln sich ausdehnen, zurückziehen, biegen, vertheilen, zusammenfügen und nach allen Flächen sich bequemen können, ist sie allein im Stand, uns einen wahren Begriff von der Form der Körper zu geben, die alle andere Arten von Gliedern nicht so von allen Seiten berühren können. Hierdurch wird der Sinn unsers Gefühls gesichert, durch diesen fast auch alle

andere,

*) *Arist.* de partibus animalium L. IV. C. 10.

andere, sonst betrügerische Sinne, und also bey nahe unsere ganze, durch die Sinne zu erwerbende Erkänntniß.

Helvetius trieb die Folgen, die er für den Menschen aus dem Besitz seiner Finger herleitete, allerdings zu weit: aber so gewiß es ist, daß das allerkünstlichste Werkzeug, wenn Etwas dadurch ausgerichtet werden soll, die Wissenschaft, es zu gebrauchen, voraussezt und nicht erschaft; und so gewiß es ist, daß der Mensch so, wie er jezt ist, ohne Finger doch vernünftig seyn, und wenn er an ihrer Stelle Hufen oder Gänsefüße erhalten hätte, Künste würde erfunden haben, die sich auf solche Glieder bezogen hätten; so wird man doch behaupten dürfen, daß der Mensch mit weit vollkommeneren Organen auch vollkommenere Künste hat erfinden können. In so fern haben also unsere Finger, mittelbarer weise, immerhin einen großen Einfluß auf unsern Verstand. Daß es aber Thiere gibt, die ohne Finger klüger sind, als befingerte *), beweißt wider diese Behauptung, wie ich glaube, nichts, weil es den leztern an demjenigen, was die Finger dirigiren muß, desto mehr manglen kan; und ohne Finger gebohrne Menschen können jezt doch sehr vielwissend und verständig seyn, aber sie würden unzählige Känntniße entbehren, wenn auch andere Menschen, welche sie nun zugleich für sie haben, niemals keine Finger gehabt, und jene selbst sich nicht ihrer Füße und Zäen, statt der Hand, zu bedienen gelernt hätten.

Es wird nun nicht nöthig seyn, von der Brauchbarkeit der menschlichen Hand zu der Verfertigung so unzähliger Werkzeuge und Verrichtung so mannigfaltiger Handlungen vieles

*) Anmerkung wider Buffon in der Berlinischen Uebersetzung desselben. V. Band S. 325.

vieles beyzufügen. Galen nannte sie mit Recht das Werkzeug aller Werkzeuge; und so bewundernswürdig und weise ausgedacht die Gliedmasen mancher Thiere, der Saugrüssel vieler Insekten, der mit einem Oelschwamm begabte Fuß des Laubfrosches, die gedoppelte Tasche des amerikanischen Beutelthiers, die Zunge des Chameleons, die durchlöcherte Scheibe der Siebbiene, der Kalkbeutel der Schnecken, die Saftröhren der Spinnen und überhaupt alle jene Gliedmasen sind, die den Thieren zu ihrer Bedeckung, Vertheidigung, Erhaltung der Nahrung, Regierung des Körpers und Ausübung ihrer Kunsttriebe gegeben sind: so ist doch die Hand des Menschen ein vorzüglicheres Geschenk, als alle diese. Was die Natur jedem Thiere in seinen Gliedern einzeln verliehen hat, kan der Mensch vermittelst seiner Hand entweder nachmachen, oder durch andere, von ihr verfertigte Werkzeuge ersetzen; und während daß jene Gliedmasen nur zu einzelnen Handlungen tauglich sind, taugt die Hand des Menschen zu unzähligen; und ob sie gleich zu ihren Verrichtungen nicht so determiniret ist, als die künstliche Gliedmasen der Thiere, so bleiben ihre Verrichtungen desto uneingeschränkter und willkührlicher. Bey alle dem behauptet aber doch Buffon, daß die Schnautze des Elephanten unter allen Werkzeugen, mit welchen die Natur ihre geliebte Geschöpfe begabt hat, vielleicht das vollkommenste und bewundernswürdigste seye und insonderheit auch vor der Hand des Menschen manche Vorzüge habe. Aber es seye, daß der Elephant seine Schnautze bewegen, biegen, verkürzen, verlängern, krümmen und auf alle Arten drehen; daß er durch den Rand an derselben die kleinste Stücke Gelds von der Erde aufheben, Pflanzen und Blumen sammlen und zusammenbinden, Stricke auflösen, Thüren öfnen und schliessen, Schlüssel umdrehen, Riegel vorschieben, mit einem sehr kleinen Instrumente regelmäßige Figuren zeichnen kan: — Diese Ele-

phanten-Schnautze ist wegen diesen und andern Tüchtigkeiten ein bewundernswürdiges, künstliches Organ: — Aber kan denn der Mensch das mit seiner Hand nicht auch, und kan er nicht vieles damit, was der Elephant mit seiner Schnautze nicht kan, und hat er nicht vor dem Elephanten tausendfache Vortheile dadurch, daß er sie gedoppelt besizt? würde der Elephant mit seiner einfachen Schnautze weben können? u. s. w. In mechanischen Verrichtungen wird also der Mensch hierin den Vorzug immer haben, obgleich in andern Dingen, wovon an seinem Orte die Rede seyn wird, der Elephante in seiner Schnautze ebenfalls eigenthümliche und beträchtliche Vortheile besizt.

Endlich ist von der Hand des Menschen auch noch dieß zu merken, daß nur der Mensch dieselbige zu seinem besondern und von der Stellung seines Leibs unabhängigen Gebrauch empfangen hat; statt daß der Affe, selbst der Orang-Utang, dieselbe zugleich zum Gehen gebrauchet; ein Umstand, der bey beyden in das Gefühl derselben einen grossen Einfluß hat. Bey den Thieren, wenn auch das Ende ihrer Vorderzäen oder Finger mit gleichvielen Nervenwärzchen versehen ist, muß dasselbe doch durch die Berührung der Erde callöß und jene zarte Nervenwärzchen niedergedruckt werden: bey dem Menschen hingegen kan beydes weit eher in seinem natürlichen Zustand bleiben. Folglich kan er durch diese so sehr empfindsame Nervenenden, und die, wie Haller vermuthet, durch den Willen der Seele ein wenig erhoben werden können, die feinste Eindrücke von den berührten Gegenständen bekommen, welches wirklich einige Menschen so weit gebracht haben, daß sie sogar die Farbe der Gegenstände durch das bloße Gefühl unterscheiden konnten. Dadurch kan aber der Mensch auch auser der Rauigkeit, oder der Glätte noch mehrere Beschaffenheiten der Gegen-

genstände erkennen; zum Beweiß, die Wärme derselben, wenn sie wärmer, als seine Finger sind; ihr Gewicht, wenn dasselbe, nach dem Umfang des Gegenstandes, mehr als es gewöhnlich ist, drücket; ihre Feuchte, wenn man Wasser daran spüret; ihre Weiche, wenn der Gegenstand den Fingern nachgibt; ihre Härte, wenn der berührende Finger nachgibt; ihre Figur durch die Berührung der Gränzen des Gegenstandes; ihre Entfernung durch eine dunkle, von der Erfahrung hergeleitete Ausmessung, wozu die Länge des Arms der Masstab ist. *) — Lauter Vortheile, die dem Thier entweder ganz oder doch in solcher Feinheit manglen. So sind daher auch an dem Affen die Theile der Hand, wie Aristoteles und Buffon sagen, viel gröber und nach einem weit geringern Ebenmaas, als an dem Menschen, gebildet **).

§. 5.

Von der, dem Menschen eigenen Stellung des Leibs in Vergleichung mit der vierfüßigen.

Die Natur gehet, wie in andern Dingen, so auch in der Stellung des Leibs bey den lebenden Geschöpfen durch mancherley Wege und Stufen, bis sie sich endlich hierin durch den Affen dem Menschen nähert, welcher leztere sich durch die, bey seinem Geschlecht allgemeine, aufgerichtete Stellung seines Leibs, und seinen zweenfüßigen Gang von allen übrigen unbefiederten Thieren und in seiner Art auch von dem Affen selbst unterscheidet.

Die Anlage dazu zeiget sich in dem Bau seines Leibs sehr deutlich, und verdienet nicht nur wegen der Einwürfe,

*) *Haller*, prim. Lin. phys. §. 433. S. 225.
**) *Arist.* Hist. anim. L. II. C. 8.

die man wider unsere aufrechte Stellung gemacht hat, bemerkt zu werden; sondern auch die Weisheit und Güte des grossen Baumeisters zu erkennen und zu bewundern.

Der menschliche, auf einem kürzeren Halse ruhende Kopf ist auf die, hiezu nöthige Weise an dem Rumpfe befestiget, und durch seine Wölbung geschickt, bey der aufrechten Stellung aller äussern Gewalt den möglichst-stärksten Widerstand zu thun. Er ist deswegen auch da in seiner Knochenmasse am stärksten, wo ihn das wenigste Fleisch umgiebt. Die Schädelknochen könnten in diesem Gewölbe nicht künstlicher zusammengefüget seyn, um jedem Druk und jeder Gewaltthätigkeit zu widerstehen. Drükt etwas oben auf den Wirbel, so müßten die Scheitelknochen weichen, und dieß können sie nicht, da die Schlafbeine über ihre untere Ränder übergreiffen. Drükt etwas von hinten, so hält das, über die vordere Ränder der Scheitelknochen herübergebeugte Stirnbein die Folgen der Gewalt ab. Unten greiffen wiederum die Scheitelknochen und Schlafbeine über das Stirnbein und erhalten es in seiner Lage, wenn eine Gewalt auf den Vordertheil des Kopfs wirkt. Erleidet der Kopf einen Druk oder Schlag von der Seite; so würde bey der Pfeilnath ein Scheitelknochen in den andern getrieben werden müssen, wenn er ausweichen sollte. In jeder, etwas langen Nath ist überdem mehrentheils eine doppelte Zusammenfügung. Welche Lasten kan man daher nicht auf dem Kopf tragen, und wie viele Fälle gibt es nicht, wo die Schädelknochen eher zertrümmert werden, ehe sie aus ihrer Lage weichen! die gewölbte Gestalt schüzt den aufgerichteten Kopf auch vor der Feuchtigkeit; denn sie muß von allen Seiten, wenn sie auf den Kopf fällt, herabfliessen. („Vermuthlich, haben daher aus gleicher Absicht auch alle Vögel einen gewölbten Kopf.“) Daneben sind die Bewe-

gungen

gungen des Kopfs theils durch sich selbst, theils in Verbindung mit den Bewegungen des Rumpfes so eingerichtet, daß (in seiner jezigen Stellung) nicht eine einzige Gegend um den Körper des Menschen übrig bleibet, in welcher derselbe nicht wahrzunehmen vermögend ist *).

Die Brüste des weiblichen Geschlechts befinden sich auf einer, dazu eingerichteten, grösseren Weite zwischen beyden Armen, welches für ein zweyfüßiges Geschöpf, das den Säugling in den Armen hält, eine bequeme Lage ist, und daher an den vierfüßigen Thieren nicht beobachtet wird.

Eben so, dem zweenfüßigen Gang gemäß ist auch der Rükgrad eingerichtet. Die Wirbelbeine nehmen abwärts an Grösse zu, weil sie bey der aufrechten Stellung immer mehr zu tragen haben. Auch sind sie so eingerichtet, daß sich der Rükgrad ausstrecken, oder gerade halten, vorwärts beugen, oder auf die Seite bewegen kan. Die Bänder an demselben sind vorne breit, um bey dem Beugen nachgeben zu können, und hinten kürzer und fast keines Nachgebens fähig, welches den Körper vor dem Hinterfallen und vor dem Druk auf das Rückenmark sichert. Daher ist auch die Kunst derer, die sich rükwärts auf den Boden beugen können, widernatürlich und lohnet gemeiniglich mit einem frühen Tod. Die Bänder treiben, vermöge ihrer Federkraft die Wirbelbeine wieder auseinander, wenn sie eine, auf dem Körper ruhende Last zusammengepreßt hatte. Sie schränken bey den Seitenbewegungen diese in ihre gehörige Gränzen ein, und befördern die Wiederherstellung der geraden Stellung nach jeder Bewegung. Sie unterhalten die Festigkeit des ganzen Stammes, ohne seine nöthige und bey unserer Stellung so vielfache Beweglichkeit zu hindern, u. s. w. Die Bänder,

*) Mayer Beschreibung des menschlichen Körpers, II. Band, S. 100.

welche den Gesäßknochen mit dem Heiligenbein und Schwanzbein verbinden, haben nach ihrer Lage auch noch den beträchtlichen Vortheil, daß der Fortlauf des Bluts ungehindert in der sitzenden Lage des Menschen geschehen kan; denn die grosse Schampulsader kan, weil sie zwischen jenen liegt, nicht leicht zusammengedrükt werden. Bey dem weiblichen Geschlecht sind sie stärker, welches für dasselbe sowohl in der Schwangerschaft als bey der Geburt bey unserer geraden Stellung eben so nöthig als nüzlich ist. Ueberhaupt ist die Knochenhöhle des Beckens, auf welchem der Kopf und ganze Rumpf mit den obern Gliedmasen und allen Eingeweiden ruhet, vermittelst der Knorpeln und der Bänder so genau zusammengefügt und so fest gebaut, daß man wirklich, nach dem Ausspruch berühmter Zergliederer die Weisheit des Schöpfers nicht genug bewundern kan *).

Der Arm des Menschen hat eine ganz andere Einrichtung, als die Vorderfüsse der vierfüßigen Thiere. Er ist auf eine solche Art in die Schultern eingesezt, daß er sich nach weit mehreren Seiten lenken kan, als es bey dem vierfüßigen Gang nöthig wäre. Das Gelenke am Ellenbogen bieget sich dem Leibe zu, welches blos bey unserer gewöhnlichen Stellung nüzlich ist, und der Ellenbogen selbst hat eine ganz andere Richtung, als bey dem Knie des thierischen Vorderfusses. Das Gelenke an der Vorderhand bieget sich nicht blos einwärts, wie bey den vierfüßigen, sondern auch, und wie es scheint in gleichen Winkeln, auswärts, so, wie auch auf die Seiten. Der Affe mag immer an dieser Einrichtung Antheil haben; dafür ist er auch zwischen dem zweenfüßigen Menschen und dem vierfüßigen Thier in die Mitte gesezt. Hingegen bey den Thieren, die blos und im-

*) Eben derselbe.

immer auf vieren gehen, beobachtet man dieses weder, wenn sie ihre Glieder wirklich gebrauchen, noch auch, wenn sie gebohren werden. Die Einrichtung des menschlichen Arms bringt es also mit sich, daß wir uns desselben nicht nur frey und nach weit mehreren Richtungen bedienen können, sondern daß auch unsere Hand das bequemste Werkzeug des Gefühls und der Seele werden kan.

Gleichwie aber die Natur bey dem Arm für eine vielfache Beweglichkeit sorgte; so war sie bey den untern Gliedmasen mehr auf die Festigkeit und taugliche, dauerhafte Unterstützung des Körpers bedacht.

Unsere Füsse selbst sind ungleich höher, als unsere Aerme, weswegen man sich auf den Knieen fortschleppen müßte, wenn wir auf vieren gehen wollten; und der Fuß ist auch sowohl nach seiner Kniescheibe, als in der Anzahl und Einrichtung seiner Knochen und Gelenke zum zweenfüßigen Gang gebaut. Aristoteles rechnet auch die Länge des Fußblattes und die kürzere Zäen dazu, damit nehmlich die Last des Leibs durch diesen mehr zusammenhängenden Theil des Fusses eher getragen und der Mensch desto sicherer stehen könne. Die Ferse am Fuß bieget sich hinterwärts, damit der Leib nicht rükwärts umfalle, und der Vorderfuß noch viel weiter vorwärts, um sich, ohne zu fallen, desto eher bücken zu können. Diese beyde Verlängerungen des Fusses werden bey keinem Thiere angetroffen. Aber neben dem haben die Zäen noch andere Besonderheiten, besonders der grosse, woraus erhellet, daß die Natur hier nur auf Festigkeit sahe; Der grosse Zäe giebt dem Fuß Kraft, und die kleinen halten den Fuß von der Seite, daß er nicht schwanke. Besonders sind sie auch von den Fingern durch ihre Bewegung nach dem Rücken des Fusses verschieden, wodurch es allein

möglich wird, daß die Last des Körpers, wenn der Ferse erhoben wird, bis auf die Zäen vermöge ihrer Schwerlinie fallen kan. Daher gehen diejenige so unsicher, die einen Mangel oder Schaden am Zäen haben.

Die Hinterbacken tragen das Ihrige zu unserem Gange auf eine gedoppelte Art bey; einmal zum Sitzen und Ausruhen, welches dem Menschen bey seiner Stellung zwar nöthiger, aber eben deswegen dadurch erleichtert worden ist; und anderntheils zur Erhaltung des Gleichgewichts, indem sie die Schwere des, vorne herabhangenden Bauchs balanciren und dem Untertheile des Leibs eine grössere Schwere geben. Daher hat auch das weibliche Geschlecht, wie es den Zergliederern und Bildhauern bekannt ist, grössere Hinterbacken und dickere Schenkel, weil es einen gewölbteren und grösseren Bauch hat; und daher hangen sie, um sich dadurch noch mehr zu helfen, hinterwärts, wenn sie schwanger sind, so wie auch die dikbäuchige unter den Männern. Für eben dieses Gleichgewichte ist zugleich noch weiter gesorgt. Borelli hat bewiesen, daß sich der Leib des Menschen in einer jeden Stellung, er mag sich krümmen, neigen, beugen, wie er will, auf den Füssen erhalten kan, wenn die, durch das Schaambein und die Hinterbacken gehende Schwerpunktslinie in das Vierek fällt, welches den Raum der beyden Fußsohlen und ihres Zwischenraums einschließt; oder auch, wenn diese Linie noch in dasjenige Parallelogramm fällt, welches eine einige Fußsohle umgibt, im Fall, daß man nur auf einem einigen Fuß stehet *). Zur Aufrechthaltung des Leibs gehören freylich auch die Kräften einer grossen Anzahl von Muskeln, und man weiß auch alle Kräften,

*) *Borelli* de motu animal. L. I. *Krafft*, Phys. P. II. C. 2. §. 40. Siehe auch noch, in Absicht des weiblichen Geschlechts, Mayers Beschr. d. m. Körp. II. B. S. 198.

ten, die hiezu erfodert werden, nicht genau; aber sie liegen doch im Menschen, und das Wunderbarste ist, daß er sich derselben bedienen lernt, ohne zu wissen, wie; und daß er in jeder Stellung zulezt ein so sicheres Gefühl davon erlangt.

Auch was die innere Theile des Leibs betrift, nimmt man wahr, daß die Eingeweide nicht, wie bey den Thieren am Rücken, sondern am Zwerchfell befestiget, und daß unsere Lenden muskelreicher, als bey den vierfüßigen Thieren sind.

Bey dem Besiz alles dessen, was uns zu unserm zweenfüßigen Gang nöthig ist, mangelt uns hingegen das, was der vierfüßige erfodert. Neben der, bereits bemerkten andern Einrichtung bey den Thieren, haben die Pferde, das Rindvieh u. s. w. zur Drehung der Augen ein siebentes Mäuslein, ausser den sechs, die ihnen mit dem Menschen gemein sind, die Ursache ist, weil diese Thiere den Kopf vorwärts hinabhangen lassen müssen, um ihr Futter zu sehen: denn sie würden sonst, ohne grosse Ermüdung die Augen nicht so lange gegen die Erde halten können, wenn sie nicht mit diesem siebenten, dazu dienenden Mäuslein versehen wären. Der Mensch, der dieß nicht nöthig hat, besizt es daher nicht. Eben derselbe hat auch keinen Schwanz *), der uns doch bey dem vierfüßigen Gang unentbehrlicher wäre, als einem jeden andern vierfüßigen Thier, theils, weil wir (einen kleinen Theil am Kopf ausgenommen) das Fleischfell nicht haben, womit das Thier seine Haut bewegen und sich wider die Insekten wehren kan; theils weil unser Leib nakt, oder doch gewöhnlicher Weise, mit keinem so starken Ueberzug von Haaren bedekt ist, welcher den kurzgeschwänzten Thieren zur Hilfe gereichet.

*) Davon wird weiter unten geredet werden.

Da nun der Mensch, neben allem diesem, die grosse Vortheile, die er durch seine aufgerichtete Stellung erhält, in so vielen Stücken einsehen und empfinden kan; Vortheile, die zugleich seinem, unter den Thieren auch sonst ausgezeichneten Stande gemäß sind; ja da eben diese Stellung zu seiner Herrschaft über die Thiere ungemein viel beyträgt, weil er nur durch den freyen Gebrauch seiner Hände dieselbige regieren und zugleich die gehörige Werkzeuge und Waffen dazu machen und gebrauchen kan: so hätte man desto weniger vermuthen sollen, daß ihn einige Naturkündiger zu dem vierfüßigen Gang herab, in den Staub wieder haben erniedrigen wollen.

Ob das im Scherz geschehen sey, wie es Blumenbach in Absicht des Moskati vermuthet, und wie man es fast an einem Arzt nicht anderst vermuthen kan, obgleich die heilige Inquisition diesen Scherz gar übel verstunde; — oder ob aus Liebe zum Sonderbaren und Auffallenden, wodurch man freylich, da das Gewöhnliche oft so erschöpft und bekannt ist, eine Zeitlang Aufsehen machen kan; ob aus dieser fruchtbaren Mutter so mancher Hirngespinste, oder etwa auch sonst aus einer geheimen Absicht? — seye dahin gestellt!

Aber indem nun doch nach allen gewissen Nachrichten das Menschengeschlecht seit mehr als sechshalbtausend Jahren auf zweyen einhergieng und kein einiges noch so rohes Volk in irgend einem Theile der Welt jemals gefunden wurde, das seine Hände in Füsse verwandelt hätte; so würde es sich kaum der Mühe lohnen, in einer Sache, — die nun wenigstens durch die allgemeine Gewohnheit entschieden wäre, was auch die zweydeutige Natur vorgehabt hätte, — die Gründe und Gegengründe für den vermeynten vierfüßigen Gang des Menschen anzuführen: wenn nicht das

Be-

Bestreben, den Menschen auch dadurch zu dem Thiere zu erniedrigen, wichtigere Folgen hätte, als es dem ersten Ansehen nach scheint.

Was die Hypothesen des Italiänischen Arztes **Moskati** betrift; so sind sie bereits zum Theil von **Blumenbach**, und ausführlich von **Zimmermann** und **Mayer** anatomisch und physiologisch widerlegt worden *), zu welchen, auch sonst noch lehrreichen und gründlichen Werken ich den Leser verweisen will, wenn es ihn nach Durchlesung des folgenden lüsten sollte, von diesem, für uns Menschen abendtheuerlichen Streite noch mehreres lesen zu wollen.

Meine Bemerkungen in dieser Sache werden sich auf dasjenige beziehen, was **Halle** in seiner Naturgeschicht der vierfüßigen Thiere — einem Werk, das sonst in gedrängter Kürze dem Leser so viel nüzliches darstellt — hierin aufgestellt hat. Sein Hauptsaz ist, daß zwar der Mensch von der Hand des grossen Schöpfers mit einmal aufrecht geschaffen, und aus dem Staub erhoben worden sey (Naturgesch. S. 23.) aber dem ohnerachtet allerdings geschaffen zu seyn scheine, auf allen Vieren zu gehen (S. 22.), oder daß der physische Mensch, (der Mensch nach den eigentlichen und inneren Anlagen der Natur), ein vierfüßiger Thiermensch seye. (S. 117 — 129. und in vielen andern Stellen.)

Vermuthlich wird sich hier dem Leser der Gedanke sogleich auch aufdringen, warum der Schöpfer, wenn er nun doch den Menschen aus dem Staub zu erheben beschlossen hatte, ursprünglich eine gegenseitige oder vierfüßige An-

*) *Blumenbach* de var. gen. hum. nat. S. 24. Zimmermann, geographische Geschichte des Menschen u. s. w. S. 126. Mayer Beschr. S. 129 — 137.

Anlage in seine Natur gelegt habe? Zu diesem Gedanken, der den Schöpfer einem reellen Widerspruch in seinen Handlungen ausseзt, wird man durch das Folgende noch mehr berechtiget, worin viel nachtheiliges aus dem zweenfüßigen und viel vortheilhaftes aus dem vierfüßigen ganz hergeleitet wird.

Die Gründe für den vermeynten, in der Natur des Menschen gegründeten Gang auf allen Vieren sind, nebst meinen Gegengründen darauf folgende.

1) Weil man manche, in den Wäldern wild aufgewachsene Menschen gefunden habe, die nicht nur überhaupt, sondern auch schnell auf allen Vieren gegangen seyen, und denen man nachher diesen Gang nur mit Gewalt und äusserster Mühe habe abgewöhnen können.

Aber man hat auch Beyspiele von eben dergleichen Menschen, die ganz aufgerichtet giengen, wie jenes Mädchen in Zwoll *) und in Champagne, und ein anderes, welches vor etwa fünfzig Jahren in Oberyssel gefunden und seinen Eltern im sechszehenden Monat seines Alters entwendet worden war. Gesezt aber, daß diese das Bild des aufgerichteten Gangs von ihren Eltern her beybehalten hätten, jene andre nicht: so folget daraus nur, daß ein solcher Mensch, wenn er kein anderes Geschöpf, als vierfüßige um sich siehet, und in seinem Verstande ganz verwildert, jene Stellung (Anfangs unvollkommen, endlich aber, weil sich sein, in allem noch weicher Körper darnach bequemt, leichter und bis zur Fertigkeit) nachahmen könne. Halle sagt anderswo, daß der Verstand den Menschen von der

Erde

*) Ich glaube, diese Nachricht in Hr. Pr. Blumenbachs Schrift de var. g. h. gelesen zu haben.

Erde nicht erhoben hätte: ich denke, wenn er bey einem solchen, isolirten Menschen gekommen wäre, gewiß; weil die Vortheile sehr fühlbar sind und der Affe, ohne Menschenverstand, dazu gelangt. Aber freylich ist es wahrscheinlicher, daß der Mensch in einem solchen, ihm auch sonst widernatürlichen Stand nicht zu dem Verstand gelange. Daraus aber, daß der, aus seiner Lage gesezte Mensch verwildern kan, folget so wenig, daß keine Anlage zum Verstand in ihm seye; als daraus, daß der Mensch unter vierfüßigen Thieren kriechen und klettern lernt, folgen sollte, er habe keine natürliche Anlage zum Aufrechtgehen. Kan doch der Leib des Menschen zu noch weit widernatürlichern Dingen gezwungen werden, wie mir das Beyspiel eines Mädchens von zwölf Jahren bewieß, das sich rüklings bis auf den Boden hinunterließ, und noch den Kopf durch seine Füsse zwang.

2) Weil auch die Kinder der Amerikaner, nachdem sie in einem Alter von zween Monateu zu kriechen von selbst anfangen, nachher in der Fertigkeit, auf allen Vieren zu gehen, es so weit brächten, als Jemand, der sich aufrecht gewöhnet hat.

Bey dem Kind gehet, wie bekannt ist, alles stufenweise, und weil sein Wachsthum lange dauret, langsam. Zuerst lernt es sich, liegend, in eine andere Lage versetzen. Mit zunehmenden Kräften sizt und rutscht es. Weiter darnach kriecht es. Ueberläßt man es sich selber, so gehet es darauf auf Vieren, theils weil seine Füsse noch nicht Festigkeit genug haben, theils weil der obere Theil seines Leibs noch um vieles grösser ist, als der untere. Bey dieser Stufe seiner Fortbewegung mag es immer seyn, daß es, wo ihm andere nicht Hilfe und

Weisung geben, sich lang behelfen mag, um so mehr, weil es zu seinen damaligen Begriffen und Bedürfnissen hinreichend ist; auch mag es sich nicht nur Fertigkeit, sondern eine gewisse Anlage dazu angewöhnen: aber würde es, wenn es um ein beträchtliches älter und der untere Theil seines Leibs länger und fester wird, die Vortheile unsers Gangs und den freyen Gebrauch unserer Hände nie einsehen, nie verlangen, nie nachahmen? nie, wie der Affe, auf den Hinterbeinen sich aufrichten, da es doch so viel, oder eigentlich mehr Anlage dazu hat? nicht nach und nach von selbst immer eine Stufe weiter kommen? — Halle führet auch von den Kindern der Hottentotten an, daß sie dieselbige, weil sie solche so lang auf Vieren gehen liessen, zulezt nur mit vieler Mühe zu unserem Gang gewöhnen könnten. Das mag seyn, und das aufgerichtete Gehen hält desto schwerer, je länger man die Kinder bey der gegenseitigen Gewohnheit lässet. Auch hält das Gehen überhaupt und die Erhaltung des Gleichgewichts dabey selbst bey Hilfleistungen und Anweisungen schwer, weil es der Mensch, wie alles Andere, erst nach und nach und durch Versuche lernen muß, und weil der Gebrauch der Mittel, die von der Natur hiezu dargereicht worden sind, sehr zusammengesezt ist. Wenn es denn aber noch, wie es vermuthlich geschehen wird, einem Hottentotten auf einmal beygehet, es sey jezt Zeit, daß sein Kind gehen solle: wird man wohl dabey die nöthige Geduld und stufenweises, auf Stärke oder Schwachheit des Leibs gegründetes Verhalten von ihme erwarten dürfen? Der Hottentotte, denke ich, weiß sich geschwinder zu helfen. Er bindet dem ungelehrigen, kriechenden Jungen starke Stecken auf den Rücken und an die Schenkel, und denn mag er das Gehen lernen, so gut

er

er kan. Es ist also irrig geschlossen, wenn man meynet, ihre Kinder seyen dazu nicht aufgelegt. Auf einmal, nicht, wie alle Andere. Da übrigens die Kinder der Wilden endlich so gut, als die Unsrige gehen lernen, ob man diese gleich dazu weit mehr anleitet; so muß dieser Gang, auch aus diesem Grunde, der Natur nicht so zuwider seyn. Seneka sagt nach der Wahrheit: „Wenn das Kind gehen und stehen will, fällt es, so bald es seine Kräften versucht, und stehet mit Weinen so oft auf, bis es sich durch den Schmerzen zu dem, was die Natur erfordert, gewöhnet hat.“ Hat es aber ein Kind hierin einmal zur Fertigkeit gebracht: wie gern, rasch und munter bedient es sich dieses Geschenks der Natur! der hüpfende, springende Knabe, widerleget, dünket mich, die Bestimmung zum vierfüßigen Gang so gut, als das Auf- und Abgehen des Diogenes in dem Hörsale eines Lehrers, der die Bewegung läugnete, die beständige Ruhe.

3) Weil die meisten Menschen dem alten Triebe, der in ihnen zu einem vierfüßigen Gang liege, folgeten; im Gehen den Kopf nicht vollkommen gerade in die Höhe trügen, die Arme zugleich mit den Füssen bewegten, sich im Sitzen mit dem Rücken anlehnten, und ihn zur Erleichterung krümmeten.

Der Mensch mag sich in einer Lage oder Stellung des Leibs befinden, in welcher er will; so fühlet er, wenn sie lange dauret, Unbequemlichkeiten, weil seine Muskeln zu lange auf einerley Art gespannt oder angestrengt werden. Er wird also, wenn er nicht in dem Fall eines Grenadiers bey dem Exerciren ist, natürlicher Weise seine Halsmuskeln nicht ohne Noth zu sehr und zu lang anstrengen. Daß er es aber kan, wenn es seyn muß,

muß, kan man, dünket mich, in Berlin genug wahrnehmen. Daneben ist es aber von allem, was oben angeführt wird, bis zu der vierfüßigen Stellung noch ein gar mächtiger Schritt, und wenn man ja daraus auf irgend Etwas einen Schluß machen will, so ließ sich vielmehr das Gegentheil folgern: denn alles angeführte Bücken und Krümmen ist der geraden Stellung um gar viele Winkelgrade näher, als der vierfüßigen, oder weicht von jener gar wenig ab. Auch die Hände bewegt der Mensch im Gehen, weil es unter anderem auch zur Erhaltung des Gleichgewichts noch behilflich, und das Gefühl von einerley Lage auch in diesen beschwerlich ist.

4) Weil ein zweenfüßiger Gang ermüdender und unsicherer sey, als ein vierfüßiger, weswegen wir auch, weil unsere Beine und der Rükgrad stärker angegriffen würden, länger schlafen müßten; und daher entsprünge zum Theil auch die, unserem weiblichen Geschlecht unter allen Geschöpfen eigene, monatliche Reinigung.

Das Sitzen und Liegen und die grosse Vortheile unserer aufgerichteten Stellung erleichtern und ersetzen die Unbequemlichkeiten derselben reichlich, und hat denn die vierfüßige die ihrige nicht auch? Wenn aber, wie Halle selbst bemerket, die Gebährmutter bey unserem weiblichen Geschlecht von Natur aus anderst gebaut, fleischiger, adriger und kugelförmiger ist, als bey den Thieren, bey welchen sie mehr häutig ist; wenn ferner die monatliche Reinigung gewöhnlicher Weise zu einer gewissen Zeit anfängt und aufhöret: so muß sie nicht von dem Druk des Bluts auf die Gebährmutter, der durch unsere Stellung vermehret wird, herrühren; denn es drukt auch nachher noch darauf, wenn

jene

jene aufhöret, und es drukt auch vorher lange genug, ohne diese Folge zu haben; und wenn gleich die Masse des Bluts vorher nicht so groß und so schwer war, so waren auch die Gefässe zärter und verlezbarer.

5) Weil viele Theile des Leibs ihre jetzige Einrichtung erst und blos von unserem Gang erhalten hätten. Unser Hals seye kürzer, weil jezt der Kopf senkrecht auf die Wirbelknochen des Halses drücke; die Brust breiter, weil sie bey unserer Stellung nicht zusammengedrükt würde, wie bey den Thieren, und daher komme auch die Form unserer Schultern; die Brüste lägen höher, weil wir die Arme nicht zum Gehen anwenden; die Gegend der Lenden sey muskelreicher, weil der Mensch allerley Wendungen damit mache und aufrecht gehe; der zweenfüßige Gang und das Sitzen unterpolstere die menschliche Hüften mit Hinterbacken; unsere Fußsohle sey länger, als an den meisten Thieren, weil sie der ganze Körper so viele Jahre drücke; davon bekämen wir auch die Ferse, die sich an den Thieren weiter hinaufziehe, weil sie genöthiget sind, grösstentheils auf die Zäen zu tretten.

Da das Kind den kürzern Hals, Hinterbacken und überhaupt alles dasjenige, was in dem angeführten erst von unserem jetzigen Gang hergeleitet wird, bereits mit sich auf die Welt bringet; so bleiben mir nur zween Fälle übrig, wie die obige Behauptungen zu reimen sind: entweder, daß der schon so lange angenommene, zweenfüßige Gang eine so starke Veränderung in dem menschlichen Leib hervorgebracht habe, daß dieselbige nun auch durch die Zeugung fortgepflanzt wird; — oder der Mensch seye zuerst in einem mittleren Zustand erschaffen worden, nach welchem er eben sowohl zum zweenfüßigen als vierfüßigen Gang tauglich war.

Was den erstern Fall betrift, so scheinet er, jedoch nicht gerade zu, angenommen worden zu seyn: aber ich frage alle Zergliederer und Physiologen, ob uns irgend eine Erscheinung in der Natur und der so genau bestimmte und einpassende Bau unsers Körpers berechtige, der Gewohnheit einen so mächtigen Einfluß auf den ganzen menschlichen Leib einzuräumen? Könnte sie dieses, so müßten aus gleichen Ursachen und lang fortgesezten Gewohnheiten tausend andere Veränderungen in dem Bau und in den Theilen des menschlichen Leibs vorgegangen seyn; und zwar nicht nur unbedeutende, sondern so viel bedeutende, als die Hallensche; ja der menschliche Leib wäre einer beständigen und wirklichen Verwandlung ausgesezt. Bezeuget dieses wohl die Erfahrung? Es ist jedem bekant, daß gewisse Beschaffenheiten durch die Zeugung fortgepflanzet werden, und es wird an seinem Ort davon geredet werden; aber auch solche? — In der zwoten, dritten, vierten u. s. w. Generation würde diese Veränderung vermuthlich noch nicht erfolget seyn; in der wievielten also? und wenn erst spät, warum nirgends keine Spur davon in irgend einer Geschichte? da kan man zwar die Dunkelheit der ersten Zeiten vorschützen, oder dem Daseyn des Menschengeschlechts einige Jahrtausende mehr beylegen; aber wenn dieß zu Hilfe genommen wird, so kan man von unserer Gattung, weiß nicht was vorgeben. Inzwischen wär es auch wunderbar, wenn wir den, sich gleichen Gang der Natur bey andern Geschöpfen beobachten, und wir wollten ihn bey dem Menschen nicht zugeben.

Was den zweyten Fall anbetrift; so hätte er freylich, um den Widerspruch mit dem folgenden Punkten zu vermeiden, sollen angenommen werden. Er wurde aber nir-

nirgends angenommen, sondern es heißt vielmehr, wie zuerst angeführt wurde, ausdrüklich, der Mensch scheine in seiner Natur zum vierfüßigen Gang geschaffen zu seyn. Und wenn er auch wär angenommen worden; warum hätte der Schöpfer blos den Menschen so unbestimmt bilden sollen?

6) Weil der menschliche Leib die, zum vierfüßigen Gang nöthige Richtung annehmen könne und würde (S. 120. ff.) und zwar folgender Gestalt. Der Kopf würde in einer horizontalen Richtung an die Halswirbel heraufgezogen, wie er jezt an den Thieren stehet; der Hals würde dadurch länger; die Nase platter; die Oefnung des Munds grösser, das Kinn verlängerter; die Ohren beweglich und abstehend; das Gesicht haarig, oder doch wie am Affen; am Kopf oben, unten und hinten eine Art von Mähne, wie am Löwen; statt der, in den Schultern iezt freyspielenden Arme steiffe, senkrechte und in den Schultern unbewegliche Säulen; Achseln, die, weil sich die Schultern den Rippen mehr genähert hätten, sich unter die Haut mehr verstekt und ihre jetzige Rundung verlohren hätten; die Vorderhand, wie an dem Affen in die Höhe gezogen; die Hände und Füsse parallel; eben so auch, wie bey dem Affen, die Hand mit ihren Fingern und Nägeln; die Brüste in einer andern Lage; das Brustgewölbe tiefer herab; das Herz hätte mit der Brust parallel geschlagen; die Eingeweide sich nach der horizontalen Richtung bequemt; der Rükgrad wäre gekrümmt geworden; es hätte sich ein Schwanz angelegt, denn die Anlage dazu an dem Steiß ist da, oder auch keiner, indem er auch einigen Affen mangelt; die Füsse, weil der Mensch auf die Zäen tretten und sie also hätte verlängern müssen, wie bey dem Affen; die Ferse, wie bey den Thieren weiter oben; die Knochen über den Fersen zusammengedrükt und kleiner; keine Wade, weil ihre

Muskeln wären höher hinaufgezogen worden; das Knie an dem Bauch; die Schenkelbeine verkürzter; keine Hinterbacken mehr, weil sie vergangen wären und (das Urbild) der Affe auch keine hat.

Die Metamorphose ist beträchtlich genug; und so viel Mühe und Abänderung kostet es, den Menschen auch nur in der Idee nach der Analogie der Thiere anderst zu formen! die Schöpfung hätte also eine Art weniger gehabt, und statt, daß man sonst den Orang-Utang zu dem Menschen hinauf hobe, hätte es sich der Mensch gefallen lassen müssen, zu ihm hinabzusteigen.

Ich nehme hier wieder zween Fälle an; entweder sind die Ausdrücke so zu verstehen, daß der physische sogenannte Thiermensch, nach der Anlage seiner Natur, wirklich so gebildet war, und das wäre den übrigen Sätzen gemäß; oder daß ihn der vierfüßige Gang erst so gebildet hätte. Die Art, wie von dem physischen Thiermenschen geredet wird, berechtiget, wie ich glaube, jeden Leser, den leztern Fall, als die Vorstellungsart des Herrn Verfassers anzunehmen. Aber wie reimet sich dieses alsdenn mit dem Uebrigen? So müßte ja dieser Mensch zum zweenfüßigen Gang geschaffen gewesen, und erst durch den vierfüßigen Gang ein vierfüßiges Thier geworden seyn! Gesezt nun, daß alle angezeigte Veränderungen, die in dem menschlichen Leib dadurch hätten entstehen müssen, auch möglich gewesen wären; warum hat der Affe die Einrichtung dazu schon in Mutterleibe empfangen, und warum der Mensch nicht? warum bringt der Affe seine lange Zäen schon auf die Welt, da sie sich nachher doch von selbst durch seinen Gang verlängert hätten; und warum bringt der Mensch, dem nach dieser Meynung erst der vierfüßige Gang solche

hätte

hätte verschaffen müssen, keine solche lange Affenzäen auf die Welt? — Daß aber durch den vierfüßigen Gang die Theile des menschlichen Leibs diese Veränderung, Richtung, Lage u. s. w. nicht annehmen, sondern daß sich höchstens sein Rükgrad krümmen, die Gelenke in Füssen und Händen sich verändern, seine Töne einen andern und dem, was er um sich höret, gemässen Ton annehmen und die Richtung seines Gleichgewichts, wie bey den Thieren sich bestimmen müßte; — Veränderungen, die unter den, von H. Halle angeführten, die wenigste sind; — das bewiesen gerade eben diese Beyspiele von wildaufgewachsenen vierfüßigen Menschen, an welchen jene ganze Metamorphose nicht mußte gefunden worden seyn, weil man sie sonst von wirklichen Affen durch nichts hätte unterscheiden können. Aus der obigen Hypothese folgte auch noch, daß ein Affe, wenn man ihn von Jugend auf blos und beständig auf Zweyen zu gehen nöthigte, vermittelst einer ähnlich zu erfolgenden Verwandlung gestaltet werden müßte, wie wir; die Brüste weiter oben; die Lenden muskelreicher; Hinterbacken; die Achseln mehr gerundet; u. s. w.

Der erstere Fall wurde wirklich nach dem vorhergehenden von Herrn Halle angenommen, und mit den, N. 1 — 5. beantworteten Gründen begleitet; aber ich muß es wiederhohlen, daß ich es mit der leztern Vorstellung seines physischen, erst durch den Gang umgeänderten Thiermenschen, so oft ich auch diese Stelle S. 120. ff. durchlase, nicht reimen kan.

Es ist, um dieß einige noch beyzufügen, wunderbar, daß man den zweenfüßigen Gang an dem Menschen bestritten hat, da doch dieser Gang in seiner Art auch

an Thieren und nach Hasselquist so gar an der Pfeilmaus, schon wahrgenommen wird. Es kan also der vierfüßige nicht der Einige, von der Natur intendirte Gang seyn: und es ist der Analogie der Natur gemäß, den zweenfüßigen Gang, der seinen Anfang schon unter den Thieren nimmt, dem Menschen in einem vollkommenern Grade beyzulegen.

§. 6.

Von den körperlichen Kräften und Fertigkeiten.

Sowol die aufgerichtete Stellung des menschlichen Leibs, die dem Menschen, neben andern Vortheilen, besonders auch seinen Arm frey lässet; als auch die übrige Einrichtung desselben verschaft dem Menschen Kräften und Fertigkeiten, welche nach ihrer Beschaffenheit und Anzahl jede Vergleichung mit dem thierischen aushalten.

Ursprünglich und ehe sich der Mensch durch üppige und widernatürliche Lebensart geschwächt hat, hat derselbe, im Verhältniß seiner Grösse mehrere und dauerhaftere Kräften, als die starken Thiere. Der Löwe selbst scheinet nach der Bemerkung Buffons blos wegen seinen Klauen und Zähnen stärker zu seyn; aber man hat Proben, die von einer, weit grössern, sowol Stärke als Geschiklichkeit des menschlichen Arms zeugen. Dieser vortrefliche, natürliche Hebel, an welchem durch die Abtheilung desselben und die Einrichtung und Lage der Muskeln gleich weislich für Kraft und Geschwindigkeit gesorgt ist; der Arm des Menschen darf nur eine Keule haben, so ist dieß ein furchtbarer und bändigender Zepter für die Thiere. Und was kan er oft nicht mit einem weit geringeren Hilfsmittel verrichten? Im Jahr 1746. schlug ein Indianer aus der Stadt Buenos Aires, welchen

welchen man auf die Galeeren zu Cadix verdammt hatte, dem Gouverneur vor, er wolle seine Freyheit mit einer Lebensgefahr erkauffen, welcher er sich an einem öffentlichen Feste aussetzen wollte. Er versprach ganz allein und ohne andere Waffen, als einen blossen Strik, dem wütendsten Ochsen beyzukommen. Er wollte ihn zu Boden werfen, und mit seinem Stricke, an welchem Theile man es ihm vorschreiben würde, festhalten. Er wollte ihm endlich Sattel und Zaum anlegen, auf ihm reiten, und dergestalt, sitzend, ween andere von den allerwildesten Ochsen bestreiten und einen nach dem andern in dem Augenblicke, da man es ihm befehlen würde, umbringen, ohne daß ihm Jemand helfen sollte. Man willigte darein, und der Indianer hielte Wort, wie er es versprochen hatte. Wie er es angefangen hat, und was eigentlich bey dem Kampfe vorgefallen sey, kan in Herrn Gautier erstem Theile der Bemerkungen über die natürliche Historie nachgeschlagen werden *).

Noch einen Beweiß von der Stärke des Menschen leitet Buffon von der Last her, die er vermittelst seiner Stellung und Muskeln zu tragen im Stande ist. „Desaguliers ließ eine Art von Küraß machen, womit er jeden Theil des Körpers mit einer gewissen Anzahl von Gewichten beschwerte, so daß jeder dieser Theile alles das trug, was er in Beziehung auf die übrigen ertragen konnte, und daß es keinen gab, der nicht so beladen war, wie er seyn sollte. Mit dieser Maschine trug man, ohne sehr beladen zu seyn, eine Last von zweytausend Pfunden. Wenn man daher diese Last mit derjenigen vergleicht, welche ein Pferd tragen kan, und dabey den Umfang der Körper in Erwägung ziehet, so folget, daß, wie der Körper dieses Thiers wenigstens sechs oder siebenmal mehr Umfang hat, als der Körper eines Menschen,

*) Rousseau, von der Ungleichheit der Menschen. S. 161.

man ein Pferd mit zwölf- oder vierzehentausend Pfunden sollte beladen können, welches in Vergleichung mit den Lasten, die wir dieses Thier tragen lassen, ein ungeheures Gewicht ist, wenn wir dieselbe auch so vortheilhaft vertheilen, als es uns möglich ist." Nun könnte man zwar denken, daß die mechanische Einrichtung jener Maschine dem Leib des Menschen einen grossen Theil der Schwere abnahm, und daß das Pferd, wenn man ihm mit einer, dem Bau eines Körpers proportionirten Maschine zu Hilf käme, auch eine Last in gleicher Proportion tragen könnte; allein was das Eine betrift, so bliebe doch, so viel man auch für die Maschine abrechnet, für die Muskeln des Trägers immer ein ansehnliches Gewicht übrig; und was das Zweyte anbelangt, so verhindert es der vierfüßige Gang des Pferds, wobey die Last fast ganz seinem Rukgrad mußte zugetheilt werden, und der Kopf, weil er nicht senkrecht auf den Schultern ruhet, nicht viel leisten könnte. Nichts davon zu gedenken, daß das vierfüßige Thier das Gewicht der Last nicht so balanciren kan, als vermittelst seiner Arme und seiner Stellung der Mensch.

Man weiß auch, was Rasende und Personen in hitzigen Krankheiten manchmal für eine ausserordentliche Stärke äussern; und obgleich dieses Etwas besonderes und eine Folge ihrer Krankheit ist, so muß doch der Grund dieser Stärke in dem menschlichen Leib liegen.

Was noch mehrere Beyspiele von der menschlichen Stärke betrift, so weiß man, daß die Lastträger zu Constantinopel bis neunhundert Pfunde tragen. Auch gieng zu den Zeiten des Plinius ein Mann, Nahmens Athanatus, um seine Stärke zu zeigen, mit einem bleyernen Brustharnisch von fünfhundert Pfunden und mit Cothurnen von gleichem Gewichte auf der Schaubühne herum, und den Milo von

Croton

Croton hat uns Cicero bekannt genug gemacht. In Absicht neuerer Beyspiele aber, darf man nur an den König von Pohlen gedenken, der dadurch, daß er mit den Händen eine eiserne Stange boge, und mit ausgestrektem Arm einen grossen Kerl auf der flachen Hand truge, vielleicht selbst dem Herkules den Rang hätte streitig machen können. Sollte man, sagt Halle, aus diesen und andern Proben nicht schliessen dürfen, daß sich die wenigsten Kräfte in uns entwicklen *)?

Wie sehr übrigens die Menschen die Kraft und Stärke ihrer Hände und Arme durch Werkzeuge, z. B. eine Zange, Hammer, Hebel, zu verstärken wissen, ist bekannt. Vielleicht trägt aber eben dieß dazu bey, daß die Intension der natürlichen Stärke dadurch geschwächt, oder wenigstens selten nach ihrem höchsten Grad erwekt wird.

Im Ausdauren und der Geschwindigkeit kommt der Mensch, wenn man die Vögel wegen ihren, in Verhältniß ihrer Grösse stärkeren Brustmuskeln ausnimmt, den Thieren nicht nur gleich, sondern thut es ihnen öfters zuvor. Beweise davon sind die Hottentotten und so viele andere Wilde, wie es an seinem Orte erhellen wird. Aber man hat auch Beyspiele, daß selbst der verzärtelte Mensch sich durch Uebung wieder dazu erheben kan. So lernte z. B. der auf der Insel Juan Fernades verlassene, bekannte Selkirk, durch die Noth angetrieben, wilde Ziegen in ihrem Lauf einhohlen; und die Persischen Läufer legen nach dem Bericht des Chardin sechs und dreysig französische Meilen in fünfzehen Stunden zurück.

Eben so bemerkenswehrt sind die körperlichen Fertigkeiten, die sich der Mensch theils durch Werkzeuge, theils mit

*) Halle, Naturgesch. S. 48.

feinen bloſſen Gliedern erwerben kan. Ein jedes Handwerk enthält dergleichen .und manchmal in groſſer Anzahl; und von den Nürnberger Kleinigkeiten an, und von der, oft bewundernswürdigen Kunſt der Seiltänzer, inſonderheit der Perſiſchen, bis zu den bedeutendern, mechaniſchen Künſten, welch eine Mannigfaltigkeit und Menge! Dieſes äuſſert ſich ſo gar in ſolchen Fertigkeiten, wozu der Leib des Menſchen eigentlich nicht gebaut iſt, und vielmehr eine, demſelben widrige Einrichtung hat, z. B. im Schwimmen. Der Körper eines jeden Thiers iſt von Natur leichter, als die Menge Waſſer, deren Stelle er einnimmt; allein bey dem Menſchen iſt er ſchwerer. Bey den Thieren befinden ſich die, zum Athemholen nöthige Werkzeuge an dem äuſſerſten Ende ihres horizontalen Kopfes, und daher fällt es ihnen nicht ſchwer, ſie auſſer dem Waſſer zu halten; bey dem Menſchen iſt es nicht ſo, ſondern er muß eine ſehr gezwungene Bewegung machen, wenn er den Kopf auſſer dem Waſſer erhalten will, welche eine lange Uebung erfodert, wenn ſie eine geraume Zeit dauren ſoll. Das Thier, welches ſich vom Kopf bis zum Schwanz in einer horizontalen Lage befindet, behält dieſe Lage im Waſſer, und bewegt ſeine Füſſe im Schwimmen wenig anders, als im Gehen auf dem feſten Lande; der Menſch hingegen befindet ſich in einer unnatürlichen Lage auf dem Bauche, und muß mit ſeinen Gliedern lauter, ihm fremde Bewegungen machen, weil ſie anders geſtaltet ſind, als am Froſche *). Aber ſowohl dieſe Hinderniſſe wußte der Menſch, ſo bald er wollte, und wie es ſich zeigen wird, im rohen Zuſtande am meiſten, zu überwinden, als auch dieſe Fertigkeit zum Theil bis auf einen bewundernswürdigen Grad zu treiben.

Der

*) Begriff menſchlicher Fertigkeiten und Künſte, III. Theil, S. 187.

Der jüngere Herr Forster erzählt uns in seiner Reise um die Welt ein sehr merkwürdiges Beyspiel, wie vertraut sich der Mensch mit dem Wasser machen kan, an den Taheitiern. Einer von den englischen Officiers, der seine Freude an einem Taheitischen Knaben von sechs Jahren hatte, welcher dicht am Schiff in einem Canot war, wollte demselben vom hintern Verdek herab eine Schnur Corallen zuwerffen; der Wurf gieng aber fehl ins Wasser. Nun besann sich der Junge nicht lange, sondern plumpte hinter drein, tauchte und brachte die Corallen wieder herauf. Um diese Geschiklichkeit zu belohnen, warffen wir ihm mehrere zu, und das bewog eine Menge von Männern und Weibern, uns ihre Fertigkeit im Wasser ebenfalls zu zeigen. Sie holten nicht nur einzelne Corallen, davon wir auf einmal mehrere ins Wasser warffen, sondern auch grosse Nägel wieder herauf, ungeachtet diese, ihrer Schwere wegen, sehr schnell in die Tiefe hinabsunken. Manchmal blieben sie lange unter Wasser; was uns aber am bewundernswürdigsten dünkte, war die ausserordentliche Geschwindigkeit, womit sie gegen den Grund hinabschossen, und die sich bey dem klaren Wasser gar deutlich bemerken ließ. Sie besitzen eine solche Fertigkeit darin, daß man sie der Behendigkeit im Wasser und der Beugsamkeit ihrer Glieder nach fast für Amphibien halten sollte. (I. B. S. 201.) Von andern Arten des Tauchens, dem Reiten und andern gymnastischen Spielen nichts zu gedenken. Wenn man daher diese menschliche Fertigkeiten mit demjenigen vergleicht, was das Thier, vermittelst seines Instinkts verrichtet; so wird ohne eigenliebige Partheylichkeit der Ausschlag auf die Seite des Menschen zu geben seyn. Bey dem Thier frapviret es nur darum mehr, weil wir es nicht von ihm erwarten, oder auch, weil wir es an dem Menschen zu gewohnt sind.

Es ist wahr; von den Thieren bringt ein jedes seine besondere Geräthschaft zu seiner eigenen Kunstarbeit und die, zu dessen besonderer gehöriger Bewegung gerichtete Muskeln, nebst erforderlicher Stärke und Gelenksamkeit mit auf die Welt; auch erreget ihr sinnlicher Mechanismus besonders diejenige leibliche Theile, auf deren Gebrauch ihre und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt ankommt *); und daher äussern sie auch ihre Kräften und Fertigkeiten früher und fehlerfreyer, als der Mensch, der nur ein allgemeines und unbestimmtes Kunstwerkzeug mit sich bringt, und weit langsamer durch Erziehung, Nachahmung, Mühe und Fleiß dazu gelanget: aber was ich schon in andern Fällen angeführet habe, gilt auch hier. Bey den Thieren gibt es nur Einige dieser Fertigkeiten: bey dem Menschen, dessen Hand und Finger besonders zu unzählig vielen Fertigkeiten aufgelegt sind, ungleich mehrere, willkührlichere und welche zugleich nach Masgabe der Umstände der Veränderung und Vervollkommnung fähig sind. Auch muß dabey in Betracht gezogen werden, daß sie allergröstentheils bey dem Menschen sein Werk sind.

Die Fertigkeiten sind den Thieren angebohren; der Mensch muß sie meistens erwerben: aber doch gieng er auch, in Absicht jener nicht ganz leer aus, und erhielte davon so viel, als für seinen ersten Zustand nöthig ist. Man rechnet dahin das Schreyen und Winseln, womit das Kind seinen Hunger und Durst, oder auch schmerzhafte Empfindungen anzeiget; die Fertigkeit im Gebrauch der Muskeln und Nerven, seine Augen durch Aufziehung des Vorhangs der Augenlieder willkührlich zu öfnen; die Fertigkeit im Saugen; die Fertigkeit Empfindungen und Leidenschaften in den Gesichtszügen auszudrücken und einige andere mehr.

Laßt

*) Reimarus, von den Trieben der Thiere, S. 354.

Laßt uns nicht klagen, daß diese Mitgabe der Natur stiefmütterlich sey; wäre sie reichlicher gewesen, so hätte sich vermuthlich der Mensch den Kreyß seiner eigenen Thätigkeit nicht so erweitert, sondern wäre gleich den Thieren bey seinen angebohrnen und bestimmten Fertigkeiten stehen geblieben!

§. 7.

Von der Verschiedenheit des menschlichen und thierischen Zeugungstriebes.

„Der Mensch fangt in Vergleichung mit den Thieren spät an zu zeugen, indem er, nach der Analogie mit den übrigen lebenden Geschöpfen, als ein Kind von vier oder fünf Jahren bereits mannbar seyn sollte:" und Hr. Halle, der dieses bemerket, scheinet daher auf die Vermuthung zu kommen, ob die Verspätung dieses Triebs nicht von unserem zweenfüßigen Gang herrühre? diese bemeldte Analogie beziehet sich vermuthlich auf das Verhältniß im Wachsthum und Lebensalter. Z. B. Thiere, die 18 bis 20 Jahre leben, zeugen schon in oder zwischen dem ersten und zweyten Jahre; also sollte Mensch, der 4 bis 5 mal länger lebt, im vierten oder fünften Jahre zeugen. Aber worauf sich auch diese Analogie beziehen mag, und gesezt, daß sie sonst bey allen lebendigen Geschöpfen statt finde; so können wir bemerken, daß eines Theils die menschliche Natur in solchen Ländern und bey einer solchen Lebensart, wodurch der Zeugungstrieb eher erwekt wird, hierin wirklich frühzeitiger, als in kalten Ländern und bey einer rauhen Lebensart seye; und anderntheils träget diese verhältnißmäsige, spätere Erscheinung zur Verlängerung des menschlichen Lebens und zur Mehrung seiner Stärke das ihrige bey. Und wenn wir auch davon, daß der Mensch zu einer sittlichen Erziehung

bestimmt ist, (welche bey aller angenommenen Präcocität von vier- bis fünfjährigen Eltern doch nicht wohl geleistet werden könnte), nicht reden wollen; so würde selbst die, anfangs eben so beschwerliche, physische Erziehung des Menschen von Eltern, die selbst noch schwache Kinder wären, nicht vollbracht werden können. Wenn also jene Analogie sonst in der ganzen Natur richtig ist; so wiche sie von ihrer übrigen Einrichtung zum Besten des Menschen ab. Neben dem früheren Anfang in der Zeugung, hätte sie auch das menschliche Weib, um unser Geschlecht eher zu vermehren, ordentlicher Weise nicht blos zur Tragung einer einigen Leibesfrucht bestimmen können; allein darin hat der Mensch keine Ursache zu klagen, weil er unter den übrigen grösseren Geschöpfen, aus gleich weisen Ursachen, noch viele seines chen hat. Dabey kan sich aber der Mensch wegen seinem längeren Leben und bey seiner ausgebreitereren und reichlicheren Nahrung nicht nur dem unerachtet vermehren; sondern jenes wurde auch durch die übrige Einrichtung des menschlichen Zeugungstriebs bey ihme sattsam ersezt.

Der Mensch empfindt denselben, in beyden Geschlechtern, nicht blos zu einer gewissen Jahrszeit, sondern nach erreichter Mannbarkeit in allen, und kan also sein Geschlecht desto mehr! und desto ungehinderter fortpflanzen; und wenn man dieses gleich blos von den nahrhafteren Speisen, die er geniesst, herleiten wollte, indem man dasselbe aus ähnlichen Gründen auch bey den Hausthieren wahrnehme: so zweifle ich doch sehr, ob man es blos dieser Ursache beymessen kan, indem man noch von keinem einigen wilden und rauhlebenden Volk angemerkt hat, daß es sich blos, wie die meiste freygelassene Thiere, in einer gewissen Jahrszeit begatte. Wäre es aber so, so hätte doch die Natur, die den Menschen des Genusses und der Erwerbung besserer Nahrungsmittel

mittel fähig gemacht hat, mittelbarer Weise dafür gesorgt. Aber vielleicht liegt noch ein Grund der uneingeschränkten Begattung auch darin, daß das menschliche Weib, wider die Gewohnheit der allermeisten Thiere, den Beyschlaf auch zur Zeit ihrer Schwangerschaft wünscht oder duldet, indem nehmlich dieses dem, an keine Zeit gebundenen männlichen Trieb analog wäre. In Absicht des obigen gibt es zwar Ausnahmen so gar in solchen Ländern, wo dieser sinnliche Trieb sonst sehr gereizt ist, bey den meisten Nationen in Afrika. Aber die Ursache davon liegt gerade in der wollüstigeren Empfindung dieser Weiber, wodurch die empfangene Leibesfrucht, der Erfahrung gemäß, desto leichter wieder ausgestossen würde. Und die Männer können sich leicht darein schicken, weil sie mehrere Weiber haben.

Da die Natur einen ihrer Hauptzwecke, die Geschlechter fortzupflanzen, bey einer jeden Art derselben mit einer starken sinnlichen Lust verbunden hat; so fühlet der Mensch diese ebenfalls, aber er wird nicht auf die Art und durch den Geruch wie die Thiere, sondern durch weit mehrere und angenehmere Bilder und Empfindungen zum Beyschlaf erwekt, und vielleicht war auch ein grösserer Grad des sinnlichen Vergnügens für ihn desto nöthiger, weil der Mensch wegen seiner grösseren Freyheit, oder auch wegen gewissen Beschwerlichkeiten, der Natur leicht hierin ungetreu werden, oder ihr zuwider handlen könnte. Wie klein würde — (besonders unter ökonomischem Druk) — die Anzahl der Patrioten seyn, die uns blos um des allgemeinen Besten der Welt willen, damit sie allenthalben wohl bevölkert und schön angebaut würde, Kinder erzeugten; wenn das Geschäft der Erzeugung nicht einen so starken Reiz und Vergnügung in sich enthielte? *) — ein Ausspruch, der durch die Folgen

des

*) Langhans, von den Lastern, die sich an der Gesundheit der Menschen selbst rächen. §. 20.

des Luxus und die daher, manchmal entstandene Nothwendigkeit, der Natur wieder durch die Sanktion der Gesetze zu Hilfe zu kommen, genug bestätiget wird. Und wie sehr wurde nicht auch dieser Trieb in so manchen Zeiten und unter so manchen christlichen und unchristlichen Völkern durch Schwärmerey und falsche Vollkommenheit verschreyt und unterdrükt!

Der Mensch fühlet den Begattungstrieb öfter; aber, (wenn er anders nicht durch häußliche, bürgerliche und kirchliche Einrichtungen mit Gewalt aufgehalten und irritiret wird) nicht so ungestümm, als das Thier in seiner Brunst, das vermuthlich eben deswegen auf einmal sich zu sehr ermattet. Und anstatt, daß einige Thiere durch die Beywohnung so sehr erschöpft werden, daß sie entweder bald darauf sterben, wie der Schmetterling; oder doch äusserst mager werden, und lang nicht wieder zu Kräften kommen, wie der Hirsch und andere Brunstthiere: so erschöpft sich der Mensch bey einem mäßigen Gebrauch und nach erreichtem gehörigen Alter entweder gar nicht, oder die abgegangene Theile ersetzen sich doch bald wieder.

Inzwischen kan man doch nicht läugnen, daß der Reiz zur Befriedigung dieses Triebs entweder durch physische Ursachen, oder durch die Wirkungen der Einbildungskraft, oder auch durch das beständige Nachhängen eines ausgearteten Gemüths und durch sittliches Verderbniß bey dem Menschen eine solche Stärke erreichen kan, als man bey keinem Thier findet. Die einzelne Beyspiele, die uns die Nymphomanie bey dem weiblichen Geschlechte darstellet, und noch allgemeinere, die man an eben demselben in den ausschweiffenden Sitten ganzer Nationen antrift; so wie auch bey dem männlichen Geschlecht die Onanie samt ihren

Folgen

Folgen und das venerische Uebel an beyden zeugen hievon genug. Aber daran hat die Natur (einige wenige Fälle ausgenommen, die eben deswegen selten sind, und gemeiniglich auch gehoben werden können) keinen Antheil, und diese Erscheinungen fallen ihr nicht nur auf keine Weise zur Last; sondern ihre besondere Sorgfalt für den Menschen hierin erhellt auch noch in einigen andern Stücken.

„Bey dem Menschen nehmlich können Religion, Ueberlegung und gewisse Umstände durch Gegeneindrücke die Wirksamkeit der Natur in den Zeugungstrieben schwächen, und durch Zerstreuungen den mächtigen Trieb auf eine, oft lange, Zeit zurükhalten. Die Vermeidung aller Reizungen, die Verwendung des Geistes, und selbst jene des Körpers können die Absonderung des Saamens mindern und das Beschwerniß einer Anhäufung lange abwenden, während daß dieser Trieb die Thiere betäubt, und auch die furchtsamste unter ihnen in eine Art von Wuth und Unerschrockenheit versezt. Der Mensch kan so gar die Natur, wie es von den Athleten und Sängern der Alten durch den Galen berichtet worden, meistern. Bey Menschen hingegen, welche so leben, wie man nach den blossen Regeln der Natur und der Gesellschaft lebt, geschiehet freylich nicht leicht das nehmliche. Das, mit den feinsten und öfters bearbeiteten Saamentheilchen geschwängerte Blut wird an Stoffe zur künftigen Absonderung derselben reichhaltiger; der belebende Geist ertheilet dem Körper neuen Reiz, und zwar nicht nur für ihn allein, sondern, wie es scheinet, durch die Ausdünstung bey vertrautem Umgang beyder Geschlechter auch für Andere. Die Natur hat aber bey keiner Absonderung so mütterlich für den Menschen gesorgt, als hier. Die Folgen einer stockenden Milch, eines häufigen zähen Schleims in der Nase, oder einer angehäuften Galle sind schlimm, und oft

kan sie die Natur nicht heben: aber, um die Stockung des Saamens zu verhindern, erzwinget die Natur die Befreyung eines zurükgehaltenen Saftes, der vorher bey dem enthaltsamen einen so starken, innern Krieg verursacht hatte: eine Wohlthat, die der Schöpfer unter allen Thieren nur dem Menschen gegeben zu haben scheinet, bey welchem Er voraussahe, daß ihn verschiedene Umstände zwingen könnten, seine thierische Triebe dem Gebiete seiner Vernunft (oder auch dem Zwang mancher Einrichtungen) unterzuordnen *).

§. 8.

Von der Zeit der Geburt.

Aristoteles, Plinius, und mit ihnen noch viele Schriftsteller des gegenwärtigen Jahrhunderts behaupten zwar ebenfalls, daß dem Menschen keine gewisse Zeit der Geburt angewiesen sey, weil ihm auf eine ähnliche Art auch keine gewisse Zeit zum Beyschlaf bestimmt seye; weil bey dem Menschen eine weit grössere Verschiedenheit in den physischen Temperamenten statt finde; weil die Gesundheit in beyden zeugenden Theilen und in der Leibesfrucht selbst verschieden seye; weil sich in Absicht der Wirksamkeit des männlichen Saamens in den verschiedenen Subjekten ein grosser Unterschied zeige; weil auch bey dem weiblichen Geschlechte eine grosse Verschiedenheit in der Grösse des Leibs und folglich auch der Gebährmutter statt finde; weil endlich so viele Kinder vor- und manche nach neun Monaten gebohren würden: allein reifere Beobachtungen zeigten, daß bey denjenigen Kindern, welche früher gebohren werden, entweder offenbare Anzeigen der Unvollkommenheit da sind; oder daß diese Geburten von gewaltsamen und widernatürlichen Ur-

*) Frank, medicinische Policey, I. Band, S. 102 — 110.

Ursachen, Schrecken, Zorn und andern heftigen Leidenschaften der Mütter abhangen; oder daß sie sich auf falsche Zeichen der Empfängniß und irrige Rechnungen; auf einen unerlaubten frühen Beyschlaf; auf die Anhäufung und den Druk des monatlichen Geblüts; auf die Schwäche der Gebährmutter gründen, oder auch wenn die Empfängniß nur wenige Tage vor dem Zeitpunkt, da die monatliche Reinigung eintretten sollte, geschehen ist; wenn die Frau jung, vollblütig, reizbar; wenn das Kind sehr groß ist; wenn man während der Schwangerschaft hitzige Speisen und Getränke genossen hat, u. s. w. *). Auser solchen Fällen richtet sich das Geschäfte der Bildung in dem Menschen so gut, als in den Thieren nach den bestimmten mechanischen Gesetzen der Organen. Und so gründen sich auch die spätere Geburten entweder auf kränkliche Umstände der Mütter und gewisse Beschaffenheiten der Leibesfrüchte, oder auch, wenn durch Posthumen eine Erbschaft erhascht werden kan, oder die lüsterne Wittwe ihre Ehre dadurch retten will — auf Schelmereyen. Da es übrigens noch so manche Fälle geben kan, wo eine natürliche Unbestimmtheit in der Geburtszeit dem Interesse einer Person günstig seyn kan, und vielleicht auch manchmal die menschliche Schwäche wegen dem Eigennuz und der Strenge der bürgerlichen Gesetze hierin Mitleiden und Nachsicht verdienet; so darf man sich nicht wundern, warum die obenangeführte Meynungen von einigen Aerzten und ganzen mediciniſchen Fakultäten angenommen wurden **).

*) D. W. G. Ploucquet, von der physischen Erbfähigkeit, §. 29. 30.

**) Es wird den Aerzten bekannt genug seyn, was ehedem Amman in seinem Irenico schrieb.

Solche Unrichtigkeiten in Tragung der Leibesfrucht nimmt man auch bey Thieren, besonders den häuslichen, wahr; vermuthlich zeigen sie sich aber bey dem Menschen deswegen häufiger, weil mehrere Dinge auf ihn wirken, und er auch sonst der Natur mehr zuwider lebt.

Die Zeit selbst, die der Mensch in dem mütterlichen Schooß zubringen muß, gründet sich auf die Analogie der Natur bey den übrigen grösseren Thieren, die vielleicht an sich selbst mehr Zeit zur Ausbildung und Reife erfodern, als kleinere, oder auch, um nicht andern Arten von Geschöpfen und ihrer eigenen Gattung überlästig zu werden, nicht zu schnell vermehret werden dürfen. Daneben würde auch bey dem menschlichen Geschlecht bey öfteren Schwangerschaften und schnelleren Geburten nicht nur die Stärke und Gesundheit der Mütter, so wie auch der davon abhangenden Leibesfrüchte nothleiden; sondern auch das Geschäfte der Erziehung, das bey dem Menschen länger dauret und mehrere Mühe erfodert, übereilet und erschweret werden. Die Natur hatte auch desto weniger nöthig, von ihrem allgemeinen Weeg abzugehen, da sie für die grössere Vermehrung des Menschen dennoch in andern Stücken hinlänglich gesorgt hat.

§. 9.

Von der Nahrung des Menschen in Vergleichung mit der thierischen.

Neben den Einrichtungen in dem menschlichen Zeugungstrieb träget zu der Vermehrung des Menschengeschlechts besonders auch bey der, dem Menschen freygelassene und mannigfaltige Genuß von unzähligen Nahrungsmitteln sowol aus dem Pflanzen- als Thierreich, und einigermassen

massen auch aus dem mineralischen *). Ja der Reichthum in Nahrungsmitteln, den die Natur dem Menschen aus allen ihren Reichen anbietet, ist so groß, daß er gemeiniglich nur das Beste daraus wählet, und tausenderley, und so gar ganze Arten von eßbaren Dingen, liegen läßt.

Nach einiger Meynung soll zwar der Mensch von Natur blos zu der Classe der fruchtfressenden Thiere bestimmt seyn. Die Gründe, welche Rousseau und Andere hiezu anführen, beziehen sich auf die platte Zähne, die der Mensch mit jenen gemein hat; auf die Beschaffenheit seines Eingeweids, worin er z. B. den Grimdarm besizt, der ebenfalls nur den fruchtfressenden gegeben ist, und auf die Anzahl der Brüste und Jungen. Dazu komme noch, daß daher auch wirklich nach dem Berichte der alten Schriftsteller die älteste Menschen unter der Regierung des Saturns, sich nicht vom Fleisch, sondern blos von Obst und Hülsenfrüchten genähret hätten. Halle sagt ebenfalls: Das Gedärm ist am Menschen sehr kurz; es scheinet daher nicht zu harten Speisen geschaffen zu seyn; es verlangt oft und mit wenigem erfüllt zu werden; es macht den Koth flüßig und stinkender. Das Gedärm derer Thiere, welche vom Grase oder harten Speisen leben, welches wenige Nahrungstheile enthält, ist hingegen ungemein viel länger und geschlungener, damit die Vermischung derselben mit den Säften des Gedärmes desto vollkommener geschehe, und das Grobe desto genauer abgesondert werde.

*) Zwar hauptsächlich nur Wasser und Salz, obgleich wichtige Artickel; allein man hat auch Proben vom Genuß einer gewissen Art von Erde, indem, nach Adanson, die Neger nicht nur in ihrem Vaterland eine grünlichte Thonerde genieſſen, sondern sie auch ausserhalb desselben mit Begierde aufsuchen, und ohne Schaden verzehren. Etwas ähnliches führt auch Steller von den Kamtschadalen an.

Die fleischfressenden hingegen besitzen nur einen ganz kurzen, fast geraden und gleichweiten Darmcanal; sie sind daher jederzeit hungerig und stärker. Der Bär ist wie der Mensch ein leckerhafter Liebhaber von allerley nahrhaften Speisen und auch fast eben so lang: es enthält sein Gedärm vierzig Schuhe in der Länge und es hat ein ähnliches Ebenmaas, so wie die Länge des menschlichen Gedärms zu der Länge des Menschen hat. Dahingegen ist es am Löwen einige und zwanzig Schuhe und an der Gemse über vierzig lang. Folglich hat die Natur den Menschen nicht zu einem fleischfressenden Thiere oder zum Grase bestimmt und es sind ihm die Baumfrüchte u. s. w. zu seiner Nahrung angewiesen *).

Hiebey glaube ich mit Grunde folgendes bemerken zu dürfen.

a) Was die Zähne anbetrift, so hat der Mensch mit den fleischfressenden Thieren, ausserdem, daß die beyden Seiten seiner Kinnbacken ebenfalls mit Zähnen durchaus besezt sind, auch noch die Schneid- und Hundszähne gemein, wovon zwar die leztere in kleinerer Anzahl und etwas kürzer sind, als bey diesen Thieren, auch keinen leeren Zwischenraum haben; aber eben deswegen auf einander gestellt werden können, und zum durchbeissen und benagen harter Körper tauglich sind. Die Backenzähne des Menschen sind eben und viereckig, und haben in ihren Oberflächen Erhöhungen und Vertieffungen, wodurch diese Zähne in einander gefügt werden, wenn die Kinnbacken geschlossen sind: und da der untere Kinnbacken an dem Kopf des Menschen so eingesezt ist, daß er sich nach allen Seiten hin bewegen kan; so hat der Mensch eben diese Einrichtung und Vortheile, die man an den Thieren findet, welche von Früchten und Grase leben. Die bemeldte Einrichtung des untern Kinn-

*) Naturgesch. S. 53.

Kinnbacken macht es auch, daß sich die Schneidezähne bald wie Zangen auf einander, bald wie eine Scheere neben oder hinter einander fügen können und darin gleicht der Mensch den nagenden Thieren. Nach dieser Einrichtung der ersten Werkzeuge des Essens ist also der Mensch gerade zu dem Genuß aller Gattungen von Nahrungsmittel und auch des Fleisches bestimmt. Unter den Thieren hat der Affe dieses mit ihm gemein; aber auch darin kommt er deswegen dem Menschen, so weit es das Klima mit sich bringet, nahe *)

b) Nach den oben angeführten Bemerkungen scheinet vielmehr das Gedärme des Menschen zwischen dem der Raubthiere, gegen welches es länger ist; und dem der Grasfressenden, gegen welches es kürzer ist, mitten inne zu stehen, und also gleichsam an die Eigenschaften beyder zu gränzen. Uebrigens ist auch sein Magen nicht nur auch, wie bey den fleischfressenden eingerichtet, und der blinde Darm ebenfalls kurz und klein, wie bey diesen **); sondern jener hat dadurch, daß er noch etwas mehr fleischig und robust ist, als bey den Thieren, die vom Fleisch leben, auch etwas von der Eigenschaft, die bey grasfressenden nöthig ist †). Daher hat man manchmal Beyspiele von wiederkäuenden Menschen, wovon Bonet eines von einem Mönchen aus Padua erzählet, in dessen Leichnam man weiter nichts bemerkte,

*) Sie vertragen, sagt Linné jede Speise, wie wir auch; denn sie essen nicht nur Speisen aus dem Pflanzenreich, als Gemüß, Obst, Nüsse, Eicheln, Wurzeln, Zwibeln, Brod, Brey, Confekt, Suppen und Milchspeisen; sondern auch Schnecken und Seemuscheln, die sie gar artig aufzumachen wissen, auch Insekten, Frösche, ja zuweilen auch Fleisch. Auserlesene Abhandl. 1. Th. S. 61.

**) *Haller*, prim. Lin. phys. §. 586. S. 315.

†) Zückert, von den Nahrungsmitteln, S. 18.

als einen sehr grossen und starken Magen und einen ausserordentlich muskulösen Magenhals *).

c) Der Umstand, daß das menschliche Weib nur zwo Brüste hat, und gewöhnlich nur ein einiges Junges zur Welt bringet, scheinet zwar den Menschen in die Classe der fruchtfressenden Thiere zu setzen: allein da er, nach dem vorhergehenden, in den andern Einrichtungen seines Leibs wieder von ihnen abgehet, und sich dagegen den fleischfressenden nähert; so beweißt dieser einige Umstand nichts. Dazu kommt noch, daß für seine Ausbreitung und Vermehrung in andern Dingen, wie bereits berühret worden, noch weit mehr gesorgt ist, als wenn das menschliche Weib, wie bey den Raubthieren, mehrere Jungen auf einmal zur Welt brächte, und dazu gleichviele Brüste, wie diese, bekommen hätte. Die besondere Lage des Menschen, die Dauer der Unvermögenheit bey dem Kinde und die mühsamere Erziehung desselben brachten auch dieses mit sich, daß der Mensch, was den berührten Umstand betrift, den fruchtfressenden Thieren hierin gleichgesezt wurde.

d) Es möchte immer seyn, daß die erste und älteste Völker, nach dem Bericht der heidnischen Schriftsteller, sich blos von Bäumen, Hülsefrüchten und nachher auch von Wurzeln genähret haben sollen; um so mehr, da die milde und fruchtbare Himmelsgegend, die vermuthlich ihr erstes Vaterland war, diese Nahrungsmittel häufig und zu allen Zeiten darbietet, welches daher auch Eine der Ursachen ist, weswegen die Menschen dieser Gegenden sich von je her und bis auf diese Stunde hauptsächlich davon nähren: aber da doch der Mensch an diese einige Art von Nahrungsmittel in seiner Natur nicht gebunden ist; so konnte er, bey

*) Platner, über den menschlichen Körper, II. B. S. 330.

bey erfolgter Vermehrung und Auswanderung, in rauhen und unfruchtbaren Gegenden durch den Hunger genöthiget oder auch blos schon durch das Beyspiel der Raubthiere und Wahrnehmung ihrer Gesundheit und Stärke zum Fleischessen geleitet worden seyn. Daneben hat das Fleischessen ein sehr hohes Alterthum, und wurde seitdem sehr allgemein, welches mir ein stärkerer Erfahrungsbeweiß für das Fleischessen zu seyn dünket, als das vorgegebene Beyspiel der ersten Menschen dawider.

e) Wenn der Mensch zur Bewohnung der ganzen Erde bestimmt ist; so durfte er auch nicht blos an Obst und Hülsenfrüchte gebunden werden. Wie hätte er in Gegenden leben wollen, wo der Boden das Jahr hindurch kaum ein paar Monate lang grün ist, und statt des Cocosbaums zwergartiges, unfruchtbares Gesträuch trägt? wie hätte ehedem selbst Europa bevölkert werden können, das kaum einige wilde Früchten trug?

f) So nöthig dem südlichen Indianer die Nahrung aus dem Pflanzenreiche seyn mag; so nöthig ist auch die Nahrung aus dem Thierreich den Bewohnern rauherer und kälterer Gegenden, da sie mehr Stärke gibt und in das Geblüt mehr Wärme und Reitze bringet.

g) Nicht der lezte und zugleich ein natürlicher Grund, daß der Mensch zu allen Nahrungsarten bestimmt ist, ist der, daß ihn sein Geruch und Geschmak, wodurch alle übrige Geschöpfe zu ihrer bestimmten Speise geleitet werden, an nichts besonderes bindet. Warum sollte ihn also die Natur, wenn sie ihn blos zu Hülsenfrüchten bestimmt hätte, unter allen Thieren und wider alle ihre Weise allein nicht dazu geleitet haben?

Uebrigens hat man wahrgenommen, daß obgleich eine, aus dem animalischen und vegetabilischen Reiche zusammengesezte Nahrung dem Menschen in den meisten Gegenden des Erdbodens am zuträglichsten ist, indem die Eine die Fehler der andern verbessert; der Mensch doch, wenn es seine äussere Lage mit sich bringet, auch nur mit einer einigen Art sich begnügen kan, mit Fischen; Getreide; Wildpret; Wurzeln; Milch, dem Mark eines Baums, u. s. w. Ferner, daß er nach seiner ursprünglichen Natur die Produkte der Natur eben so gut, als es die niedrigere Geschöpfe thun, roh genieſſen; im Gegentheil aber auch durch seine Kunst und Fleiß sie auf die mannigfaltigste Art bereiten und verändern; daß er so gar giftige Pflanzen und Wurzeln in nährende und unschädliche Nahrungsmittel verwandlen kan; so daß also der Mensch nicht nur überall sich leichter nähren, sondern auch in unfruchtbaren Jahrgängen oder bey Misrathung dieser oder jener Produkte sich weit besser helfen kan, als das durch seinen Instinkt gebundene, und ohne des Menschen Hilfe, der Vorsorge der Natur allein überlassene Thier.

Die Ursache, warum der Mensch so vielerley Dinge in einen, seiner Natur gemässen Nahrungssaft verwandlen kan, leitet sowohl Börhave als andere von der Beschaffenheit seines Nervensafts her, der sich, nachdem er im Magen aus den Nervenenden geflossen, mit den übrigen Dauungssäften vermische, und dadurch die Nahrungsmittel auf eine, dem Menschen gemässe Art animalisire; eine Meynung, die freylich und zuförderst das Daseyn des Nervensafts voraussezt. Begreiflicher und wahrscheinlicher ist es vielleicht, wenn man mit Platner annimmt, daß, wie in andern Gefässen, so auch im Magen eine gewisse Art von einem natürlichen, demselben eigenen und aus den Oefnungen der kleinen Puls-

adern

adern entspringenden Saft vorhanden ist, und daß die, aus unsern Speisen herausgezogene Säfte, so zu sagen, nur damit vermischt und nachher in den übrigen Gefässen von den fremden Theilen immer mehr befreyt werden. Auf diese Art hätte alsdenn dieser ursprüngliche Saft in den verschiedenen Thieren auch seine verschiedene Beschaffenheit, die der Grund wäre, warum ihr Blut und Fleisch und ihr ganzer Körper seine besondere Beschaffenheit erhält. Aber noch einleuchtender, als beyde vorhergehende, ist die Art und Weise, wie Hr. Prof. Ploucquet es erklärt, die Assimilation oder Aneignung, kraft welcher nehmlich die verschiedene Gefässe des Leibs eine Kraft haben, die Theile der Speisen und Getränke in ihre Natur zu verwandlen, und die verschiedene, durch Reiben und Ausdünstung abgegangene Theile des Leibs, mit Theilen von gleicher Beschaffenheit zu ersetzen *): eine Erklärungsart, die desto glaubwürdiger ist, da man die Verwandlung der Speisen, die nach den vielerley Theilen des Leibs so mannigfaltig und verschieden seyn muß, nicht blos einigen, zum Theil wenigen Theilen des Leibs anweißt, sondern es von den ebenfalls vielen, im Körper sich befindenden Gefässen herleitet. Eben diese Kraft muß aber im Menschen nicht nur eine grössere Intension haben, sondern sie hat auch, wie aus dem bisherigen erhellt, eine grössere Extension, als bey irgend einem Thier.

Die

*) Dissert. de vi corporum assimilatrici. Auch **Weisberg** hat diese Erklärungsart angenommen, desgleichen, wie ich wahrgenommen zu haben glaube, **Weickard** in s. philos. Arzt. In s. Skizze über die Lehre der menschlichen Natur fügt Hr. Prof. **Ploucquet** folgenden kurzen Beweiß bey: Aus einer Speise können verschiedene Thiere, und ein Thier von verschiedenen Speisen genährt werden: also sind die wiederherzustellende, verlohrne Theile nicht in eben der Form in den Nahrungsmitteln enthalten, sondern die Assimilationskraft macht sie erst den verlohrnen ähnlich. §. 820. 821.

Die Beschaffenheit der Nahrungsmittel muß zwar auf eine jede animalische Natur ihre Wirkungen haben, und manchmal hat daher die Veränderung in ihrem Genuß, besonders wenn sie merklich ist und schnell entstehet, wichtige Folgen sowohl in dem Leib überhaupt, als auch in seinen innern und äussern Organen: dieses äussert sich deswegen auch bey dem Menschen: aber doch sind diese Wirkungen weit stärker und von weit mehreren Folgen bey den Thieren, und einige merkwürdige Beyspiele in der Anmerkung werden dieses erläutern *). Bey den Thieren nehmlich, kan wie jeder

*) Unter den vielen Beyspielen, die man hievon anführen könnte, ist dasjenige, welches uns Steller von den Hunden, (diesem Thier, das doch den Menschen am weitesten begleiten kan,) in Kamtschatka gibt, sehr auffallend, auch noch in anderer Rükksicht merkwürdig, und ein Beweiß, daß man selbst die Instinkte eines Thiers auslöschen, oder zu etwas gegenseitigem lenken kan. Ich will es daher ganz hersetzen.

„Die Nahrung und Behandlung der Hunde in Kamtschatka verändert fast ihre ganze Natur. Sie sind so begierig nach Menschenkoth, daß niemand im Stand ist, seine Nothdurft zu verrichten, wenn er nicht beständig mit einem Prügel um sich schlägt. Nachher beissen sie sich um den Unrath. Brod, so hungrig sie sind, fressen sie nicht, sondern Fische. Ihre Excremente sind wegen vieler, unter beständigem Ziehen ausgepreßten Galle so gelb und dicht, als die menschliche, und stinken dabey so heftig, daß man sich kaum davor auf dem Schlitten erhalten kan. Von dem heftigen Ziehen und Anstrammen wird das Geblüt sowohl in die innwendige als äussere Theile mit solcher Gewalt gepreßt, daß auch die Haare zwischen den Zähen, roth, wie Blut, werden. Der Sphinkter des Anus ist so hoch roth, als der schönste Scharlach. Sie sind leutscheu, unfreundlich, fallen keinen Menschen an, und bekümmern sich nicht im geringsten um die Güter ihres Herrn, gehen auf kein Thier oder Gewild los, aber stehlen, was sie bekommen können. Sie sind äusserst furchtsam und melancholisch, und sehen sich aus Mistrauen

jeder, so auch dieser körperliche Einfluß seine völlige Wirkung haben, bey dem Menschen aber durch andere Dinge geschwächt oder aufgehalten werden.

Als etwas mit dem Menschen analogisches findt man auch sonst in der Natur, daß diejenige Thiere, die vielerley Arten von Speisen genieſſen können, die verbreitetste sind: Z. B. der Fuchs, welcher, da er Beeren, Trauben, Vögel, Haasen, Kröten, Fische, Krebse, Heuschrecken genießt, fast überall, und selbst in Südamerika angetroffen wird. Eben das kan man auch in seiner Art, und in so fern er nicht all-

trauen beständig um, sie mögen thun, was sie wollen. Gegen ihren Herrn besitzen sie nicht die geringste Liebe und Treue, sondern suchen denselben bey aller Gelegenheit um den Hals zu bringen. In den Schlitten muß man sie mit Betrug spannen, und wenn ihr Besitzer genöthiget ist, sie aus den Händen zu lassen, so darf er sich nicht einbilden, ihn eher wieder zu sehen, bis sie an einen Ostrog gekommen, es sey denn, daß derselbe umfällt und zwischen den Bäumen stecken bleibt, wo sie jedoch keine Mühe sparen, alles in Stücken zu zerbrechen und zu entlauffen. Wenn sie angespannt werden, erheben sie den Kopf gen Himmel, und fangen an erschröklich zu heulen und zu wehklagen, nicht anders, als wenn sie den Himmel wegen ihrer harten Umstände zu Rede setzen wollten. Unter dem Lauffen springet einer um den andern zurük, um seine Nothdurft zu verrichten, und weil sie währender Zeit ausruhen, brauchen sie die List, daß allezeit einer nach dem andern seine Nothdurft verrichtet, auch wohl manchmal nur halb; und öfters stellen sie sich blos so. Beschr. von Kamtsch. S. 134 — 137.

Eben so meldet auch Forster von den Südländischen Hunden, daß man von der Sagacität und der ungemeinen Intelligenz, die man an einigen der unsrigen wahrnimmt, an jenen nicht eine Spur wahrnehme; und, wie er vermuthet, deswegen, weil sie statt der, ihnen angemessenen animalischen, keine andere Nahrung bekommen, als aus dem Pflanzenreiche. Bemerk. aus seiner Reise um die Welt, S. 177.

allzugrossen Nachstellungen und Verhinderungen von dem Menschen ausgesezt ist, von dem Bären sagen *).

§. 10.

Von der grössern Verbreitung des Menschen unter den verschiedenen Himmelsstrichen.

Bey der grösseren Freyheit, die bey dem Menschen, in Absicht seiner Nahrung, statt findet, ist derselbe auch nicht so sehr an das Klima gebunden, als das Thier.

Die Thiere haben, wie es Zimmermann in seinem Zoologischen Werk gezeigt und durch seine Karte zugleich den Augen dargelegt hat, ihre bald mehr bald weniger eingeschränkte Himmelsgegend, die sie für sich selbst nicht leicht überschreiten, und theils wegen der, ihnen nöthigen Wärme oder Kälte, theils wegen der Beschaffenheit ihrer Nahrung, und manchmal auch ihrer Glieder nicht überschreiten können. Daher zogen sich auch solche, denen ein gewisser Grad von Kälte nöthig ist, wie das Elend- und Rennthier, von selbst zurük, nachdem die Gegenden ihres vorherigen Aufenthalts durch eine grössere Kultur verändert wurden; so wie im Gegentheil andere, die einen mildern Himmel nöthig haben, nur dadurch, daß die Menschen seinem Einflusse manche Länder mehr öfneten, entweder sich selbst stärker ausbreiteten, oder ausgebreitet werden konnten. Vermuthlich war daher das Vaterland gar vieler Thierarten, ehe der Mensch den Erdboden so sehr angebaut hat, weit enger begränzet, als jezt; so daß also diese, den Thieren verschafte grössere Ausbreitungs-Fähigkeit eine Art von Entschädigung, in Absicht solcher, die vor ihme fliehen mußten, seyn könnte. Und wirklich ist der Ersaz, den der Mensch dem Thierreich durch die, nun fast überall ausgebreitete Heerden von Rindvieh, Pfer-

*) Zimmermann, geogr. Beschreibung.

Pferden, Ziegen, Schaafen gemacht hat, nicht geringere, und die Gegenden, wo sie jezt angetroffen werden, gegen ihren eigentlichen und ursprünglichen Stammort bis zum Erstaunen erweitert.

Inzwischen ist es doch bey weitem nicht an dem, daß auch selbst diesen Thieren jeder Himmelsstrich und jeder Boden gleich tauglich wäre, und die daher entstandene Abänderungen in ihrem körperlichen Bau und selbst auch in ihren Instinkten, sind bey ihnen in den verschiedenen Gegenden des Erdbodens, weit sichtbarer, als bey dem Menschen. Daneben gibt es aber auch nicht wenige Thierarten, welche durchaus nur in gewissen Himmelsgegenden leben können, und wenn sie von dem Menschen daraus versezt werden, bey aller Warte und Pflege entweder doch umkommen, oder abarten, oder des Vermögens und des Triebs der Fortpflanzung beraubet werden. Auch selbst in denjenigen Gegenden, wo diese und jene Thiere zu Hause sind, fühlen sie die Veränderung der Jahrszeiten, der Luft und der Witterung auf die merklichste Art.

Nun ist zwar die körperliche Natur des Menschen den Wirkungen des Klima allerdings auch unterworffen; aber doch bey weitem nicht in demjenigen Grade, wie die des Thiers. Daher kam es, daß sich der Mensch von einer einigen Gegend aus, nach und nach auf der ganzen Erdfläche ausbreiten und gleichsam von jeder Zone Besiz nehmen konnte; welches, so frey es auch anfänglich den Thieren gestanden wäre, von keiner einigen Art derselben bemerket werden kan. Es gibt ganze Welttheile, denen einige Thierarten fehlen, und Amerika war besonders auch hierin merkwürdig: aber keine einige grosse Streke des Erdbodens, (wenn man diejenige, die nahe den Polen zu liegen, und auch für vierfüßige Thiere unbewohnbar sind, ausnimmt,) entbehret den Menschen.

Er

Er hat sich selbst in alle Himmelsgegenden verpflanzt und lebt nicht nur unter dem verschiedensten Druk der Luft, auf Gebirgen unter einer Luftsäule von 16000 Pfund, wie in einer von 32000 in Thälern; sondern auch eben sowohl unter der Sonnenglut der Linie, als bey ewigen Eisgebirgen; ob er gleich unter allen Geschöpfen, die man warmblütige nennet, den mindesten Grad natürlicher Wärme besizt. Ja er kan nicht nur darunter leben, wenn er daselbst gebohren wird; sondern auch von einem mittlern Klima aus das schwüle Afrika eben so gut, als das beschneyete Lappland besuchen, oder wohl gar zulezt, wie der Däne und Herrenhuter in Grönland, sich daran gewöhnen, und, was für seine bestimmte Ausbreitung das entscheidendste ist, sein Geschlecht daselbst fortpflanzen; es seye nun mit den mitgebrachten Weibern seines Lands, oder mit den Eingebohrenen. Nichts, sagt Frank, auch nicht das Klima, verhindert ein vollkommen gesundes Paar, die Zeugungsgabe in seegenvolle Ausübung zu bringen, und der muthige Europäer befruchtet mit gleicher Zuverläsigkeit seine weisse Blondine, die kastanienfarbne Einwohnerin von Ava, und die schwarzglänzende Schöne (am Senega) *).

Man könnte zwar hiebey denken, daß dieser, dem Menschen eingeräumte Vorzug, überall zu leben und sich fortzupflanzen nicht sowohl von der Beschaffenheit seiner körperlichen Natur, als von den vernünftigen Maasregeln, deren er sich wider eine grosse Hitze und Kälte zu bedienen weiß, abhange: allein, ob ihm das gleich, wenigstens in manchen Dingen, Erleichterung dabey verschaffen mag; so liegt doch der Hauptgrund davon in der Einrichtung seiner Natur. Die Thiere haben ebenfalls ihr natürliches Kleid, das zugleich ihrem Leib weit angemessener und tauglicher ist, als unsere

*) Med. Policey, B. I. S. 376.

unsere künstliche; sie besitzen ferner eine grössere Wärme in ihrem Blut, als der Mensch; und doch geschahe es, daß bey einer grossen Kälte in Jeniseisk, in welcher der Merkur bis auf 126 Grad unter Null der fahrenheitischen Skale herabfiel, die Heher und Sperlinge todt aus der Luft herabfielen, und die Menschen doch noch darin wandlen konnten. So weiß man auch, daß die kanadische Wilde, welche bis gegen die, im Winter erstaunendkalte Hudsonsbay hinauf wohnen, so wie auch die Eskimos, den Winter hindurch, bey solcher fürchterlichen Kälte auf die Jagd gehen. Und das thut der kanadische Wilde bey wenig bedektem Leibe; so wie auch schon der Norwegische Bauer bey seinem strengen Klima mit nakter Brust, worauf ihm oftmals die Haare zusammen frieren, arbeitet, und wenn er bis zum Schweiß erhizt ist, sich ohne schädliche Folgen zum Abkühlen in dem Schnee wälzet.

Diese Beyspiele von Menschen, welche die Kälte in einem so hohen Grade ertragen können, dürfen uns, im Grunde betrachtet, nicht wundern, da wir sie an denjenigen Theilen des Leibs, die wir nicht bedecken, ebenfalls in einem grossen Grade nicht achten, z. B. an dem Gesichte und Händen, und so gar das zarte, schöne Geschlecht an dem Hals.

Eben so überzeugend kan man auch darthun, daß der Mensch einen grösseren Grad von Hitze ertragen kan, als das Thier. Man siehet dieses nicht nur in denjenigen Ländern, worin die Sonnenhitze über 108 Grad fahrenheitischen Maafes steiget, sondern es zeiget sich auch bey dem Gebrauch und den Versuchen mit der künstlichen Hitze. Die Bergleute bey Goslar arbeiten in einer Hitze von 100 Graden. Die russische Stuben sind bis zum 116ten Grade geheizt. Gelehrte, die Versuche hierin machten, hielten eine Hitze von

211 Graden, wo in dem 212ten das Wasser siedet, 10 Minuten aus, und Blagden trieb es bis auf den 260sten Grad, also 48 Grad über die Hitze des kochenden Wassers, und blieb, wiewohl nicht ohne Ermattung, 8 Minuten darin. Einige Mädchen in Rochefoucault blieben ganz bequem in einem Bakofen, worin man Obs und Getreide kochte, in einem Grad von Hitze $275\frac{1}{2}$ °, und zwar 10 Minuten lang, und wurden es gewohnt. Statt dessen fande man, daß Thiere, mit welchen man Versuche anstellte, von dem 146sten Grade es höchstens bis zum 220sten aushielten, und zum Theil darin starben, oder es doch nicht, ohne grosse Lebensgefahr aushielten *).

Durch Angewöhnung kan sich aber der Mensch nicht nur gegen Hitze oder Kälte besonders, sondern öfters gegen beyde gleich unempfindlich machen. So springt der Russe aus dem starkgeheizten Bade in den eiskalten Fluß.

Die Meynung, als wenn der Mensch die bemeldte Vorzüge mehr dem Gebrauch seiner Vernunft als seinem körperlichen Baue zu verdanken habe, und die Büffon im 2ten B. seiner allgemeinen Historie der Natur vertheidiget hat; wird aber nicht nur durch das Bisherige widerlegt, sondern dazu kommt auch noch, daß die Bewohner äusserst kalter und äusserst heisser Erdstriche gerade am wenigsten sich eines solchen Grades von Geisteskräften rühmen können, den die Büffonische Behauptung bey ihnen voraussetzen müßte, nehmlich, daß die Fertigkeit, sich selbst zu erhalten, mit den Hindernissen dawider in gleichem Verhältniß zunähme; oder mit andern Worten, daß sich der Mensch vermittelst seiner Vernunft, eine desto grössere Fertigkeit hierin erwerbe, je rauher

*) Zimmermann hat dieses noch mehr in seiner geogr. Geschichte ausgeführet. Man vergleiche damit Platners Briefe über den menschlichen Körper, I. B. S. 223.

rauher der Himmelsstrich und je undankbarer sein Boden ist: denn der Neger am Senega, der Lappländer und der Feuerländer, denen die Natur Gelegenheiten, ihre Geistes-kräfte auf diese Weise zu üben, genug darlegt, stehen auf der Leiter der Kultur weit unten, und sind in den Künsten des Bedürfnisses und der Bequemlichkeit sehr zurük. Ausserdem gibt es auch sonst manche Lagen, wobey die Natur dem Menschen alle Möglichkeit, sie vermittelst seiner Vernunft zu meistern und nach seinem Gefallen einzurichten, abgeschnitten hat, und wo also der Mensch, wenn sich seine körperliche Natur nicht dazu bequemen, oder darnach modificiren könnte, unterliegen müßte. Diesem zu Folge ist also jene Fähigkeit, unter allen Himmelsstrichen zu leben, nicht sowohl in seinen Verstandeskräften, als vielmehr in der innersten Einrichtung aller Triebfedern seiner körperlichen Maschine zu suchen *).

Neben dem, daß der Mensch in dem Innern seiner Natur zum Bewohner der ganzen Erde bestimmt worden ist; scheinet es aber auch noch, daß die Vorsehung von aussen her überall dafür gesorgt habe. Die unfruchtbare dürre Sandwüste scheinet für ihn unbewohnbar zu seyn, und doch lebt er daselbst und ziehet seine Nahrung von dem, was in andere Länder Schrecken nnd Verwüstung verbreitet, von den dichten Heeren der Heuschrecken. Grönland erzeugt fast gar kein Holz und kein Getreyde; aber das Meer flösset ihm jenes von fernen Gegenden zu, und ersezt ihm die Getreyde-Ernde durch Seehunde und Wallfische. Egypten, dem es an Regen mangelt, würde bald eine öde Wüste seyn; aber ein Nordwind führet regenschwangere Wolken an die Berge Aethiopiens, drükt sie gleichsam aus, und führet

*) Der deutsche Uebersetzer des Falconer (vom Einfluß des Himmelsstrichs) in der schönen Anmerk. S. 4.

ihm durch den Nil ein befruchtendes Meer zu. Das Land der Jakuten ist beständig gefroren; aber alle Jahr, vom May bis Junius kommt eine Art wilder Gänse in solchen ungeheuren Schwärmen an, daß oft eine einige Familie in einem Sommer tausend fangen kan. Die ganz besondere Dummheit des Vogels erleichtert den Leuten ihren Fang und man darf nur die Federn ausrauffen, und die Eingeweyde ausnehmen; so kan man die Körper in der kalten Erde ohne weitere Bedeckung aufheben *). Und für wen bauet jenes kleine Würmchen aus der unergründlichsten Tiefe des Sees sein Felsenwerk bis an die Oberfläche des Meers hauptsächlich, als für den Menschen, der dadurch mitten im Meer sein festes Gebiete vermehret, und sich neue Wohnsitze verschaft **)? Und ist es Zufall oder Vorsehung, daß die, dem Menschen nüzlichste Thiere zugleich die verbreiterste sind? Zufall, daß überall antiscorbutische Kräuter ausgestreut sind? Immer mag es seyn, daß an manchen dieser Dinge auch andere Geschöpfe Theil nehmen, und daß der Schöpfer noch mehrere Absichten dabey hatte: aber sollte der Mensch, der es haupsächlich genießt, und den sein Urheber in der Reihe der Erdgeschöpfe oben an gesezt hat, diese wohlthätige Sorgfalt miskennen?

§. 11.

*) Sander.

**) G. Forster sagt, daß es der flachen Corallen-Inseln in dem Südmeer bereits viele gebe, und daß man sie gleichwol bey weitem noch nicht alle kenne. Die Coralle selbst ist bekanntermassen das Gebäude eines kleinen Wurms, der sein Hauß in eben dem fortschreitenden Maase, als er selbst wächset, vergrössert. Kaum bemerkt man an diesem kleinen Thierchen Empfindung genug, um es in dieser Absicht von den Pflanzen unterscheiden zu können. Reise um die Welt, II. B. S. 34.

§. 11.

Von dem menschlichen Lebensziel in Vergleichung mit dem thierischen.

Endlich erhebt sich auch die Dauer des menschlichen Lebens, wie sie wenigstens in unserer Natur liegt, über das Leben der allermeisten vierfüßigen Thiere, und hier muß ihm selbst sein körperlicher, sogenannter Anverwandte, der Affe, den Vorzug wieder um vieles einräumen. Und wenn man das Lebensalter des Menschen, nach Masgabe seines Wachsthums und der allgemeinen Analogie der Natur hierin, auch nur auf neunzig bis hundert Jahre sezt; so sterben doch die allermeiste Nebengeschöpfe des Menschen, in seiner Lebensfrist, bis zur dritten, vierten, sechsten, zehnten Generation ab. Davon werden wir aber nicht nur durch die Erfahrung überzeugt; sondern wir finden auch die Anlage dazu in seiner Natur selbst. Alles stimmt im Menschen zusammen, den Ablauf seiner Maschine zu verlängern. Fast dreymal länger, als die meiste der übrigen Thiere, bleibt er in Mutterleibe. Langsam und spät kommen die Zähne; langsam wächset er an, und erst etwa in dem zwanzigsten Jahr nimmt sein Wachsthum (in die Höhe) ein Ende; welches alles von sehr wenigen Thieren gesagt werden kan. Die ganze Bauart bey den Thieren findet man nach Proportion des menschlichen Leibs unbeugsamer, zäher und härter, und da diese Verhärtung die Ursache eines früheren Todes ist; so siehet man leicht ein, warum ein Mensch länger, als andere Thiere leben kan *).

Die Einrichtung dazu muß zugleich in seiner Natur desto tiefer gegründet seyn, je grösser die Anzahl der Dinge ist, die auf seinen Körper wirken und eine Aenderung in

*) Physik des Menschen, 1. Th. S. 229.

demselben hervorbringen können; je mehrere, oft harte Beschäftigungen er sich machet oder machen muß; je willkührlicher er bey dem Genuß der Speisen und Getränke handelt; je mehrere Freyheit er sich in dem Geschäfte der sinnlichen Liebe erlaubt, und je stärker und vielfacher er seine Glieder, Sinne und Nerven gebraucht und anstrenget, u. s. w. „Würde wohl, fragt daher Mayer, der Körper des Elephanten so lange, als der Körper des Menschen dauren, wenn ihn eine menschliche Seele bewohnte, welche, um sich mit Kenntnissen zu bereichern, seine körperliche Sinnwerkzeuge und sein Nervensystem überhaupt so sehr und so häufig gebrauchte, als sie es im menschlichen Körper thut? Ich glaube gewiß, der Körper des Elephanten, wenn ihn eine menschliche Seele bewohnte, gienge ungleich früher zu Grunde, als der Körper des Menschen.“ Bey dieser Behauptung könnte man zwar einwenden, daß sie nur bey dem wenigsten Theil des Menschengeschlechts statt finde, dgrum, weil nur die wenigste Menschen viel denken; oder, daß wenigstens nach dieser Meynung, der Wilde, in dessen Körper die Seele so ziemlich unthätig ist, das Elephanten-Alter erreichen sollte: aber man kan auch antworten, daß der Körper des Wilden dasjenige, was er von Seiten der Seele gewinnt, wieder durch die mühsame und ungewisse Nahrung verliere; und eben das kan auch von den niedern, dem Denken und Beobachten nicht sehr ergebenen Menschen-Classen unter andern Völkern gesagt werden.

§. 12.

Kurze Uebersicht der Resultate aus dem vorhergehenden.

Diese, nach dem bisherigen, §. 7 — 11, hauptsächlich dem Menschen eingeräumte Vortheile, haben für sein Geschlecht

schlecht die wichtigste Folgen und verschaffen ihm die Lokalfähigkeit, den ganzen Reichthum der Natur zu genieſſen oder doch kennen zu lernen; die Erzeugniſſe der mannigfaltigen Gegenden des Erdbodens zu hohlen, zu vertauſchen und zu verpflanzen; ſeine Kenntniſſe durch die Betrachtung der Natur auf die mannigfaltigſte Weiſe zu bereichern; ſich tauſenderley Vortheile und Bequemlichkeiten zu verſchaffen; beſonders aber auch, wie zum Theil bemerket worden, ſein Geſchlecht immer mehr auszubreiten und zu vermehren, welches auch, ſo vieler Peſte und Kriege unerachtet, nach dem ſich mehrenden Lauffe der Jahrhunderte immer mehr geſchahe, und, im Ganzen noch heut zu Tage wahrgenommen wird; ſtatt, daß die Arten der gröſſeren Thiere, hauptſächlich wegen dem Mangel dieſer Vorzüge, was ihre Ausbreitung und Vermehrung betrift, in gewiſſen, beſtändigen Schranken bleiben müſſen.

§. 13.

Vergleichung des Affen und beſonders des Orang-Utangs mit dem Menſchen.

Simia quam ſimilis turpiſſima beſtia nobis!

Ennius.

Bey allen angeführten Vorzügen, die der Menſch wo nicht ganz und gar über alle, doch über die allermeiſte Thiere behauptet, iſt es jedoch, was das Körperliche betrift, nicht zu läugnen, daß manche Affenarten ihm darin beſonders nahe kommen. Ariſtoteles führt zwar noch manche Unterſcheidungszeichen an, die vielleicht nur auf die, ihm bekannt gewordene Arten paſſen, zum Theil aber auch ungegründet ſind; aber man hat auch unter denſelben ſolche gefunden, die, wenn ſie Zeichen von wahrer Ueberlegung äuſſerten, beſtändig

aufrecht giengen und redeten, dem Körperlichen nach eben sowohl unter unser Geschlecht müßten aufgenommen werden, als ein häßlicher Baschkire oder Mallicolese. Inzwischen ist doch niemand gegen die Affen gütiger gesinnt gewesen, als Linné, welcher, wie ich es in dem Auszug und der Uebersetzung seiner Amoenitatum lase, so gar sagt „daß sich in den Theilen des Leibs schwerlich ein einiges Merkmal finde, wodurch der Mensch von dem Affen unterschieden werden könne, wenn nicht etwa die Hauzähne, welche bey dem Menschen von einander stehen, einen Unterschied machten, welches einst die Erfahrung lehren werde. Weder das Angesicht, fährt er fort, und die Füsse, noch der aufrechte Gang, noch irgend etwas anderes in der äusseren Struktur des Menschen ist von den sämtlichen Affengattungen verschieden. Dieß drollichte Affenvolk hat die gröste Aehnlichkeit mit dem Menschen. Ihr naktes Angesicht, ihre durch die Schlüsselbeine ausgedehnte Schulter; ihre beyde an der Brust befindliche Brüste; ihre in Finger getheilte und mit runden Nägeln bewafnete Hände; ihre auf beyden Augenliedern stehende Wimpern, ja so gar ihr Gaumzäpfchen, Bährmutter und Sprachmuskeln, (ob sie gleich nicht reden) kommen völlig mit uns überein, und weichen von dem Vieh ab. Oefters gehen sie nur auf den Hinterfüssen aufrecht, suchen mit den Händen die Speisen und führen sie zu dem Mund, schöpfen auch mit der hohlen Hand Wasser, und graben, wenn es ihnen daran mangelt, mit ihren Händen Brunnen. Sie vertragen jede Speise, wie wir auch. Sie ergötzen sich wie die Knaben mit Spielen und Springen, sind die beste Seiltänzer und lächerlichste Gaukler. Sie sind von Natur tückisch und boshaft, dem Stehlen sehr ergeben und überaus geil, auch zu der Zeit, wenn sie trächtig sind. Sie erinnern sich lange der zugefügten Beleidigungen und sind nicht leicht zu versöhnen. Sowohl die Mutter, als der

Vater lieben ihre Jungen auch denn noch, wenn sie schon wieder andere gebohren haben.“ Der von Tulp beschriebene Affe hielt in einer Hand eine Trinkschale und in der andern den Deckel; er trank die Hälfte aus, und wischte sich mit der andern Hand den Mund ab. Wenn er schlafen gieng, legte er sein Haupt auf ein Küssen, dekte sich über die Schultern zu, und schlief ruhig, wie eine ehrbare Matrone. So haben auch die Engländer einen solchen Affen von der Guineeischen Küste zu Schiffe gebracht, welcher, als er die Bootsleute an den Tauen und Masten der Schiffe klettern sah, gleichsam um zu zeigen, daß er die Kunst besser verstünde, nicht allein die einzelne Seile bekletterte, sondern sich auch durch sein Schwingen von einem Seile zum andern, von einem Maste zum andern auf dreysig bis fünfzig Fuß weit zur Lust schleuderte, und darin nie fehlte. Ob nun wohl Linné zu weit gieng, und besonders auch in den folgenden Beschreibungen der besondern Affenarten Nachrichten zu Grund legte, die ein äusserst fabelhaftes Ansehen haben und von keinem glaubwürdigen neueren Beobachter bekräftiget worden sind; so ist doch so viel gewiß, daß der Affe, und besonders der Orang-Utang in seiner Bildung und körperlichen Eigenschaften und Handlungen dem Menschen sehr nahe kommt, indem auch das Hirn des lezteren, nach Hr. Tralles mit dem menschlichen (vermuthlich, so viel man es beobachten kan) einerley Organisation hat.

Niemand hat sich vielleicht in der Beschreibung des Affen, sowohl was seinen körperlichen Bau, als auch seine, menschenähnliche Handlungen betrift, mehr Mühe gegeben, als Büffon; und ich will daher, obgleich eigentlich nur das Körperliche hieher gehörte, doch einen Auszug aus beyden hieher setzen, um so mehr, da es oft nicht getrennt werden kan, und vielleicht auch manchem Leser das Körperliche allein zu trocken seyn möchte.

Büffon ist, vermöge seiner bekannten Hypothese von den Thieren, sehr weit entfernt, die Gleichförmigkeit der Handlungen des Affen mit den unsrigen von einer wahren Nachahmung herzuleiten; sondern schreibt sie blos der Aehnlichkeit seiner Gliedmassen und Organen mit den unsrigen zu, als wovon nothwendiger Weise Bewegungen und oft so gar eine Folge von Handlungen hervorkommen müsse, die den unsrigen ähnlich sind; so, wie sich zwo gleiche Uhren auch gleichförmig bewegen, ohne sich nachzuahmen. Das Gleichniß beyseite gesezt, aus welchem man folgern könnte, daß auch die menschliche Handlungen so gut, als die des Affen, eine blose Folge dergleichen Organisation sind, will ich folgendes bemerken. a) Ob man gleich zugeben kan und muß, daß sich wegen der gemeinschaftlichen Organisation in den Handlungen des Affen manches, den unsrigen ähnliches äussern muß; so kan man dieses doch blos in Absicht der natürlichen, auf gleiche Organisation und Bedürfnisse gegründeten Handlungen zugeben, aber nicht in Ansehung der willkührlichen. Der Affe mag sich immer seiner Hände zur Verschaffung der Nahrung, oder zur Wehre bedienen, wie wir: hier dringt ihn der Trieb der Selbsterhaltung, und dabey leitet ihn zu dem ähnlichen die gleiche Organisation an: aber wenn er sich bey Erblickung dieser Handlung an dem Menschen, den Bart auch mit einem Schärmesser rasiren will; wenn er sich im Spiegel beschaut; wenn er Stiefel anzieht, sich wascht; so hat er zwar zu diesem allem auch Hände und Füsse, wie vorher; aber weder seine Organisation noch seine Bedürfnisse treiben ihn dazu, und es muß also zu diesen willkührlichen Nachahmungen noch etwas weiteres in ihm liegen. Es gibt noch manche befingerte Thiere, und diese Nachahmung findt bey ihnen doch nicht statt. b) Auch andere Thiere, wie der Biber, der Elephant, äussern sehr menschenähnliche Handlungen,

lungen, bey welchen sie keine blose Folge ihrer äussern Organisation seyn können, deswegen, weil sie von der unsrigen äusserst verschieden ist. Dieses leitet nun aber freylich Büffon von nichts so speciellem, wie bey dem Affen, sondern von ihrem Mechanismus überhaupt her; allein ich weiß nicht, ob es dem Leser, wenn er die wundersame Dinge liest, die Büffon von jenen Thieren anführet, auch gehet, wie mir: nehmlich, daß der gesunde Menschenverstand, wenn er solche Handlungen für eine blose Folge des Mechanismus ansehen soll, gerade bey der Büffonischen Erzählung am meisten revoltirt wird. Doch dünkt es mich zu hart zu seyn, wie v. Pauw sich hierüber ausdrücket: „Den Affen alle Arten von Gedanken und Begriffen abstreiten, um aus ihnen Uhrwerke zu machen, heißt eine alte Meynung aufwärmen, welche vielleicht mehr Unverstand des ersten Stoikers, der sie behauptete, zeigt, als jemals in der Seele der Thiere bemerkt worden ist.“ Doch von der ganzen Sache an seinem Orte.

So ähnlich übrigens der Affe durch den Bau seines Körpers dem Menschen ist; so unähnlich ist er demselben nach Büffons Meynung, in andern Dingen; z. B. in dem Gebrauch seiner Gliedmassen, indem alle seine Handlungen grob, unbestimmt und præcipitirt seyen; in seinen Angewohnheiten, welche excessiv und mehr den Handlungen eines Rasenden ähnlich seyen, als eines Menschen oder auch nur eines stillen Thieres; in seiner daher entspringenden Ungelehrigkeit; in seinem Temperament, das durchaus einen hohen Grad von Wärme erfodern, (weswegen er sich auch, welches man, als etwas bedeutendes hinzusetzen kan, in unserer Himmelsgegend nicht fortpflanzen kan.)

Was nun aber insbesondere den, so berüchtigten Orang-Utang betrift; dieß Geschöpfe, von dem sich der Lord Mont-

hoddo gerade hin zu sagen getraute, es seye, wie ihn dünke, mit unumstößlichen Gründen erwiesen, daß es zu unserer Menschenart gehöre: so hat Büffon sowohl aus dem, was er als Augenzeuge wahrnahme, als auch aus den Nachrichten vieler anderer manches frappantes angeführet. Ausser der angeführten Beschreibung des Bontius, Obermedikus in Batavia, in welcher er etwas Uebertreibung und Vorurtheil annimmt; des Edward Tysons; Noëls; Darios; Nürembergs; Dappers; Battels; Boßmanns; Schouttens; Dampier; Froger; Gemelli; Careri; ausser dem, was er in dieser, man möchte fast sagen, Orang-Utangischen Encyclopädie anführet, ist das merkwürdigste, was er aus einem, ihm von dem Herrn de la Brosse mitgetheilten Auszug der Reise desselben nach Angola im Jahr 1738. meldet. Nach demselben besitzen diese Geschöpfe eine grosse Lüsternheit nach Negerinnen, wovon eine drey Jahre unter ihnen gelebt habe, (— vermuthlich ohne Folgen einer Befruchtung, weil dieß sonst so gut oder noch eher, als andere Anekdoten erzählt, und auch von de la Brosse beygefügt worden wäre —). Sie haben eine Höhe von 6 bis 7 Fuß und eine Stärke ohne Beyspiel, halten sich in Hütten auf und vertheidigen sich mit Prügeln; gehen aufrecht, aber auch nach Belieben auf Vieren; setzen sich wie Menschen zu Tische; essen gleich uns, mit Löffeln, Gabeln und Messer; trinken Wein und Liqueurs. (— Es wird sich, was die leztere Umstände betrift, von selbst verstehen, daß es nur geschieht, wenn sie unter den Negers sind; denn Handel treiben, oder es sich selbst bereiten, werden sie doch nicht wohl auch noch? —) Bey einem, den man mit auf das Schiff nahm, und dem man wegen einer Unpäßlichkeit zweymal die Ader öfnete, nahm man nachher wahr, daß er bey jeder Unpäßlichkeit den Arm zu gleicher Operation darstrekte. — — Nun folgt die Beschreibung des Orang-Utang, den Büffon

selbst

selbst beobachtete. „Er gieng auf seinen zween Füssen, so gar alsdenn, wenn er schwere Lasten trug. Sein Ansehen war traurig, sein Gang ernsthaft, seine Bewegungen abgemessen, sein Naturell still und sehr von demjenigen anderer Affenarten verschieden. Er sahe dieses Thier, daß es denjenigen die Hand gab, um sie zu begleiten, die es zu besuchen kamen, und sich mit ihnen ernsthaft und gleichsam in Gesellschaft promeniren. Er sahe, wie es sich zu Tische sezte, die Serviette entfaltete, sich die Lippen abwischte, und des Löffels und der Gabel bediente, sich selbst Getränk in ein Glas goß und es rüttelte, wenn es zum Trinken aufgefodert wurde. Er sah es eine Tasse mit dem Untersaz nehmen, solche auf den Tisch stellen, Zucker darein legen, Thee einschenken und solchen erkalten lassen, bis man ihn trinken konnte; und das alles ohne einen andern Antrieb, als durch Zeichen oder ein Wort seines Herrn, und oft auch von selbst. Es that niemand etwas übels, näherte sich mtt Vorsichtigkeit, und zeigte sich nur, um gleichsam Schmeicheleyen zu empfangen.“ Es seye mir erlaubt, folgendes beyzusetzen. a) Wenn das stille und ernsthafte Naturell dieses Thiers nicht eine Folge seines veränderten Klima war; so hat es offenbarlich mehr Anlage zur Nachahmung des Menschen, als die blos possierliche Affenarten. b) Neben der Aehnlichkeit der Organisation ist es, wenn es dem wirklich so ist, um ihre Lüsternheit nach menschlichen Weibern eine bedeutende Sache, indem man dieses sonst an keinem einigen Thier bemerket, und vielmehr, wie oben berühret worden, und wie es auch zur Vermeidung einer Verwirrung in der Schöpfung seyn muß, ein jedes an seine Art gewiesen ist, und vermöge der besondern Ausdünstung desselben und des dazu besonders eingerichteten Geruchs, nur von den Weibchen seiner Art zur Begattung gereizt wird. Würde daher bey dem vorgegebenen Umgang dieser Thiere mit den Negerinnen vollends eine Befruchtung erfolgt seyn;

so

so würde man sie als eine verwandte Unterart unsers Geschlechts so gut annehmen müssen, als man die Stammväter unserer Hunde, den Wolf, den Jakhal und den Fuchs als verwandte Nebenarten erkennet, und wegen ihren fruchtbaren Vermischungen erkennen muß. Man weiß, daß auch Rousseau das obige als einen entscheidenden Beweiß erklärt hat, ob er gleich noch beysezt, daß mehr als eine einzige Geburt zu dieser Erfahrung erfodert würde. Wenn aber auch das, was Zimmermann anfänglich meldete, sich nachher bestätiget hätte, nehmlich, daß man in London eine öffentliche Hure vermocht habe, sich von einem Orang-Utang beschwängern zu lassen, daß aber dieser Beyschlaf unfruchtbar geblieben sey; so würde man doch aus diesem Beyspiel keine Folgerung für das Gegentheil machen dürfen, weil solche ausgeartete und durch ihre unordentliche Lebensart erschöpfte Weibspersonen auch von wirklichen Menschen nicht mehr befruchtet werden. Die gehörige Versuche hierin dürften jedoch, wie auch Rousseau erkennt, nicht eher angestellt werden, als bis man aus andern Gründen schon zum voraus gewiß wüßte, daß solche Thiere zu unserer Gattung gehörten. Da übrigens dieser vorgegebene Umgang der Orang-Utangs mit mit den Negerinnen schon so viele Jahrhunderte statt finden konnte; so wäre es wunderbar, daß man, falls es erfolgt wäre, noch nie von einer Befruchtung etwas gehört hat; um so mehr, da diese Nationen kein so delikates weder sittliches noch religiöses Gefühl haben, um es nicht gestehen zu wollen. Würden es wohl auch die Missionarien in ihren Berichten verschwiegen haben? Ich glaube daher nicht nur, daß wirklich keine Befruchtung jemals erfolgt ist; sondern ich kan mich auch der Zweifel wider die bemeldte Lüsternheit nicht erwehren. c) Die übrige Aehnlichkeit in den Handlungen dieser Thiere ist in meinen Augen bey weitem nicht so bedeutend, als das vorhergehende. Man hat auch an andern

Thieren,

Thieren, die uns in der Gestalt und Organisation gar nicht so ähnlich sind, viele Beyspiele von Handlungen, die den menschlichen sehr nahe kommen, und die man alle aus dem, ihnen gegebenen Unterricht und aus ihrem sinnlichen Gefühl und Instinkte herleiten kan. Mehr als das, was der Elephant thut, frappiret uns freylich an dem Orang-Utang alles deswegen, weil er es mit gleichgeformten Gliedern thut. Aber der Schluß auf ein höheres inneres Principium daraus ist unrichtig. d) Bey alle dem trägt aber doch das gleiche in der äussern und innern Organisation etwas bey, um die Gradation der Natur, bis sie sich dem Menschen nähert, an dem Orang-Utang näher darzustellen.

Dabey gibt es aber in der Bildung dieses Thiers doch auch einen Unterschied, der nach Büffon darin bestehet, daß seine Nase nicht erhaben, die Stirne kurz ist, und das Kinn sich kaum aus dem Kopf hervor hebt. Er hat nach Proportion zu grosse Ohren; Augen, die zu nahe bey einander stehen, und der Abstand zwischen Nase und Mund ist auch zu groß. Seine Hüften sind verhältnißmäsig zu kurz, die Arme zu lang, die Daumen zu klein, die Ballen in der Hand zu lang und zu geschlossen, und die Füsse eher wie Hände, als menschliche Füsse. An dem Geburtsgliede des Männchens zeiget sich kein Frenum; die weibliche aber sind denen einer Frau sehr ähnlich, so wie auch die Weibchen selbst der monatlichen Reinigung, nach Bonnet, unterworfen seyn sollen. Innen hat er eine Ribbe weiter, als der Mensch, wie auch ein kürzeres Genicke, mehr geschlossene Gelenkknochen, plattere Lenden, tiefere Augen und rundere Nieren. Die Harngänge, die Blase und die Gallengefässe sind zum Theil kürzer, zum Theil länger, als bey dem Menschen. d'Aubenton füget noch bey, daß das grosse Loch am Hinterhaupte mehr hinterwärts stehe, welches bey dem vierfüssigen Gang in der Richtung des Kopfs bequemer ist;

daß

daß er, wie die übrige Affen, an dem Kopfknochen ein eigenes Bein, einen keilförmigen Einsaz habe, der die Schneidezähne der obern Kinnlade enthält. Noch mehr Unterscheidendes an dem Ostindischen Orang-Utang nach der Zergliederung des berühmten Campers führet Zimmermann in seiner geographischen Beschreibung an; nach welchem besonders auch wider alles, was bisher einstimmig hierin vorgegeben wurde, die Stimmwerkzeuge von den menschlichen um vieles verschieden sind. Auch Herr von Pauw und Bonnet redete von dem Orang-Utang; ich weiß aber dem bisherigen aus ihrer Beschreibung nichts wesentliches beyzufügen.

„Alle andere Theile des Körpers (sagt Büffon bey dem Beschluß seiner Beschreibung), sowohl des Kopfes, als der Gliedmasen sind äusserlich und innerlich denen eines Menschen so vollkommen gleich, daß man sie nicht ohne Bewunderung vergleichen kan, und ohne darüber erstaunt zu seyn, daß von einer so ähnlichen Zusammensetzung und Organisation nicht die nehmliche Wirkungen entstehen. Und doch spricht jener bey (s. oben) gleichen Sprachorganen nicht und denket bey einem Gehirn von derselben Gestalt und Proportion nicht; zum augenscheinlichen Beweiß, daß die Materie allein, wenn sie auch noch so vollkommen organisirt ist, weder das Denken noch die Sprache, als Zeichen desselben, wenn sie nicht von einem höhern Principio belebt ist, hervorbringen kan.“ Wider diesen augenscheinlichen Beweiß liesse sich jedoch manches einwenden; nicht nur, daß die Organisation bey aller äussern Gleichheit doch in ihrer innern, feinern Struktur verschieden seyn kan, sondern auch, daß der Orang-Utang, wenn er auch gleich nicht (vernünftig) denkt und redet, doch noch ein anderes Principium in sich haben kan, das seine Handlungen dirigirt. Jedoch man kennet die Hypothese dieses Naturforschers.

Zweyter Abschnitt.

Von der körperlichen Beschaffenheit des Menschen an sich betrachtet.

§. 14. a)

Von dem Körper überhaupt nach seinen Bestandtheilen.

Obgleich die sinnliche Vergleichung unsers Körpers mit dem organischen Bau anderer belebter Geschöpfe vielleicht einer der ersten Wege war, wodurch der Mensch zu einigen Reflexionen über seinen eigenen Körper geleitet worden ist; und obgleich diese Vergleichung auch jezt, wo unser Körper die menschliche Aufmerksamkeit, für sich selbst, genug beschäftigen kan, noch immer eben so interessant, als nöthig ist: so würde uns doch noch vieles betrachtungswürdiges zurük bleiben, wenn wir es blos bey dieser Vergleichung, wenigstens wie sie in dem Vorhergehenden angestellt wurde, wollten bewenden lassen. Aber zu gleicher Zeit wird es auch kaum nöthig seyn zu erinnern, daß in der vorliegenden Beschreibung bey weitem nicht alles vorkommen wird, was dem Arzt und Zergliederer wichtig ist, und wichtig seyn muß. Die Hauptrükficht wird hier nur auf dasjenige genommen werden, was zum Zwek der gegenwärtigen Schrift gehört, oder auch sonst für einen jeden, dem sein bewundernswürdiger, körperlicher Bau nicht gleichgültig ist, erheblich seyn muß *).

Der

*) Iselin bate, als er in seiner Einleitung die Kräften der Seele etwas metaphysisch abhandelte, seine Leser, dasselbe,

Der menschliche Leib besteht nach den lezten Bestandtheilen, worein die Chemie ihn auflösen kan, aus Erde, die

wenn ihnen so etwas zuwider seyn sollte, zu überschlagen: ich bitte die meinige, wenn ihnen das folgende physische zuwider seyn sollte, bis auf den §. 14. c) um ein gleiches. Sie können sich etwa auch mit dieser kurzen Schilderung des menschlichen Körpers begnügen und denn zusehen, ob sie einen Beruf fühlen werden, diesen Bau nach seinen Theilen mit philosophischer Kälte durchzugehen.

„Oben an der Spitze der Stufenleiter aller natürlichen Dinge des Erdbodens ist der Mensch gestellet, das Meisterstük der irrdischen Schöpfung. Betrachter der Werke des Allmächtigen, eure Bewunderung erschöpfet sich bey dem Anblicke dieses wundersamen Körpers. Von der Vortreflichkeit des Gegenstandes durchdrungen, wollet ihr alle Schönheit desselben anständig ausdrücken; aber euer zu schwacher Pinsel kommt der Lebhaftigkeit eurer Vorstellungen nicht bey. In der That, wie wollet ihr diese ausserordentlichen Proportionen mit Nachdruk vorstellen? wie diesen edlen und majestätischen Gang? wie diese heldenmässige und grosse Bildung? wie dieses so schön mit Haar gezierte Haupt? wie diese offene und erhabene Stirne? diese lebhaften und durchdringenden Augen? diese Ohren, die durch ihre äusserste Schärfe auch den allermindesten Unterschied der Töne wahrnehmen? Diese Hände, diese kostbaren Werkzeuge und unerschöpfliche Quellen neuer Erfindungen? diese freye und angenehm gewölbte Brust? diese volle und gelenke Hüfte? diese Beine, diese zierlichen Säulen, die sich für das Gebäude, welches sie tragen, so schön schicken? endlich diesen Fuß, diese schmale und zarte Grundfläche, deren Festigkeit und Bewegungen desto mehr zu bewundern sind?

Gehen wir vollends ins Innre dieses schönen Gebäudes, so werden uns die erstaunende Anzahl der Theile, ihre unglaubliche Verschiedenheit, ihre vortrefliche Bauart, ihre bewundernswehrte Harmonie, ihre ausserordentlich künstliche Vertheilung in ein Entzücken setzen, daraus wir nicht gebracht werden können, ohne uns über die unzulängliche Erkenntniß so vieler Wunder zu beklagen.

Die

die mit etwas Eisen vermischt ist, und im höchsten Feuer zu Glaß wird; aus Oel, welches viel Phlogiston in sich hält; aus Salz, das ungefähr dem Salmiak gleicht, und aus Wasser. Bey dieser Verbindung macht das Wasser die festen Theile biegsam, die Erde verursacht den Zusammenhang, das Oel nähert die Erdtheile einander, und das Salz macht jenes tüchtig, sich mit dem Wasser zu vermischen. So wenig Grundtheile hatte also die Natur nöthig, um diese vortrefliche Organisation hervorzubringen, die wir in dem menschlichen Körper und andern Geschöpfen wahrnehmen: und vermuthlich würde sich noch eine grössere Einfachheit zeigen, wenn es dem Menschen vergönnt wäre, bis in das Innerste ihrer geheimen Werkstätte zu dringen.

Die Knochen machen durch ihre Festigkeit und Verbindung den Grund oder das Zimmerholz in diesem Gebäude; die Ligamente sind die Bänder, welche alle Theile unter sich vereinigen. Die Muskeln verrichten, als so viel elastische Federn ihr Geschäfte. Die Nerven verbreiten sich durch alle Theile, und errichten unter sich eine genaue Gemeinschaft. Die Blut- und Schlagadern leiten, gleich Bächen, überall Erfrischung und Leben hin. Das Herz in den Mittelpunkt gestellt, ist gleichsam der Sammelplaz, oder die Hauptkraft, wodurch die Flüßigkeit in Bewegung gebracht und erhalten wird. Die Lungen haben eine andere Kraft, welche frische Luft nach innen zieht, und die schädlichen Dünste herausstößt. Der Magen und die Eingeweide verschiedener Gattung sind die Magazine und die Werkstätten, wo die Materien zum nöthigen Ersatze zubereitet werden. Das Gehirn, der Siz der Seele, ist zu diesem Behuf geraumig, und nach der Würde seines Bewohners aufgeputzet. Die Sinne, diese fertigen und getreue Diener der Seele, benachrichtigen sie von allem, was ihr zu wissen nöthig ist, und dienen sowohl zu ihren Vergnügungen als Bedürfnissen.“ Bonnet, Betracht. über die Natur, IV. Theil, S. 146. ff. (IVte Auflage). — Vielleicht ist nun die folgende Beschreibung eher zu kurz, als zu lang; besonders vermittelst dieses Vehikulums.

Nach der mechanischen Zerlegung hingegen bestehet der Körper aus Fasern, welche der Länge nach zusammenhängende feste Theile sind, mit der möglich-kleinsten Breite; aus Blättchen, die mehr breit als lang sind; aus einem unförmlichen Stof, der vermuthlich ein mehr oder weniger verhärteter Leim ist, die Zwischenräume der Knochen ausfüllt und daher keine selbständige Bildung hat, sondern von den umgränzenden Theilen zu verschiedenen Gestalten bestimmt wird. Aus Fasern entsteht das fadichte Gewebe; aus Blättchen mit Fasern verbunden, das zellichte, und beyde sind fast überall, so, daß bald das eine, bald das andere vorschlägt, mit einander verbunden. Wenn die Faden und Blättchen sich unmittelbar berühren, so bilden sie die Haut, und diese selbst Behältnisse und Gefässe.

Empfindung, Bewegung und was aus diesen entstehet, Leben sind die drey wichtige Stücke, worauf es in dem Bau des menschlichen Körpers angesehen ist.

Der Kopf, der Rumpf und die Gliedmasen sind die drey äusserliche Haupt-Theile des Leibs, und harte, weiche und flüssige Theile das, woraus jene bestehen.

I. Die harten Theile machen die Knochen aus, die aus lauter Fasern und auf einandergeleimten Schichten bestehen, zum Theil hohl, und zur Geschmeidigkeit und Erhaltung der Gebeine mit Mark ausgefüllet, mit einem zarten und höchst-empfindlichen Häutchen überzogen, mit starken Bändern und Sehnen und zum Theil auch durch wechselseitige Eingreiffungen verbunden sind, sich, wo es nöthig ist, auf schlüpfrigen Knorpeln bewegen, und der Zahl nach am Erwachsenen etwa 256, am Kind aber, weil manche Knochen noch nicht zusammengewachsen sind, 300 ausmachen.

Am Haupte sind die vornehmste Knochen, die Hirnschale, das Stirnbein, das vordere und hintere Hauptbein und die Schlafbeine nebst den Kinnbacken und den Kinnladen zu 32 Zähnen. Dazu kommen noch die Gehörknochen und das Zungenbein. Am Rumpfe sind zu bemerken das Brustbein, welches forne an der Brust unter der Kehle bis an die Herzgrube senkrecht herabgehet, glatt, lang, unregelmäsiger Figur und schwammigt ist; die Ribben, wovon ordentlicher Weise auf jeder Seite 12 liegen, und wovon die 7 obern die wahren, die 5 untern die falschen genennt werden, sämtlich mit dem Rükgrad, zum Theil aber auch vorwärts mit dem Brustbein, (wie die wahren), zum Theil durch ihre Knorpeln, eine Zellhaut und Muskeln, (wie die falschen), verbunden sind; der Rükgrad, mit 7 Hals- 12 Rücken- und 5 Lendenwirbeln, dem Heiligenbein und Schwanzbein; die Hüftbeine, deren zwey sind, und wovon jedes aus 3 zusammengewachsenen Knochen bestehet und mit dem Heiligen- und Schwanzbein verbunden sind, welche Zusammenfügung wegen ihrer Figur das Becken genannt wird. Die Knochen der Gliedmasen und zwar der Arme sind an jedem Arm das Schlüsselbein, das Schulterblatt, das Oberarmbein, die Knochen der Unterarme, die Spindel, das Ellenbein, die Knochen der Hand, nehmlich der Handwurzel, deren 8, der Mittelhand, deren 4, und der Finger, deren 15 sind; an den Füssen, das Schenkelbein, die Kniescheibe, das Schienbein nebst der Schienbeinröhre, die Knochen des Vorderfusses, deren 7, des Mittelfusses, deren 5, und der Zäen, deren 14 sind.

Die ganze Absicht der Knochen scheint darauf anzukommen, daß der Körper dadurch eine deutliche und aufgerichtete Gestalt und eine Festigkeit erhält, welche dem Zusam-

menfallen der Glieder vorbeugen soll. Ausserdem aber, daß die Knochen die Säulen sind, wodurch die weichen Theile unterstüzt werden, veranlassen sie auch durch ihre Gelenke die Beweglichkeit des Körpers; sie sind die Hebel, welche die gröste Lasten in die Höhe heben; sie beschützen die vornehmsten Theile und einige von ihnen, wie z. B. die Zähne, haben noch ihre besondere Verrichtungen. Dabey ist noch zu merken, daß mit ihrer Festigkeit und Biegsamkeit auch noch zum Behuf des Ganzen und der Theile die möglichste Leichtigkeit vermittelst ihrer Höhlungen und Lage verbunden ist; und wirklich macht ihr ganzes Gewicht nur $\frac{1}{3}$ von dem Gewicht des ganzen Körpers und nach andern noch weniger aus. Diese Knochen werden nur langsam und allmählig vollkommen; aber eben dadurch sind sie auch der Ausdehnung fähig und dem Wachsthum des Körpers förderlich.

II. Die weichen Theile sind:

1) die Haut, wovon das Oberhäutchen ein zartes, nervenloses und daher unempfindliches Gewebe von Blättchen und Fäserchen ist, deren Durchschlingungen sich in Schuppen endigen, welche sich nach und nach absondern lassen, vertroknen und abfallen. Es ist voller Gruben und Linien; die Haare durchlöchern dasselbe fast überall; der Schweiß dünstet durch die kleinen Oefnungen desselben heraus; es wird von einer sanften Fettigkeit durchdrungen, und ist das äusserste Ende aller Aestausschüsse der Adern und verdikt sich an den Stellen, wo seine Fasern von dem öftern Gebrauche zusammengedrükt werden. Es ist auf seiner Oberfläche noch mehr, als alles dieß, oft der ganze Stolz des Menschen, wie Halle sagt, und das Feld, welches die poetischen Linien und Rosen der Schönen entweder von Natur trägt, (oder sie durch den Betrug der Kunst erhält). Die innere Fläche

der

der Oberhaut ist weich, schleimicht, bey den Negern schwarz, bey Europäern weiß, bey den Amerikanern kupferfarbig, und bey den (meisten) asiatischen Völkern braun oder olivengelb; so wie im Gegentheil die äussere Fläche bey allen Nationen der Welt weiß und durchsichtig ist. Unter dem Oberhäutchen befindet sich die eigentliche Haut, welche aus sehnichten und nervichten Fasern, die von allerhand Blutgefässen durchdrungen werden, bestehet. Sie hat auf ihrer ganzen Oberfläche Gefühlwärzchen, die das Gefühl ausmachen; Schweislöcher, welche aushauchende Enden der kleinsten Blutadern sind; Hautdrüsen, die den Schweiß und ein schmieriges Wesen absondern, wodurch das Oberhäutchen wider die Luft, scharfe Säfte und das Reiben beschüzt wird. Unter der Haut ist die Fetthaut, oder ein zelliges Gewebe, welches hin und wieder mit Fett angefüllt ist, an manchen Theilen aber, z. B. der männlichen Ruthe, dem rothen Theile der Lippen, nicht.

2) Die Muskeln machen zusammen das Fleisch aus, und bestehen aus einer Menge biegsamer, und mit einer Haut umgebenen Fasern, sind mit Adern, Wassergefässen und Nervenfäden durchwebt, und mit ihren Enden, den Sehnen, an die Knochen und andere Theile des Leibs befestiget. Durch sie verrichtet eine thierische Maschine bey dem Zufluß des Bluts und der Wirkung der Nerven in dieselbe, als wodurch sie aufschwellen und folglich verkürzt werden, ihre Bewegung, und beweiset ihre grössere oder geringere Stärke. Ohne diese Muskularbewegung könnten wir also nicht stehen, gehen, sitzen, springen, steigen, schwimmen, essen, trinken, und überhaupt keine Bewegung vollbringen. Der Kraislauf würde stille stehen, wie das Athmen, und der Mensch überhaupt nicht leben können. An sich selbst wirken die Muskeln mit einer bewundernswürdigen Stärke,

so, daß einige wenige im Stand sind, weit grössere Lasten, als der ganze Körper beträgt, zu heben. Aber ungeachtet solcher Stärke wird doch kaum der sechzigste Theil von der Kraft angewandt, weil sie sehr schief wirken, nahe an der Unterlage befestiget sind, und an beweglichen Stellen sitzen. Aber dadurch hat der Schöpfer den Raum gespart, grössere und geschwindere Bewegungen zu erhalten. Wie diese ansehnliche Kräften hervorgebracht werden, ist noch ein Geheimniß. Die Bewegung der Muskeln hört mit der Verletzung der Nerven, früher oder später auf. Ihre von Hallern entdekte Reizbarkeit ist bekannt, so wie auch, daß sie am erwachsenen Menschen an 500 ausmachen.

3) Die Nerven, wovon 9 Paar aus dem Gehirn, 1 aus dem verlängerten Mark im Genik und 30 aus demselben im Rükgrad entspringen und sich vermittelst ihrer Fasern in die meiste und auch noch so kleine Theile des Körpers ausbreiten, gleichen einem Bündel von mancherley feinen und parallelen Fäden, die in einer gemeinschaftlichen Hülle eingeschlossen und durch ein zelliges Gewebe verbunden sind. Sie haben zwey Enden, wovon das eine im Gehirn ist und sein Anfang genennt wird, und das andere den Theilen des Körpers einverleibt wird. Man theilt sie in die **Bewegungsnerven** ein, die zum Theil gewisse Knoten und Verwiklungen haben, worin sie sich mit andern Nervenzweigen verbinden, und worin sich die Bewegung von dem Gehirn aus nach dem Gliede fortpflanzt; und in **Empfindungsnerven**, durch welche wir auf eine, noch nicht gewiß bekannte Art die Eindrücke von aussen empfangen, die sie bis zu ihrem Ursprunge im Gehirn fortleiten und daselbst der Seele vorstellen. Jede Art der Eindrücke von aussen hat ihre eigene Nerven, welche zusammengenommen, so wie die Art des Eindruks selbst ein äusserer Sinn genennt wird.

Von

Von der feinern oder gröbern Berührung der Nerven und von ihrer schlaffern oder straffern (aber nicht Saitenartigen) Spannung hänget die Wollust oder der Schmerz ab. Ob jeder Faden inwendig hohl sey; (welches man, wie wohl es nicht viel bedeutet, noch durch kein Vergrösserungsglas entdecken konnte), und welches man aus dem schwammigten Wesen des Gehirns (und aus der leichten Möglichkeit, sehr viele Erscheinungen zu erklären) schliessen will? ob in denselben ein gewisser (äusserst feiner) Saft, (Geist, der im Gehirn vermittelst der Ausdünstungen unbegreiflich-feiner Schlagadern bereitet wird), sich bewege, und der Seele nicht allein von der Wirkung äusserlicher Körper Nachricht gebe, sondern auch die Schlüsse des Willens (in der Direktion unsers Leibs) zur Ausführung bringe? oder ob dieselbe durch und durch dichte sind? — solches hat, sagt T. Bergmann, bisher nicht mit Sicherheit ausgemacht werden können. Inzwischen wird sowohl die Höhlung der Nervenfasern als auch eine, in denselben sich vom Gehirn aus ihren Enden zu und von diesen nach dem Gehirn sich bewegende, feine und flüssige Materie von den meisten Physiologen angenommen. Ploucquet stellt dabey noch den Saz auf, daß diese Röhrchen vielleicht beständig mit jener Materie erfüllt seyen, woraus man die unbegreifliche Schnelligkeit, womit ein äusserer Eindruk im Gehirn empfunden wird, und womit auch die Seele ihre Bewegungen im Körper ausübt, desto leichter einsehen kan, da das erste berührte Theilchen sogleich allen übrigen vermittelst ihrer innigsten Verbindung die Berührung mittheilte, und demnach kein beständiges, blizschnelles Auf- und Abbewegen dürfte angenommen werden; (eine Bewegung, die wirklich täglich so billionenfältig vorgehen müßte!)

4) Die Drüsen bestehen aus einer grossen Anzahl auf das genaueste in einander gewickelter und mit einander verbundener Gefässe, und sind gleichsam ein Gewirre von Aederchen und den zartesten Nerven. Sie dienen zur Absonderung, zum Theil aber auch zur Veränderung und Verbesserung verschiedener Feuchtigkeiten, sind in eigene und feste Häute eingefaßt, und in verschiedenen Theilen des Körpers, besonders aber im Munde, unter der Zunge, neben den Augen, in der Nase und den Eingeweiden befindlich. Eine grosse Anzahl davon befindet sich insonderheit auch in den weiblichen Brüsten, deren Wesen eine Verbindung von sehr weichem und weissem Fette ist, in welchem sich ein Drüsenpak befindet. Sie sind von aussen her mit einer festen Zellhaut eingeschlossen und voller Nerven und Gefässe. Die Warzen im Mittelpunkte derselben bestehen aus Hölen, in die sich unzählige Gefässe ausleeren, und sind gleichsam ein Springbrunnen-Aufsaz von mehr als zwanzig Oefnungen. Der Hof um die Warzen enthält auch Drüsen, die ein schmieriges Wesen durchlassen, wodurch die zarte Haut gegen die Nässe beschüzt wird.

5) Das Herz ist ein hohles Stük Fleisch von lauter übereinander gewundenen Fasern, hat in der Mitte eine Scheidewand, und folglich zwo Kammern. Es ist kegelförmig und wird mit einem beutelartigen Behältniß, dem Herzbeutel, umgeben. Es befindet sich im vordern Theil der untern Gegend der Brusthöhle. Sein oberer Theil ist an dem Herzbeutel fest, mit seinen Seitenflächen aber hängt es frey in der Brust, jedoch berühret seine untere flache Grundfläche das Zwergfell. Das Herz bekommt seinen Reiz durch das Blut, und stoßt dasselbe, indem es sich zusammenzieht, vermittelst der Schlagadern in alle Theile des Körpers, wohin dieses, wie durch eine Wasserkunst getrieben wird,

und wobey es auch an grossen und kleinen Kanälen dazu nicht fehlet, indem es derselbigen unzählige gibt, die aber insgesamt von zween grossen, der grossen Schlagader und der Lungenpulsader, wie Aeste und Zweige ausgehen. Die Blutadern hingegen, welche inwendig Ventile oder Klappen haben, und wovon die gröste die Pfortader, die 4 Lungenblutadern und die Hohlader sind, bringen das Blut aus dem ganzen obern und untern Körper in das Herz, indem sich dasselbe erweitert, wieder durch die Hohlader zurük, und zwar in die rechte Herzkammer. Aus dieser gehet es zur Abkühlung durch eine Schlagader in die Lunge, aus der Lunge in die linke Herzkammer. Aus dieser tritt es hierauf bey jedem Pulsschlage, bey jeder Zusammenziehung des Herzens in die grosse Lungenpulsader, und durch diesen Kanal theilt es sich durch kleinere Aeste und Zweige, unter verschiedenen aufs weiseste bestimmten Winkeln in alle Theile des Leibs, wobey einige kleine Kanäle oder Röhrchen nur die feinste Feuchtigkeiten durchlassen, andere nur das Fett, und wieder andere nur das Salzwasser u. s. w. ausziehen, oder sich assimiliren; so daß jeder Theil des Körpers die ihm zukommende Nahrung und Ersetzung der abgegangenen Theile aus dem Blut erhält. Das Blut, welches sich in einem Erwachsenen auf 30 Pfunde oder 480 Unzen belauft, geht jede Stunde 23 mal durch das Herz, wobey sich dieses 4500 mal zusammenzieht, und durchlauft in einer Minute wenigstens 125 Fuß. Der Puls schlägt in einer Minute bey einem Kinde 115 mal, beym Erwachsenen 75 bis 80, beym Greisen 60 bis 70 mal. Beynahe der sechste Theil alles Bluts kommt in das Gehirn.

6) Die Lunge bestehet aus zween schwammigten Lappen, wovon jeder sich wieder in andere kleinere und endlich ganz kleine Läppchen vertheilet, welche nichts als schwammichte

michte Fächerchen sind, die unter einer Haut pakweise verschlossen sind und alle mit einander Gemeinschaft haben. Sie drücket sich durch die Kraft der Brustmuskeln und die Schwere der Luft ungefähr 50, nach andern 20 mal, (vermuthlich, weil das Athemhohlen mancherley ist) und also in einer Stunde 3000 oder nach andern 1200 mal zusammen, und stoßt alsdenn die Luft aus, erweitert sich nach jedem Stoß wieder und nimmt frische Luft durch die Luftröhre ein. Sie dienet zugleich zur Abkühlung, Verdünnung und Reinigung des Bluts, und ist auch noch ein Werkzeug der Ausdünstung, wobey Hales gezeigt hat, daß wir innerhalb einem Tage durch die Lunge ein und ein Drittel Pfund Dünste herausschaffen. Sie befördert auch den Kraislauf des Geblüts, welches besonders im Schlaf nöthig ist, macht das Saugen und Geruch möglich und thut durch das Athmen noch viele Dienste.

7) Die Luftröhre ist ein weiter Kanal, der aus ringförmigen Knorpeln zusammengesezt ist, die mit einer Haut und Muskeln verbunden werden. Sie läßt sich daher verlängern und kürzer machen, nimmt eine Menge Luft in sich, zertheilt sich endlich in zween grosse und nachher in unzählige Aeste und kleine Fäden, die in der ganzen Lunge herumkriechen. Bey jedem Athemzug werden ungefähr 20 Kubikzoll Luft eingezogen, aber davon wird $\frac{1}{136}$ untauglich, weiter in die Lunge zu gehen. Wenn man also 20 Athemzüge auf eine Minute rechnet, so werden in einer Stunde 177 Kubikzoll Luft verdorben. Diese Röhre dient aber auch dardurch, daß die Luft durch sie ausgeblasen wird, dazu, daß Menschen und Thiere gewisse Töne hervorbringen. An dem Anfange derselben sitzen nehmlich verschiedene Knorpeln, und an dem Ende nach der untern Seite des Kehlkopfs ist eine Spalte, deren Ränder aus Sehnensträngen bestehen, die

ver-

vermittelst der Knorpeln an den Enden nach Nothdurft gespannt werden können. Diese Stränge, nach Gefällen und Beschaffenheit ungleich gestimmt, bringen verschiedene Töne hervor, wenn ihnen die herausfahrende Luft Schwingungen beybringt. Bey feinen Tönen wird der Knorpel, der um das Ende des Kehlkopfs sizt, in die Höhe gehoben, aber bey gröbern niedergedrukt. Ferrin hat diese Formirung der Töne an todten Thieren und durch das Einblasen in die, von ihnen abgesonderte, Luftröhre genau bewiesen; Ploucquet aber auch zugleich, daß die viele, an den Knorpeln der Kehle befestigte Muskeln das Ihrige dazu beytragen *). Die Luftröhre hat

8) den Schlund hinter sich, der ein häutiger, mit Muskeln umgebener Kanal ist, und die Speisen in sich nimmt. Die Natur hat denselben mit Bedacht nach hinten gelagert, damit sich die Speisen durch den Druk nicht in die Luftröhre verirren und dieselbe reitzen möchten, wenn der Schlund vorne läge. Er dient bekanntlich dazu, um die, in dem Mund zermalmete Speisen aufzunehmen, und vermittelst seiner drückenden Bewegung in den Magen zu bringen.

9) Der **Magen** ist ein länglichtes, flaschenförmiges Behältniß von einer festen, muskulösen und inwendig zottigen, weichen und schleimichten Haut, worin viele Schleimhöhlen sitzen, die sich in die Mitte des Magens öfnen, ligt in der Höhle des Unterleibs in die Quere von der Linken zur Rechten, und kan als eine Fortsetzung der Erweiterung der Speiseröhre angesehen werden. Er ist mit vielen Nervenzweigen versehen und hat daher eine grosse Empfindsamkeit. Aus der untern Mündung desselben kommen die Speisen in

10) die

*) Skizze der Lehre von der menschlichen Natur, §. 302. S. 78.

10) die übrige, mit ihm und unter sich zusammenhangende, wunderbar in einander geschlungene, verschiedentlich gekrümmte, zum Theil dünne und lange, zum Theil dicke und kurze und im Ganzen sechs Menschenlängen betragende Gedärme, als in den Zwölffingerdarm, den Leerdarm, den Krummdarm, den Blinddarm, den Grimmdarm und den Mastdarm, welcher sich in den After endiget. Sämtliche Gedärme sind mit dem Gekröse verbunden, und vorwärts mit dem Netze bedekt, wodurch sie in ihrer Lage erhalten, und vor Kälte beschüzt werden, und haben eine Bewegung wie Regenwürmer, die in einer abwechslenden Zusammenziehung und Erweiterung der Theile bestehet, und von einer ihnen eigenen Lebenskraft herrühret, daher sie auch noch nach dem Tode eine Zeitlang fortdauret.

11) Die Leber ist ein dunkelrother, schwammichter Körper, welcher aus einem Gewebe von Kanälen bestehet. Sie liegt auf der rechten Seite des Magens, und bedekt denselben zum Theil. Sie dienet, die Galle aus dem Blut der Pfortader abzusondern, wovon ein Theil in dem, neben ihr liegenden, birnförmigen Säkchen, der Gallenblase, gesammlet wird.

12) Die Milz ist ein dunkelrother, schwammichter Körper, welcher aus Päkchen von durchschlungenen Adern bestehet, das Geblüt verdünnet und zur Absonderung in der Leber vorbereitet.

13) Die Nieren sind zween dichte und dunkelrothe Körper, wovon der eine in der rechten, der andere in der linken Lendengegend liegt. Sie reinigen das Geblüt von dem Salze, und sondern den Urin in unbegreiflich-kleinen Röhren ab, welcher von da in die Nierenbecken kommt, und alsdenn durch die Harngänge in die Harnblase, welche

in

in dem vordern Theil des Beckens liegt, und aus dieser durch den Harngang, (der bey dem weiblichen Geschlecht kurz und weit, bey dem männlichen lang und eng ist), nachdem er eine Zeitlang daselbst aufbewahrt wurde, gebracht und abgeführet wird. Wie unbegreiflich klein jene Röhrchen wirklich seyen, erhellt, wie es Ferrin bewiese, daraus, daß in dem Raum einer Quadratlinie ungefähr 2500 derselben enthalten sind.

13) Das Gekröse gibt zu den Gedärmen die äusserste Haut her, und ist eine gedoppelte, fette, breite und runde Haut mitten in den Gedärmen, deren Umfang etwa 4 Ellen, in gerader Linie ausgestrekt, beträget. Sie bestehet aus Kragenfalten, Drüsen, Blutadern und Milchgefässen, und dienet nicht nur die Gedärme zu tragen und ihre Verschlingungen zu verhindern, sondern auch den Milchsaft der Speisen aus den Gedärmen zu ziehen.

Nach der Beschreibung der bisherigen leztern Theile des Leibs, die besonders auch zur Bereitung des Nahrungssafts dienen, verdienet die Art, wie dieses geschieht, eine nähere Betrachtung.

Der Anfang der Verwandlung der Speisen geschiehet schon im Munde durch das Kauen und durch die Vermischung der Speise und des Getränks mit der Luft und dem Speichel, welcher sich dabey häufiger in die Höhlen des Mundes ergiesset.

In dem Magen, welcher diese Vermischung vermittelst der Speiseröhre empfängt, wird sie durch die beständige, wurmförmige Bewegung und vorzügliche Wärme desselben, hauptsächlich aber, wie es Spallanzani an Thieren nicht nur, sondern auch mit vieler Entschlossenheit an sich selbst erprobt hat, durch die Vermischung des Magenschleims und

Ma-

Magensafts noch mehr zerrieben und aufgelößt, und durch die seiffenartige Beschaffenheit iener Säfte in einerley gelblichte oder grünlichte und säuerliche Masse verwandlet; wozu jedoch, wie auch zu den folgenden Operationen, die Aneignungsskraft des Magens und der übrigen Gefässe auch noch als eine Hauptsache erfodert wird. Zur Verhinderung eines allzuschleunigen Uebergangs der Speisen aus dem Magen in die Gedärme ist der untere Magenmund mit einem verschliessenden Muskel versehen, der diese Oefnung abwechslend verschließt, und die Klappe des untern Magenmunds genennet wird.

Diese, hinlänglich zubereitete Masse gehet hierauf nach und nach durch Oefnung jener Klappe in den Zwölffingerdarm, in welchen sich theils aus der Gallenblase, theils unmittelbar aus der Leber durch den gemeinschaftlichen Gallengang die Galle, und aus der Gekröse-Drüse durch einen eigenen Kanal der Gekröß-Drüsensaft ergiesset. Mit diesen Säften wird der Magenbrey in diesem Darm durch die Bewegung desselben vermischt, dadurch noch mehr verdünnt, weisser gemacht, und in noch feinere Theile aufgelöset, wozu die innere Wärme gleichfalls beyträget.

Hierauf gehet die Masse in die folgende dünne Därme über, wo sie durch einen, dem Magensaft völlig ähnlichen Saft, der sich aus den Seitenkanälen der Schlagadern in denselben ergiesset, noch verbessert wird. Zugleich wird durch die Bewegung dieser Därme der eigentliche Nahrungssaft aus jener Masse ausgepreßt und in die Milchgefässe des Gekröses gebracht.

Aus diesen sammlet sich derselbe in einem besondern Behältniß, welches in der Gegend der ersten Lendenwirbel lieget, und tritt von da in den eigentlichen Milchgang oder

Brust-

Brüstkanal, der sich aufwärts erhebt und den Milchsaft durch eine sich öfnende Klappe in einen Arm der Hohlader ergießt und mit dem Blute vermischt. Dieser Milchsaft wird theils durch die eigene Bewegung des Kanals, theils durch den Stoß der nebenliegenden grossen Schlagader und vermittelst der, in seinem Innern liegenden Klappen, die gleich Ventilen dem aufsteigenden Saft zwar den Durchgang verstatten, aber ihm den Rükweg verwehren, nach und nach in die Höhe getrieben.

Der Ueberrest gehet hierauf, indem sich die Grimmdarmklappe öfnet, aus den dünnen in die dicke Gedärme über, in welchen er durch ihre Bewegung, als ein dem Menschen nunmehr unnützer Unrath aus der Oekonomie fortgeschaft und in das geschäftige Laboratorium der Natur zu neuer Verwendung zurükgegeben wird.

Der Trank verweilet in dem Mägen und in den Gedärmen eine kürzere Zeit; die feinere Theile desselben, wie auch die feinste Theile der Speisen werden auch schon durch kleine Kanäle, welche sowohl im Munde, als in dem Mägen sich befinden, eingesogen, und dem Blute zugeführt, woraus die schleunige Erquickung zu erklären ist, welche der Körper nach langem Hunger oder Durst bey dem Genuß der Speisen und des Getränks sogleich empfindet.

Zur vollständigen Recension der weichen Theile des Leibs gehörten nun besonders auch noch diejenige, durch welche die Natur eines ihrer geheimsten und bewundernswürdigsten Werke zu Stande bringt; die männliche und weibliche Geburtsglieder: ich will aber den sittlichen Leser zur Beschreibung derselbigen verweisen, die er in Hallers Naturgeschichte S. 57. ff. und in Absicht der Methode, wodurch die Natur dieses Werk zu Stande bringt, in Herrn

Prof. Ploucquets Schrift, über die physische Erbfähigkeit §. 8. und Skizze über die Lehre von der Natur §. 1006 — 1071. findet.

Noch muß man auch etwas von den Haaren berühren, welches eigentlich ästlose Pflanzen sind, die ihren Zwiebel unter der Haut haben, nnd zum Theil schon in Mutterleibe wachsen, wie die Haare am Kopf, den Augbraunen und Augenliedern; zum Theil erst nachher entstehen und die Mündigkeit anzeigen, wie die in der Nase, am Kinn, unter den Achseln, an der Schaam; zum Theil noch später sich zeigen, wie die Haare des männlichen Geschlechts auf der Brust.

Herr Prof. Ploucquet leitet die verschiedene Farbe der Haare von der verschiedenen Hautfarbe her, indem nehmlich dieselbe, wenn sie aus der Oefnung herfürtretten, die Oberhaut mit sich nehmen, und sie um sich legen sollen. — Bey dem schwarzen Haar des Negers läßt sich das begreiffen; aber wie bey dem schwarzen, rothen und braunen Haar des weissen Europäers?

Die Nägel, welche den Rücken der lezten Gelenke der Finger und Zäen bedecken, gehören eigentlich zur Oberhaut; sind, wo sie die Luft berühret, hart und elastisch; bestehen aus länglichten, verwachsenen, parallelen Lagen, und dienen zum Aufnehmen kleiner Dinge, zu Waffen, und zur Befestigung des Gefühls.

III. Die flüssige Theile des menschlichen Körpers, welche den bisherigen zur Nahrung und zu einem Reitze dienen, sind

1) das Gehirn, ein weiches, aus Millionen von Aederchen und Drüsen bestehendes Mark, welches von der soge-

sogenannten Sichelader der Länge nach in zween Theile, welches die Halbkugeln des Gehirns sind, abgesondert wird. Sie schlängeln sich wellenförmig, und haben eine gelblichte, röthlichte und graue Bekleidung, welche die zärteste von allen ist, und die insgesammt die Markrinde heissen. Nach Haller scheint es gewiß zu seyn, daß sich aus den Gefässen derselben jenes flüssige Wesen absondere, welches in den nervichten Röhrchen bis in die äussersten Enden derselben getrieben wird, und den Grund enthält, wie die Nerven Werkzeuge der Sinne und der Bewegung seyn können. Das Innere des Gehirns oder das Mark desselben wird in mancherley Theile eingetheilt, und in diesem Gehirnmark suchen Haller und andere den Siz der Seele, und zwar in den sogenannten Schenkeln des verlängerten Marks, den gestreiften Körpern, den Gesichtshügeln, dem verlängerten Marke, der Brücke und dem kleinen Gehirne. Das kleine Gehirn liegt hinterwärts am Kopfe, ist aus zween Lappen zusammengesezt, besizt wenig von dem markichten Wesen, und hat auf seiner Oberfläche vielerley erhabene Streifen. Aus dem verlängerten Marke, das sich zwischen dem grossen und kleinen Gehirn befindet, entstehet das Rükgradsmark, welches ungemein weich ist, an der Luft zerfließt, und durch die Wirbeln des Halses und des Rükgrads bis zum zweyten Lendenwirbel hinabsteiget. Bey dem zweyten Wirbel ist nach Lorry ein Punkt, mit dessen Verletzung, Vernichtung oder Trennung vom Körper das ganze thierische Leben plözlich aufhöret. Das übrige Mark des grossen und kleinen Gehirns dringt auf verschiedenen Wegen durch die Hirnschale, und verläßt dieselbe endlich unter der Gestalt weisser Fäden, oder der Nerven. Die Masse des Gehirns wird von dreyen übereinander liegenden Häuten bedekt; der harten Haut, welche die äusserste ist, und fest an der innern Fläche der Hirnschale liegt; der Spinnewebenhaut, welche die mittlere ist, und

der weichen Haut, welche das Gehirn unmittelbar umgibt. Dieß, und noch vieles andere ist dasjenige, was sowohl das natürliche als das gewafnete, forschende Auge an dem Gehirn erblikt. Aber was ist dieses Organ aller Organen erst in seiner innern, weit feinern Bildung? Kaum können wir durch Erscheinungen in seinen Wirkungen und durch Muthmassungen etwas ahnden. Es ist, wie Bonnet mit Recht sagt, ein wahrer Dädalus, wo der Zergliederungs-Künstler sich verliert, wenn er ein wenig tief hineinzudringen sucht. Er trift darin so gar viel sichtbare Theile an, deren Nutzen er durchaus nicht einsieht, oder worüber er nichts als einige mehr oder weniger ungewisse Muthmassungen anstellen kan.

Das Mark in den Höhlungen und Zellen der Knochen ist ganz anders beschaffen, und eine weiche, graue, ölichte Flüssigkeit.

2) Der Nahrungssaft wird, wie oben angeführt worden, aus den Speisen zubereitet, ist weis und milchicht.

3) Der Nervensaft?

4) Das Blut, welches theils aus rothen, erdichten und brennbaren Kügelchen besteht, theils aus dem Salz- und Fließ-Wasser, welches ein klares, feines, mit jenen Kügelchen vermischtes Wasser ist, das aber auch durch die Seitenäste der Pulsadern aus dem Blute abgesondert wird, allenthalben in den kleinen Fächern der Haut, wie auch in den meisten Hölen des Körpers umlauft, und alsdenn wieder mehrentheils durch die Blutadern in das Blut zur Verdünnung desselben zurükgeführt wird. Die natürliche Wärme des Bluts ist so groß, daß sie der Luftkrais selten erreicht.

6) Der

6) Der Speichel, welches eine wässerichte, durchsichtige, und scheimende Feuchtigkeit ist, die in den Speicheldrüsen abgesondert und durch kleine Kanäle unaufhörlich in die Höhle des Mundes gebracht wird, theils um die innere Theile desselben und des Schlundes beständig feucht zu erhalten, theils um die Verdauung der Speisen zu befördern.

7) Der Magensaft, welcher durch die ausdünstenden Seitenkanäle der Schlagadern in die innere Höhle des Magens gebracht wird, säuerlich ist, und zur Verdauung der Speisen dienet.

8) Die Galle, ein braungelber, bitterer, aus vielem brennbarem Stof bestehender Saft, welcher in der Leber zubereitet wird, und die, im Magen schon verdaute Speisen in den Gedärmen weiter zubereitet.

9) Der speichelartige Gekrößdrüsensaft, der in der grossen Gekrößdrüse, welche unter dem Magen liegt, abgesondert wird, und gleichfalls, wie oben gemeldt worden, die Speisen in den Gedärmen weiter zubereitet.

10) Das Fett, welches eine ölichte, mit Wasser und saurem Salz vermischte Materie in den Bläschen der Fetthaut, und von vielem Nutzen ist, Stösse und Druk aufhält, den schädlichen Eindruk der Kälte hindert, das Aneinanderreiben fester Theile mindert, leere Räume ausfüllt, das Verwachsen nahgelegener Theile verwehrt, zur Schönheit hilft u. s. w.

11) Der Schweiß bestehet aus Theilen des Blut- und Fließwassers, die unter der Haut vom Blut abgesondert werden, und durch die Schweißlöcher theils unmerklich ausdünsten (welche Ausdünstung, nebst der übrigen, bey einem gesunden Menschen, der in 24 Stunden 8 Pfund nahrhaf-

ter Speise und Trank zu sich nimmt, in warmen Ländern 5 Pfund und in kalten 2 bis 3 beträgt) theils sich in Tropfen an die Haut setzen. Gefässe, die den ausdünstenden ähnlich sind, saugen aber auch aus der Luft und andern Körpern Theile ein.

12) Die Thränen, ein klares Wasser, welches in den Augen durch die Wassergefässe abgesondert wird, zur Befeuchtung der Augen dienet, und durch den Thränengang zu gleichem Endzwek zur Nase geht, bey einer starken Gemüthsbewegung aber, der Freude, dem Mitleiden, sonderlich der Traurigkeit, tropfenweise aus den Augen über die Wangen fließt.

13) Der Roz, eine zähe Feuchtigkeit, die in der Nase abgesondert, und durch dieselbe ausgeführt wird.

14) Der Schleim, ein aus Wasser und einem zähen, zusammenhangenden Stoffe bestehender Saft, welcher durch Schleimdrüsen in verschiedenen Höhlen und Kanälen, durch welche andere Feuchtigkeiten gehen, abgesondert wird, und diese Gänge geschmeidig erhält.

15) Das Ohrenschmalz, eine zähe, bittere und ölichte Feuchtigkeit, die im äusserlichen Gehörgange durch Drüsen abgesondert wird, und, unter anderem, auch die Insekten vom Eindringen in das Ohr, so wie auch die Feuchte, abhält.

16) Der Urin, eine scharfe, hauptsächlich salzigte Feuchtigkeit, die in den Nieren abgesondert wird.

§. 14. b)

Von den Werkzeugen der Sinne insbesondere.

Da diejenige Theile des Leibs, welche die Werkzeuge der Sinne in sich enthalten, fast in einer jeden Abtheilung nach ihren Bestandtheilen hätten berührt werden müssen; so wird es zuträglicher seyn, sie hier auf einmal und beysammen zu beschreiben; um so mehr, da die Wichtigkeit ihrer Verrichtungen auch sonst eine besondere Betrachtung verdienet.

A) Die Augen.

Zu ihnen gehören die Augbraunen, die sich durch Muskelfasern erheben, oder auch zusammenziehen können, welches beydes seine Bestimmung hat; sie sind zugleich vermittelst ihrer Erhöhung und Haare, die wie Dachziegel auf einander liegen, ein Wall, der den Schweiß und Staub von den Augen abhält; die Augenlieder, dünne, inwendig glatte, der Vorhaut ähnliche, und am Rand mit einem Knorpel, der sie ausspannt, und mit Wimpern, die das Aug beschützen, versehene Häute, die sich vermittelst gehöriger Muskeln bald zusammenziehen, bald öfnen, und in ihren zahlreichen Drüsen zur Hülfe der Augen ein schmieriges Wesen absondern. Der Augapfel selbst, der zu seiner Sicherheit in einer knochigten Höhle gelagert ist, wird durch 6 Mäuslein verschiedentlich und bequem regiert, und ist hinterwärts am Sehnerven befestiget. Er ist eine, forne etwas flache und mehr längere als breite Kugel, und ein Gewebe, wozu der Sehnerve hinten im Auge die Fäden hergibt. Die äussere Haut, die das Aug einwickelt, ist überall weis, zähe, hinterwärts dicker, und hält die übrige Häute und die Säfte in sich, wie eine Schaale den Kern. Sie ist forne durchbohrt

und es breitet sich über dieses runde Loch, den Stern, ein anderes, bauchigtes, durchsichtiges, blättriges, empfindliches Stükchen von einer Haut schief aus, welches das Loch überspannt, das Licht durchläßt, und die Hornhaut genennt wird. Dazu kommt noch die harte und die traubenfarbige Haut, und die aus dieser ausgehobene Scheibe ist der eigentliche Stern, der sich bey starkem einfallenden Lichte zusammenziehen, und bey minderem erweitern kan, und der bemahlte Krais desselben ist der regenbogenförmige Augenzirkel. Auf dem hintern, nezförmigen Häutchen, worauf sich der Sehnerve ausbreitet, mahlen sich die Objekte wegen der Beschaffenheit der Häute und Feuchtigkeiten verkehrt ab. Zwischen den gedachten Häuten liegen die wässerige, krystallene und gläserne Feuchtigkeit. Die krystallene Feuchtigkeit bestehet aus zweyen elliptischen Hälften, wovon die vordere flacher, und die hintere gewölbter ist, und wovon beyde, wegen ihrer Figur, die Krystallinse genannt werden, deren Wesen bewegbar ist, um dieselbe, wie die Sehröhre, nach der Weite des Gegenstands stellen zu können. Diese Fähigkeit, die Krystallinse bey sehr nahen Gegenständen von dem Netze zu entfernen, oder dieselbe, wenn man in die Ferne sehen will, demselben zu nähern, macht den Unterschied unter den kurzsichtigen und weitsehenden Personen; denn beyde Arten von Menschen haben nur Eine dieser Fähigkeiten in ihrer Gewalt. Bey den erstern ist die Krystallinse zugleich erhaben, bey den leztern flach. Die Kinder sind insgesamt kurzsichtig, sie sehen aber die Sachen heller, weil ihr Stern grösser ist; die Alten hingegen bekommen ein weites Gesicht, indem ihre Hornhaut und die Krystallinse flacher wird. Einige Fälle haben gezeigt, wenn die Krystallinse durch den Staarschnitt aus ihrer Stelle herabgezogen worden, und die wässerige und gläserne in den zurükgelassenen, leeren Raum geflossen ist, folglich daselbst

ihre

ihre Gestalt angenommen hat, daß dergleichen Personen dennoch, obwohl unvollkommen, sehen konnten. Obwohl die krystallne Feuchtigkeit die wichtigste ist, so tragen doch auch die übrige zur Brechung und Lenkung der Lichtstrahlen bey, und dienen immer die Eine der Andern. Dieses sind die Einrichtungen und Bestandtheile eines Werkzeugs, ohne welches der prächtige Schauplaz der Natur seine Reitze für uns vergebens hätte.

Die obige Einrichtung des Augs bringt es mit sich, daß, wenn man aus einem hellen Ort plözlich in einen finstern kommt, man gar nicht siehet, weil nehmlich der Stern noch zu sehr zusammengezogen ist, und der Sehnerve, der vom starken Lichte noch zu sehr bewegt ist, schwächere Eindrücke zu empfinden nicht fähig ist. Wer aber aus einem finstern Orte plözlich in einen sehr hellen kommt, kan das starke Licht nicht ertragen, empfindt Augenschmerzen, und lauft Gefahr, Entzündungen zu erleiden, ja gar blind zu werden, weil alsdenn der, noch allzuweit eröfnete Stern zu viele Lichtstralen einfallen läßt.

B) Die Ohren.

Der äussere Theil des Ohrs hat oben den Flügel, an diesem den äussern Oberkrais, den innern Oberkrais, und zwischen beyden das Schiffgen. Gegen den Backen ist der Bok, und unten das Ohrläppchen. Das Innere des Ohrs bestehet in einer runden, etwas schlangenförmigen Röhre, die gröstentheils knochigt ist, nebst einer Menge gelber, runder Drüsen. Das Ende der Röhre wird durch das Trommelfell verschlossen, welches eine rundliche Membran ist, die die Natur über einen länglichrunden ausgehöhlten Knochen so fest gespannt hat, daß kein Gefäß im menschlichen Körper dergleichen Spannung übertrift, oder

so leicht erschüttert werden kan. Zu dieser Trommel gehören drey grosse und ein kleiner Gehörknochen, die von ihrer Gestalt die Nahmen des Hammers, des Amboses, des Steigbügels und des runden Knöchgens bekommen haben. Hinten ist eine Höhle, das länglichrunde Fenster, und die Mundröhre, welche durch die Eustachius-Oefnung in den Gaumen gehet, um Luft in die Ohrenhöhle zur Hervorbringung des Schalls zu lassen: denn eben deswegen sperren, vermittelst eines mechanischen, obwohl ihnen unnützen Triebes, selbst die Tauben den Mund auf, so wie auch vermittelst dieser Einrichtung ein Schall vom Mund aus in die Trommel gebracht werden kan. Der andere innere Theil ist der Irrgang mit seinem Vorhofe und der Schneckenzug.

Das Ohr ist das Werkzeug, wodurch wir von der Bewegung der Lufttheilchen urtheilen können. Sie liegen hoch und an den beyden Seiten des Kopfs weiter als die Augen von einander entfernt, weil sich die wellenförmige Bebungen der Lufttheile nach allen Gegenden herum ausbreiten, die wir bey dieser Einrichtung in jeder Richtungslinie rund um uns her empfinden können. Die äussere Falten und die knorpelichten Theile des Ohrs fangen den Schall auf, und die Thiere, welche lange und trichterförmige, gespizte Ohren haben, besitzen daher ein feines Gehör. Die innere Höhle des Ohrs ist in dem Knochen des Schlafbeins, wie eine Grotte in einem Felsen eingehauen. In diesem vervielfältigen sich die Bebungen der Lufttheile; sie häufen sich stärker an, da die Schnecke und der Gehörgang eine viel kleinere Oefnung als das äussere Ohr hat. Dieser cylindrische Gang bringt die parallelen Bebungen, welche von der Federkraft der Knorpel neue Schläge annehmen, bis zu seinem Ende hin, für welches das Trommelfell schief

auf-

aufgehängt ist. Hierauf theilet sich die Strasse für die Luft, indem die Helfte davon von den Knöchgen in die Höhle des Irrganges ohne Verwirrung übergehet, die andere Helfte aber ihre gröste Stärke in dem Schleime der Trommel verliert, und in das runde Fenster und in die Schnecke übergeht. Das Trommelfell wird von dem Hammer, dem Ambose, dem Steigbügel und dem runden Knöchgen stärker oder loser ausgespannt; diese biegen sich, und dadurch erhält das Trommelfell Schwingungen; es drükt die, in der Trommel verschlossene Luft zusammen, und indem sich diese wieder ausdehnt, so vervielfältiget sie die Schwingungen der Trommelhaut. Vermittelst dieser Einrichtung kan ein Mensch sein Gehörwerkzeug zu einem erwarteten Schall selbst vorbereiten. Im Fall ein starker Schall erwartet wird, so entfernt ein Muskel den Hammer vom Ambos und erschlaft das Trommelfell; im entgegengesezten Fall zieht ein anderer Muskel den Hammer einwärts, und spannt also die Haut, um sie gegen den schwachen Schall empfindlicher zu machen. Das Innere der Höhle scheinet endlich, da es mit Nerven bekleidet ist, den Schall der Seele zu überbringen, (woran man wirklich auch um so weniger zweifeln kan, da doch dieses, kraft der übrigen Analogie und Einrichtung nicht anders, als durch Nerven geschehen kan, und diese, die in der Nähe liegen, die bequemste dazu sind.) Jedoch ist man über den rechten Ort, wo der lezte Schall empfunden wird, noch nicht einig, indem einige die weiche Helfte der gewundenen Scheidewand, welche ein spizwinklichtes Dreyek ist, an dem man sich unzählige kurze und lange Saiten, und also ein vollstimmiges Register gedenken kan, (dem es aber nur an gespannten Saiten mangelt,) andere die halbkraisrunde Kanäle, andere wieder einen andern Theil dazu annehmen. Dabey ist es eben so wenig ausgemacht, als wunderbar, wie die verschiedene Töne zugleich ordentlich und ohne Ver-

mischung mit einander gehört werden können. Die Luft-theilchen sind glaublich von verschiedener Grösse, und daher auch von verschiedener Elasticität; also können (freylich, was dieß betrift) viele Töne, ohne Vermischung bis zum Ohr fortgepflanzt werden; aber woher kommt es, daß, da diese Wellen doch alle auf einander stossen, man keinen von ihnen allen zusammengesezten Schall in dem Ohr bemerket, sondern daß jeder Ton von dem andern unterschieden werden kan? Wenn gelbe und blaue Strahlen zugleich auf eine Stelle des Augennetzes fallen, so sehen wir nicht zwo verschiedene, sondern eine zusammengesezte Farbe, nehmlich die grüne. Woher geht es denn im Ohr nicht auf dieselbige Art zu? (dürfte man jene gewundene Scheidewand zum eigentlichen und lezten Empfindungswerkzeug im Ohr annehmen, und zwar so, wie man sich dieselbe vorstellt), so werden vielleicht die angenommene Nervensaiten nach ihren ungleichen Längen jede nur von dazu schiklichen Wellen bewegt; um so mehr, da die Nerven eines jeden Werkzeugs eine abgepaßte und eigene Beschaffenheit haben, nach der Natur der Körper, die empfunden werden sollen. Zwischengelegte Körper hemmen die Wirkung im Ohr nicht, oder nur selten, und daher hat dieses den Vorzug vor dem Auge selbst, das nur in gerader Linie wirket, und durch einen zwischengelegten dunklen Körper verhindert wird. Doch kan die Richtung des Schalls durch körperliche Gegenstände modificirt werden, wie es sich bey dem natürlichen und künstlichen Echo zeiget.

Neben dem Geruch und Gefühl ist das Gehör derjenige Sinn, über welchen der Mensch die gröste Macht hat. Er kan es nicht nur sehr intendiren und verfeinern, wie es sich bey musikalischen Ohren äussert; sondern er kan sich auch gewöhnen, daß er den stärksten Schall nicht mehr achtet, wie der Müller, mit dem man in der Mühle, wie sonst, sprechen kan.

C) Die

C) Die Nase.

Sie ist knorpelicht und unten weit. Der runde Kopf des Menschen würde der Nasenhöhle keine grosse Fläche gestatten, wenn sie nicht besonders mit vielen inwendig angelegten Höhlen vermehrt worden wäre. (Da also die Hauptsache eigentlich hierin liegt; so erlaubte sich vermuthlich die Natur die mancherley Verschiedenheiten desto eher, die man, in Absicht ihrer äusserlichen Bildung, sowohl an einzelnen Menschen, als ganzen Völkern (§. 49.) wahrnimmt. Bey den Thierarten bemerkt man dieses nicht, und konnte es auch nicht so seyn.) Oben selber sind das Nasenbein, das Thränenbein, das Siebbein, das Jochbein, die knorpelichte Scheidewand und verschiedene Höhlen. Die vordere Höhle der Nase ist mit sehr weichen Nerven bekleidet, woraus sich eine wärzigte und durchlöcherte Membran bildet. Um diese, fast bloße Nerven, die aber eben deswegen die ausdünstende Theile desto eher empfinden können, wider die Austrocknung zu beschützen, welches eine nothwendige Folge von dem beständigen Ein- und Ausathmen gewesen seyn würde, sondern die Schlagadern eine zähe, ungesalzene Feuchtigkeit (§. 14. III, 13.) ab, welche sich über die ganze Membran ergießt und allmählig dik wird. Man glaubt, daß die Geruchtheilchen eine Vermischung von sehr feinem Oel und Salztheilchen sind, welche samt der Luft, worin sie schwimmen, wirbelnd in die Nase gezogen werden.

Die Gerüche machen einen starken Eindruk auf das Nervensystem, erregen Lust oder Eckel, und setzen oft die Einbildungskraft in Bewegung. Sie leiten den Geschmak, und zeigen die heilsame oder schädliche Eigenschaften der Nahrungsmittel an. Von den riechbaren Theilen wird in der Nase vieles in die einsaugende Gefässe, vielleicht in die

Nerven

Nerven selbst aufgenommen; daher die erfrischende, stärkende; aber auch schädliche, ja tödtliche Kraft der Gerüche.

D) Die Zunge.

Sie ist ein muskelartiger und ziemlich breiter Theil am Menschen, dessen hinteres und unteres Ende an benachbarten Knochen und Muskeln fest hängt, über dessen Mitte längst aus eine verloschene Furche herabsteigt, und der oben und unten frey spielet. Sie ist mit unzählbaren Warzgen von allerhand Gestalten, z. B. von umgekehrten Kegeln, Schwämmen mit Hüten u. s. f. überzogen, wovon aber nur diejenige kegelförmige, die an dem obern Theil und auf ihrem Seitenrand sich befinden, der Seele von den kleinen geschmolzenen Bestandtheilen der Speisen die Nachricht überbringen. Die Drüschen der Zunge bethauen ihre Nervenwärzchen, die dadurch in einem beständigen weichen Zustand erhalten werden, und schmelzen die Salze. Die Zunge urtheilet von der Schärfe, Süssigkeit, Bitterkeit, von den brennenden, geistigen, und kurz von allen Körpern, die mehr Salz, als der Speichel, in sich haben. Vielleicht dringen die geistigen Salze auch uumittelbar in die Fasern oder Wärzgen der Zunge ein, welches dadurch wahrscheinlich gemacht wird, daß geistige Dinge, wie z. B. der Wein, wenn man ihn auch nur im Munde hält, die Kräfte wiederherzustellen pflegt. Es sind 8 Muskeln, welche der Zunge sowohl zum Kauen und Hinabschlucken, als auch zu ihren übrigen Verrichtungen, dem Reden u. s. w. allerley Bewegungen und Gestalten zu geben geschikt sind.

E) Das Gefühl.

Dieser Sinn ist durch den ganzen Körper verbreitet, und wird durch die Nervenwärzchen, welche die nezförmige Ober-

Oberhaut bewahret, hervorgebracht, so bald sie von andern Körpern berühret werden. Eben dadurch, daß das Gefühl alle übrige sinnliche Gliedmasen, des Auges, des Ohrs u. s. f. überkleidet, siehet man, wie es auf allerley Weise durch die Schmerzen, durch das Vergnügen, durch die Kälte und Wärme u. s. w. auf unsere Erhaltung bedacht ist. Daher ist das Gefühl mit der grösten Vorsichtigkeit auf unterschiedene Weise bewahret. Der Schleim der Haut mäsiget die Heftigkeit der Berührungen, er feuchtet die Wärzchen der Haut an, und das Oberhäutchen bricht die ersten Stösse der Körper, daß sie keinen Schmerzen erregen können, und es nimmt, wie gedacht worden, nach der Stärke seiner Berührungen in seiner Dichtigkeit zu.

Alle unsere Sinne sind überhaupt ein, nach der Grösse der Körper iedesmal proportionirtes Gefühl, oder welches zu den feinsten Körpern eine Menge zertheilter, feiner und sehr nach aussen gelagerter Nervenzweige nöthig hat. Das Licht, der kleinste Körper, reimt sich zu dem Auge sehr wohl, welches eine kuglichte Aufblühung des Nervens ist, der ganz forne liegt. Die Lufttheile sind schon gröber, und der Bau des Gehörs ist ebenfalls verborgener und gröber, um die Bewegungen des Schalls der Seele mittheilen zu können; sie sind aber für den Geruch noch zu fein. Dieser untersuchet nur Theile, die nicht mehr so zart, als die Lufttheile sind; es sind gleichsam die Oele der Körper, die oben in der Luft aufschwimmen. Die Zunge verlanget noch grössere Flächen; die Salze müssen auf ihrem Gewebe zerschmelzen, wenn sie solche empfinden soll. Endlich gehören irdene, ungleiche, feste und die gröbste Körper unter den bisherigen für das Gefühl, und dieses ist daher am tiefsten unter allen Sinnen verstekt *).

Wenn

*) Es ist Zeit, daß ich dem Leser eine Anzeige von den Hülfsmitteln gebe,

Wenn wir eine nochmalige Rükſicht auf die bisher beſchriebene fünf äuſſerliche Sinne und ihre Gliedmaſen nehmen; ſo läßt ſich theils durch die Vergleichung derſelben unter ſich, theils auch an einzelnen noch manches Bemerkenswehrte beyfügen.

Das Gehör und Geſicht, ſagt **Unzer**, haben doppelte Gliedmaſen. Dieſes iſt an ihnen keine weſentliche Beſonderheit,

gebe, die in der bisherigen Beſchreibung des menſchlichen Körpers gebraucht worden ſind. Ich war Anfangs, weil ich keine andere Quellen hatte, genöthiget, mich bloſer kurzer Auszüge zu bedienen; als: „Verſuch einer Naturgeſchichte des Menſchen in dem kurzen Begriff menſchlicher Fertigkeiten; in **Millers** Schilderungen der Artickel vom menſchlichen Leibe, deſſen Eintheilung auch nachher allermeiſtens beybehalten wurde, und wovon bey dem Gebrauch dieſes, Jünglingen ſo nüzlichen Buches etwa mein Aufſaz eine weitere Ausführung ſeyn könnte; das Berliniſche Lehrbuch für Realſchulen und noch mehr die, vom Trockenen ſich am meiſten entfernende Naturgeſchichte des Herrn Halle. Ich konnte, ſo ſehr ich es gewünſcht hätte, Hallers groſſe Phyſiologie hiebey nicht benutzen, weil ich nur einen kleinen Theil dieſes Werks auf kurze Zeit zu leſen bekam; allein ich fande in andern Stücken, daß die Grundſätze dieſes groſſen Phyſiologen Herrn Halle bekannt waren. Endlich gelunge es mir, mich auch noch hiezu der, hieher gehörigen Abhandlungen in T. Bergmanns phyſik. Beſchreibung der Erdkugel; und Bonnets Betracht. über die Natur, VII. Th.; Unzers Phyſiologie, und zulezt, nachdem alles dieſes benuzt war, Hr. Pr. Ploucquets Skizze über die Lehre von der menſchlichen Natur, und zwar mit eben ſo viel Nuzen als Vergnügen zu bedienen.“ Weil es ſowohl in dieſem, als im folgenden § des Allegirens gar zu viel geworden wäre, gieng ich wider alle meine Gewohnheit, davon ab. Dieſe angezeigte Quellen ſind übrigens von mir genau verglichen worden, und wenn meine Beſchreibung darnach geprüft werden ſollte, würde es ſich zeigen, wie der Gebrauch beſchaffen iſt, den ich davon gemacht habe, und weil ich kein Arzt bin, nach möglichen Kräften machen konnte.

derheit, und bey genauer Betrachtung sind wir wirklich an diesen Sinnen ärmer, als an andern. Das Gefühl hat unzählige Nerven zu seinem Dienste, und wenn deren eine Menge verderben und zum Gefühle untüchtig werden; so bleiben ihrer doch noch genug übrig, die uns diesen Sinn erhalten. Auch in der Zunge und Nase sind eine Menge Nerven, die schmecken und riechen. Hingegen um die Nerven der äussern sinnlichen Eindrücke des Schalles und Lichts fähig zu machen, dazu gehörten so künstliche Maschinen, die ihnen die Töne und Strahlen dazu bereiteten, daß die Natur, um diese Empfindungen zu vervielfältigen, eine Menge Ohren und Augen hätte anlegeu müssen. Um deswillen mußten wir mit den wenigsten für lieb nehmen, und wenn uns von diesen Sinnen nur zween Nerven verderben, so kan sie kein anderer ersetzen, und wir sind ihrer völlig beraubt. (Aber eben deswegen sorgte auch der Schöpfer nicht nur für die Sicherheit dieser Sinne auf das augenscheinlichste, sondern wiese auch den, dazu bestimmten Nerven die ihnen zugetheilte Empfindungs-Ueberbringung fast einzig und allein zu ihrem Geschäfte an.)

Man darf sich eben so wenig wundern, warum wir mit zweyen Augen nur einen Strahl, mit zweyen Ohren nur einen Ton empfinden, als warum wir ein Salz nicht eben so oft schmecken, als Nervenwärzchen auf der Zunge sind, (— wenn anderst diese viele empfindende Nervenzweige sich nicht in einen einigen wieder aufwärts vereinigen, denn in diesem Fall fällt diese Folgerung weg. Es gehen unzählige Quellen nur in einen Kanal —). Der äussere sinnliche Eindruk in jeden Nerven gibt der Seele eine besondere äussere Empfindung; allein diese Eindrücke sind sich unmöglich völlig in der Stärke gleich; sondern die materiellen Ideen davon sind stärker und schwächer, und eine davon, welche

die stärkste ist, übertrift und verdunkelt die übrigen, so daß sie neben ihr gleichsam verschwinden. Wir sehen also eigentlich alles nur mit einem Auge und hören mit einem Ohre. Wenn man von der Empfindung des lebhaftesten sinnlichen Eindruks abstrahirt, so kan man leicht die schwächere Empfindung von dem andern bemerken und unterscheiden.

Da die äussern Empfindungen, Vorstellungen der Seele, mithin ganz etwas anders, als die äussern Eindrücke in die Nerven sind; so ist es hieraus allein zu beantworten, warum wir nicht die Bilder, die sich im Auge abmahlen, warum wir sie nicht so, wie sie sich abschildern, (nehmlich verkehrt), und warum wir die Lichtstrahlen nicht selbst sehen, die Schwingungen der Lufttheilchen nicht hören, die Figur der Salztheilchen nicht schmecken u. s. w. Kurz die meisten, schwierig-scheinenden Fragen über die äussere Sinne lassen sich aus diesen Gründen beantworten."

Uebrigens hat man doch sowohl den Umstand, daß wir, ungeachtet der verkehrten Abbildung im Auge, alles gerade sehen, als auch den, daß wir mit zweyen Augen nur ein Bild wahrnehmen, auch noch auf verschiedene andere Arten zu erklären gesucht.

In Absicht des ersteren sagt v. Irwing, daß, da der Seele das Bild nicht auf der Nezhaut, sondern erst im Gehirn vorgestellt werde, im Fortgang durch die weitere Wirkung des Sehnervens das Bild des sichtbaren Gegenstandes in seiner wahren Lage vielleicht wieder hergestellt werde. *) Es ist aber Schade, daß man in dem, in das Gehirn gehenden Sehnerven nicht die mindeste Spur von so etwas antrift, wodurch das Bild wieder, physisch, umgekehrt

*) Erfahrungen und Unters. über den Menschen, §. 64. S. 246.

gekehrt werden könnte, und daß die Wirkung der Lichtstrahlen, die doch hiezu auch erfodert würden, auf der innern Nezhaut ihr Ende findt. Die Hauptstütze dieser Meynung ist daher blos unsere Unwissenheit von der Art und Weise, wie die Nerven eigentlich wirken, und das legt daher auch Hr. v. Irwing selbst dabey zum Grunde. Schreibt man aber die Wirkung, daß wir die Gegenstände in ihrer wahren Gestalt sehen, nicht der Seele, sondern dem Nerven zu, so muß der Grund dazu doch immer etwas physisches und mechanisches in dem Nerven seyn, welches hier die Strahlen auf eine ganz andere Art nicht nur brechen und richten, sondern auch fortführen müßte, als es sonst in der ganzen bekannten Natur geschiehet. Ist das zu vermuthen? Herr v. Irwing scheint das Unbefriedigende in seiner Meynung selbst gefühlt zu haben, und sezt daher bey: Vielleicht wird in der Zukunft, die eigentliche Erklärungsart dieser Schwierigkeiten noch gefunden werden.

Wenn man aber auch, nach Unzers Erklärung, die Ursache davon in der Seele sucht; so scheint es ebenfalls, daß das von ihm Angeführte mehr in Absicht des Uebrigen, als dieses Umstands, befriedigend seye. Die Empfindung gehört allerdings der Seele zu, nicht dem Nerven; aber diese Empfindung muß doch hiebey ihren physischen Grund haben, und dabey auf eine bestimmte Art determinirt werden. Nun ist aber dieser Grund ihrer Empfindung ein umgekehrtes Bild, und warum und wie siehet sie den Gegenstand doch in seiner wahren Gestalt? Auch bey dieser Erklärungsart wartet man daher auf etwas näheres, das man uns, wo nicht in den Nerven, doch in der Seele zeigen muß.

T. Bergmann leitet es davon her, „daß, da die unterste Theile der Bilder von den obersten Strahlen herrühren,

wir auch von der Richtung des Eindruks urtheilen, daß sie von den abgebildeten Punkten die obersten sind.“ Auch hier wird es also eigentlich der Seele beygemessen, und zwar auf die nähere Art, daß sie ihre Empfindung durch ein Urtheil bestimmt: und da dieses Urtheil, vermittelst der Lage der übrigen Gegenstände, auf eine leichte Weise, bey dem ersten Blik, gefällt werden kan; so könnten es auch Kinder und Personen, welche durch Wegnehmung des Staars das erstemal sehen, sogleich fällen.

Eben diese Meynung scheint auch in der Erklärungsart zum Grund zu liegen, die Herr Prof. Ploucquet gibt. „Die Ursache, warum wir die Gegenstände nicht verkehrt sehen, ist nicht das, durch berichtigendes Gefühl erlangte Urtheil, sondern da die Stralen des obern Theils eines Gegenstandes nothwendig auf den untern Theil der Nezhaut fallen, so erregen sie dennoch den Begrif der wahren Lage. Eben das gilt von den Stralen des untern Theils, der rechten und der linken Seite.“ Und in der Anmerkung: „Man glaubt insgemein, wenn man zugebe, man sehe einen Menschen verkehrt, so müsse er auf dem Kopf stehen; das ist es nicht, sondern: wenn wir einen stehenden Menschen sehen, so sehen wir, daß seine Füsse nächst der Erde sind, der Kopf aber in die Luft hinaussiehet. Da nun alle andere Gegenstände in eben dieser Verhältniß sind, so sehen wir immer die wahre Lage, ohne uns zu bekümmern, ob die Stelle, welche der Kopf einnimmt, für eine obere oder untere Stelle gehalten werde, welches ohne dieß in der freyen Luft in Hinsicht auf das ganze Weltsystem gleichviel ist, und man eben sowohl sagen kan, der Mensch hänge mit den Füssen an der Erde, als er stehe auf ihr. So lange also das Bild auf der Markhaut die Verhältniß der Gegenstände nicht verwirrt, und alle Bilder umkehrt, so lange werden

wir

wir immer die wahre Lage, oder welches einerley ist, die wahre Verhältniß sehen und erkennen.“ Er billiget daher auch den Ausspruch des Mylius in seinen vermischten Schriften S. 259., welcher schreibt: „Wir haben nicht den geringsten Grund mehr, zu sagen, daß wir die Sachen verkehrt sehen, indem eben das, was ausser uns näher oder weiter von der Erde ist, auch im Auge näher oder weiter von ihr weg ist: Folglich erscheint uns eben das unten und oben, was ausser uns unten und oben war, ob es gleich wirklich die, den äussern Körpern entgegengesezte Lage (im Auge) hat, und folglich nennen wir alles aufgerichtet, was wirklich aufgerichtet ist, und verkehrt, was wirklich verkehrt ist.“ Ich füge hier nur bey, daß ich es nicht begreifen könne, wie es in der Ploucquetschen Anmerkung angenommen werde, daß wir nicht alle Körper verkehrt sehen. Nur einige also, und welche? Etwa blos die Erde und die Luft nicht? Ich denke, daß auch diese nicht ausgenommen werden können, und daß also die Erde und was auf derselben vor uns steht, im Auge ein Bild entwerfe, wie ein Platfond ist. Geschiehet es aber, daß der Mensch auf irgend eine Weise zum Gefühl oder Bewußtseyn kommt, daß das Bild von der Lage der Erde in der Natur anderst ist, als es im Auge erscheint; so werden freylich zu gleicher Zeit auch die Bilder aller übrigen, auf ihr sich befindenden Dinge in ihrer wahren Gestalt dargestellt. Folglich kommt es nur darauf an, daß der Mensch von der Grundlage aller Körper um ihn her, oder von der wahren Lage der Erde überzeugt werde, und das lehrt ihn vielleicht sein, von oben hinabgehender Fuß; so daß es also doch auf ein, durch Gefühl berichtigtes Urtheil hinaus liefe.

Herr Prof. Ploucquet erklärt es ebenfalls, „warum wir mit zwey gesunden Augen die Gegenstände doch nicht gedoppelt sehen, ganz anders, als Unzer; dadurch nehmlich,

weil zwischen beyden Bildern schlechterdings kein Unterschied seye, weder in ihrer Grösse, Farbe, Gestalt, Ort oder andern Umständen; es wäre denn, daß die Axen der Augen an dem gesehenen Gegenstande nicht zusammen stiessen, oder sonst eine Aenderung in dem einen Auge sich äusserte, z. B. wenn es aus seiner Stelle gedrükt wird, oder widernatürlich beschaffen ist. In diesen Fällen, heißt es, hat das Doppelsehen Statt, wenigstens so lange, bis die Seele an diese verschiedene Richtung der Axen gewöhnt worden ist, wie wir bey Schielenden und bey solchen, denen durch eine sehr langsam wirkende Ursache ein Auge aus seiner Stelle gerükt wird; wahrnehmen." Auch hier seye es mir erlaubt, einen Zweifel gegen die Meynung dieses mir besonders verehrungswürdigen Gelehrten zu äussern. Wenn die Gleichheit zwischen den beyden Bildern im Auge so weit ausgedehnt wird, daß auch kein Unterschied in der Klarheit beyder Bilder statt finden soll; so ist mir das nicht nur in Absicht aller möglichen Augen in der Welt, die vermuthlich nie gleich scharf sehen, unbegreiflich, sondern besonders auch solcher Personen, die, wie ich, aus einem Auge nur sehr dunkel sehen. In diesem Fall würde also die Unzerische Meynung, daß das schwächere Bild von dem stärkern verdrungen werde, die Sache am leichtesten erklären. Und was die Schielende betrift, deren Augenaxen, wenn man sie durch den Stern ziehet, so sehr divergiren; so fragt es sich, ob es in Erfahrungen gegründet ist, oder ob es blos so erkläret wird, daß sie sich zur Wahrnehmung eines einigen Gegenstandes, vermittelst des Urtheils der Seele gewöhnen? Es müßte sehr frühzeitig bey dem Kinde geschehen; ist es also da von ihm zu erwarten?

§. 14. c)

§. 14. c)

Von den Kräften des Körpers und ihrer Verbindung.

Wir haben in dem Vorhergehenden die Beschaffenheit und Einrichtung der Bestandtheile betrachtet; wodurch unser Körper Empfindung, Bewegung und Leben erhält; aber wie wunderbar ist erst ihre Verbindung und sind ihre Wirkungen vermittelst des wechselseitigen Reizes und Widerstandes auf einander, und die Coordination und Subordination ihrer thierischen Kräfte! Man hat die körperliche Maschine überhaupt mit einem Krais verglichen, der weder Anfang noch Ende hat, und sie gehet von allen künstlichen darin ab, daß man in diesen immer eine Hauptkraft oder Haupttriebfeder angeben kan, welche alle andere in Bewegung sezt, z. B. die Schwere oder die Federkraft. Aber bey der Maschine des menschlichen Körpers wirkt immer eine Triebfeder auf die andere, und hangt immer die eine von der andern ab; und die grössere setzen die kleinere in Bewegnug, und die kleinere die grössere. Man weiß zwar, wodurch einige Theile des Körpers in Bewegung kommen; z. B. daß die Speisen den Magen, das Blut das Herz, der Speichel die Drüsen, die Säfte die Nerven reitzen und in Bewegung setzen: aber was und wo ist die erste Grundkraft?

Inzwischen gibt es doch natürliche Gemeinschafts-Punkte der thierischen Kräfte, worin sich diese einander mittheilen und vermählen, und wodurch eine Menge thierischer Maschinen in Wirkung gesezt wird. Ein solcher Gemeinschafts-, oder Mittelpunkt ist das Gehirn, theils indem es durch Lebensgeister oder sonst etwas die Nerven und dadurch das Herz und die thierische Maschinen in Wirksamkeit sezt, theils indem es hinwiederum die Wirkungen der Nerven

 empfängt.

empfängt. Eben so ist auch das Herz ein solcher Mittelpunkt, und durch die Menge und Verwiklungen seiner Nerven, die einen so mannigfaltigen Ursprung haben, hiezu besonders geschikt. Es unterhält die meisten thierischen Verrichtungen durch seinen Umlauf, und durch die Zuströmung des Bluts selbst und besonders auch das Gehirn, als welches, wie man es auch aus der Menge Bluts, das dahin gehet, schliessen kan, das Herz so nöthig hat, als dieses, um sich bewegen zu können, das Gehirn. Zu eben diesen Mittelpunkten rechnet man auch noch die Gegend des Zwerchfelles und des Magens, weil hier nicht allein viele Nerven zusammenstossen, sondern auch sonst noch grosse Veränderungen in dem Körper durch sie hervorgebracht werden, und gewaltsame Verletzungen dieser Gegend die thierische Oekonomie in die gröste Unordnung bringen. So entstehen z. B. von Würmern, Blähungen und Schleim, im Magen allgemeine Zuckungen der Glieder; von heftiger Colik, Gliederlähmungen; von schlechter Verdauung Hypochondrie, die ein System von Krämpfen formiret; von einer Entzündung des Zwergfells, tödtliche Nervenzufälle und Rasereyen; und von manchen Empfindungen im Körper, die sich der Gegend der Herzgrube mittelbar nähern, so bald sie dahin gelangen, epileptische Anfälle, u. s. w. Endlich verdienen auch die Geschlechtstheile unter den Mittelpunkten der thierischen Kräfte einen ansehnlichen Rang, nicht nur indem sie in demjenigen Körper, dem sie zugehören, gar grosse Veränderungen und Bewegungen hervorbringen, sondern dieselbe auch durch die Begattung in dem Körper eines andern bewirken. Einen allgemeinen Mittelpunkt der thierischen Kräfte, worin sich diese beschriebene 4 Mittelpunkte vereinigen sollten, gibt es nicht *).

Auch

*) Eine lesenswürdige Ausführung davon s. in Unzers Physiologie, §. 659 — 699.

Auch das ist betrachtenswehrt, daß die Glieder und Theile unsers Leibs ihre Kräften beybehalten, ob sie wohl in ihren Bestandtheilen immer Veränderungen leiden, einige verlieren und andere wieder bekommen, wie es bekanntlich das Ausdünsten und das Reiben genugsam beweiset. Dem ohnerachtet bleibt ihnen (Krankheiten und Verletzungen ausgenommen) ihre bestimmte Kraft; ja obgleich die Masse des ganzen Körpers in einigen Jahren umgetauscht wird; so bleiben doch die eigentliche Kräften desselben mit seinen Theilen verbunden. Aber eben zu diesem Endzwek hat der Schöpfer die Einrichtung gemacht, daß diese Abnutzung nnd Verwechslung nur allmählig geschieht, und die frische Theile sich in die Stelle der abgegangenen setzen, ohne daß dadurch der Bau der Glieder verändert wird. Die Lehrmeynung des Hrn. Prof. Ploucquet macht dieses durch die assimilirende Kraft, als wodurch die neue Theile schnell in die Natur der andern verwandelt werden, noch begreiflicher, und erhält dadurch vielleicht neue Bestättigung.

Man setze hiezu auch noch dieß, daß die thierische Maschinen neuer Verrichtungen fähig werden, welches sich durch die Ausbildung und das Wachsthum des Körpers, und in der Periode der Fortpflanzung unsers Geschlechts deutlich äussert.

Diese Kräften unsers Körpers äussern sich theils ohne, zum Theil nach unserem Willen; eine Einrichtung, die in beyden Arten gleich weise und für die Menschen gleich vortheilhaft ist.

§. 15.

Von der Entstehung, der Entwiklung und dem Wachsthum des menschlichen Körpers; so wie auch von seiner Abnahme und Tod.

Ehe nun aber der menschliche Körper diese wundervolle Organisation bekommt; was ist er? — Schwimmt er zuerst mit den Urkeimen der übrigen Wesen im Aether? — Ist er als ein unbegreiflich kleines Saamenthierchen in uns selbst verschlossen *)? — Bildet er sich durch die belebende geistige Kraft des männlichen Saamens in dem weiblichen Ey? — Wird er aus den einzelnen Abdrücken und Auszügen aller unserer Theile in den Schoos der Mutter übertragen und daselbst zusammengefügt? — Entsteht er durch eine anziehende Kraft nach und nach aus einem Tröpfgen Schleim? — oder? . . . die Art unsers Entstehens ist, wie Halle sagt, eine (vermuthlich) auf ewig dunkle Stelle im Buche der Natur, und die vergebliche Mühe eines Harvey, die Natur bey der That zu überraschen, so wie auch das Nachsinnen der grösten Geister, die es zu blosen Hypothesen gebracht haben, welche uns einiges begreiflich machen und ungleich mehreres nicht, zeuget bis auf diese Stunde genugsam davon. Der Mensch entstehe aber und entwikle sich, auf welche Art er will; so entstehet und entwickelt er sich wenigstens überall auf einerley Art; „ziehet zuerst eine bestimmte Leibesgestalt, die zu den nöthigen Verrichtungen und dem Zwek

des

*) Klein genug müßten diese Saamenthierchen freylich seyn, wenn, wie Zimmermann sagt, 50,000 auf einer Nadelspitze Plaz haben sollen. Diejenige, die sich an diese Hypothese halten, nehmen an, daß es einem unter so vielen seiner Brüder gelinge, in das mütterliche Ey zu dringen und daselbst sich in den Menschen umzubilden; denn vorher sollen es Thierchen seyn mit grossem Kopfe und langem Schwanze, wie Froschlarven.

des Schöpfers aufs genaueste eingerichtet ist, an, behält sie hernach, so lange er lebt und äussere Zufälle sie nicht verstören, beständig bey, pflanzt sie zulezt auf sein Geschlecht und sezt sie dadurch gleichsam fort. Zu dem Endzwek fährt Blumenbach fort, (und vermuthlich ist dieses, besonders wie es in einer eigenen Schrift ausgeführt wurde, auch für andere Leser das Befriedigendste): zu dem Endzwek hat der Schöpfer allen organischen Körpern eine Bildungskraft beygelegt, die von dem ersten Empfängniß-Augenblik an durch das ganze Leben hindurch wirksam und thätig ist, ihnen bey der Zeugung zuerst die Form mittheilet, hernach dieselbe vermittelst der Nahrung beständig erhält; ja wenn dieselbe durch Zufälle verstümmelt wird, sie durch eine bewunderswürdige Wiederhervorbringungskraft wieder herzustellen bemüht ist *). Es geht bey dem Menschen alles, und anfäng-

*) Etwas dem Bildungstriebe sehr ähnliches ist dasjenige, wovon Herr Prof. Ploucquet in der unten angeführten Dissertation folgende merwürdige Stelle hat:

Ex commistione seminis masculini cum liquido femineo novum plane corpus oritur, quemadmodum e duobus salibus contrariae naturae commistis tertium emergere videmus. – – Corpusculum organicum hoc modo efformatum *jam* praeditum est *vi assimilatrice*; haec est *prima periodus*, quae in negotio generationis determinari meretur; *secunda periodus* est, qua in viviparis dictum corpusculum post adaptationem et adhaesionem ad uterum sub eadem adhuc forma aliquod incrementum capit, in oviparis autem, cum ovum ad perfectionem venit. *Tertia periodus* his corporibus *illam formam induit*, *quam per totam vitam retinent.* Requiritur ad hunc actum actio uteri, vel incubatio ovi, analogumve. Distinctio harum periodorum maxime necessaria mihi visa est; nam, si embryo immediate post conceptionem jam quoad totam formam perfectus considerator, tum explicari non potest, quomodo ex capite et dorso, vel potius ex cerebro, cerebello et medulla spinali, quae nullam cum animali futuro similitudinem habent, totum animal producatur. Involutio enim sub forma simili nusquam reperitur, quod in historia

geno-

fänglich durch unmerklich kleine Stufen. Er ist zuerst fast ein unsichtbares, in einem Tropfen von Gallert schwimmendes Pünktchen, welches sich aber, so bald der Bildungstrieb in

generationis insectorum maxime apparet. Foetus enim primis principiis capite grandissimo, corpore parvo, artubus nullis est. Ex corpore itaque cerebroso efformatur corpus animale, ossibus, visceribus, glandulis, musculis, tendonibus, vasisque etc. instructum, id quod sub tertia periodo contingit. §. VI. Corpusculum organicum, vi assimilatrici praeditum, est basis totius corporis. Hoc non ubique partibus similaribus constat, sed diversis locis diversis instructum est organis, quorum *singula specificam vim assimilatricem* habent. Cum haec iterum corpora organisata sint, partes eorum iterum erunt organa, quia machinae naturales sunt. Quousque vero haec organismi subdivisio procedat, determinari non potest. Attamen verosimile videtur, deveniri tandem ad organon simplex, quod in organa denuo dividi non potest. Quatenus autem organa adsunt, eatenus vis assimilatrix specifica concipienda est. Organa diversa diverso funguntur officio, et materiam, in quam agunt, diversimode determinant. A diversis igitur organis etiam diversae corporis animalis partes effinguntur. In quibusdam animalibus perdurat vis, hanc illamve corporis partem integrantem efformandi, per totam ipsorum vitam; cancrorum chelae, pedesque abscissa regenerantur, et *polypi* utcunque mutilati, pristinam recuperant formam. §. VII. Dum foetus adhuc utero materno includitur, vim suam assimilatricem exercet in humores, qui ex matre in ipsum deferuntur. Hi humores facile et per exiguas mutationes a foetu assimilantur. Alimenta successu temporis foetui suggeruntur crassiora et differunt subtilitate pro statu foetus. *Dissertatio Inauguralis physico-medica, De vi corporum organisatorum assimilatrici.* A. 1766.

Auch lase ich in einer alten Logik, vermuthlich des Melanchthons (denn es steht nur auf einem zufälliger Weise mir zugekommenen einzelnen Blatt) S. 1062. folgende Stelle: Quae est causa efficiens nutritionis in corpore humano? Est potentia vegetativa. Instrumentum autem hujus potentiae proximum est calor naturalis, sine quo nihil potest agere potentia nutritiva. Quae est materia ex qua? Nonne cibus et potus, ipsum nutrimentum? quae est causa formalis? in ventriculo est chylus, i. e. massa similis ptissa-

in ihm rege geworden ist, eiligst und bis zum Erstaunen schnell bildet, so daß man in 15 Tagen die Nase, wie ein Fäserlein, den Mund, wie einen Strich, die Augen, wie schwarze Punkte, und die Ohren wie kleine Löcher siehet. Nun fangen auch Arme und Füsse an, wie Knoten auszuschiessen. Nach 21 Tagen sind die Arme und Füsse ganz deutlich; Rippen, Finger, Zäen werden als feine Fäden gesehen, und nach einem Monat beträgt die Frucht etwa einen Zoll

ptissanae: in epate chymus, i. e. massa sanguinaria, cui reliqui humores admixti sunt. In *tertia* et *postrema coctione* forma est *assimilatio* cum *membris*, ad *quae* fit *applicatio nutrimenti*. Aber man siehet, wie himmelweit dieser einige, unausgeführte Saz von dem Inhalt der angezeigten Dissertation verschieden ist.

Herr Prof. **Blumenbach** gieng bekanntlich von der Erscheinung an einer Wasser-Convolvel aus, und vergliche es mit den Erscheinungen an den Polypen. „In allen belebten Geschöpfen, sagt er, vom Menschen an bis zur Made und von der Ceder bis zum Schimmel herab, liegt ein besonderer, eingebohrner, lebenslang thätiger Trieb, ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, und wenn sie ja verstört worden, wo möglich, wieder herzustellen; ein Trieb, der sowohl von den allgemeinen, als eigenthümlichen Kräften der Körper gänzlich verschieden ist, und eine der ersten Ursachen aller Generation, Nutrition und Reproduktion zu seyn scheint.“ In der Schrift de var. gen. hum. nativa, drukt er es also aus: Homo determinatam corporis figuram, functionibus peragendis et Creatoris finibus ad amussim respondentibus, primo induit, dein constanter servat, demumque in progeniem suam quoque propagat et quasi continuat. -- Hinc indidit Creator omnibus corporibus organicis *Nisum formativum*, a primo conceptionis momento per totam vitam continuo efficacem et activam, qui ipsis, dum generantur, primo formam impertitur, dein eandem nutritionis ope perpetuo conservat, imo, si casu ea mutilata fuerit, eandem reproductionis miranda vi iterum restituere nititur. — Uebrigens sind die Schriften dieser beyden Gelehrten sehr unterhaltend und lehrreich, und nach Lesung der Blumenbachischen wird der Glaube an Keime aufhören.

Zoll *); wird in sechs Wochen etwa zween Zoll lang, und läßt die Bewegung des Herzens wahrnehmen, erhält in zween Monaten den Anfang zu seinen Knochen; hat nach drey Monaten fast drey Zoll Länge, und in fünftehalb sieben. Innerhalb 5 Monaten nimmt sie eine besondere Lage an, der Kopf ist gebogen, so daß das Kinn gegen die Brust stehet, die Kniee sind in die Höhe gezogen, zuweilen bis gegen die Kinnbacken; die Füsse sind zurükgebogen; die eine Hand, zuweilen alle beyde, lieget über das Gesicht, zuweilen hängen sie längst dem Körper nieder. Endlich ist dieß werdende Geschöpf gegen den neunten Monat zeitig, und kommt alsdenn, indem es sich in der Wendung eines halben Schraubengangs hervordringt, als ein achtzehen bis zwey und zwanzig Zoll langes Geschöpf, das sechs bis neun Pfund, und also viel tausendmal schwerer ist, als es im Anfang war, aus seinem wässerichten Elemente in das Neue, worin wir alle seitdem leben, und das wir alle, wie dasselbe empfunden und begrüßt haben. So beginnt also unser eigentliches Leben mit den ersten Athemzügen und wird durch den Schmerzen zur Empfindung gewekt, wenn anders das Kind nicht bey seinen Bewegungen in Mutterleibe auch vorher schon etwas empfunden hat."

Das Blut nimmt in dem gebohrnen Menschen einen andern Lauf; er entledigt sich des Unraths, saugt, (wenn die Mutter der Stimme der Natur gehorchen — will — darf — oder kan,) den ersten Nahrungssaft ein; schlaft meistens; lernt nach und nach seine Glieder bewegen; vermittelst

*) Herr Prof. **Blumenbach** besizt einen Embryo aus der fünften Woche von der Grösse einer gemeinen Werkbiene, woran man die völlige Gesichtszüge, jede Fingerspitze, jede Fuszäe, so gar die Geburtsglieder u. s. w. schon aufs deutlichste erkennen kan.

mittelst der, ihrer Häute und Felle, womit sie in Mutterleib verschlossen waren, entledigten Augen und Ohren sehen, hören, und Eindrücke von den äussern Gegenständen annehmen; lernt nach und nach essen und Speisen verdauen; erhält Zähne; deutet seine Gefühle durch Weinen an — dieß ist ungefähr die allgemeine Geschichte des Menschen in dem jährigen Zeitraum, worin er etwa vier und zwanzig bis fünf und zwanzig Zolle lang geworden ist und nach Verhältniß in seiner Dicke zugenommen hat.

Vorher oder nachher fängt das Kind an zu lallen und durch Hervorstossung der Luft, Oefnung des Mundes und zum Theil einiger Bewegung der Zunge und der Lippen die erste, einfache Töne hören zu lassen; kommt darin nach und nach weiter, und erhält in zwey Jahren die Länge von 28 bis 29 Zoll; in drey Jahren 30 bis 32, und legt alsdenn bis zum mannbaren Alter um anderhalb bis zwey Zoll zu, oder ersezt es, wenn er stehen blieb, desto schneller. Die allmählige Zunahme in den Kräften, im Gebrauche der Glieder, Sprachwerkzeuge und Sinne; einige, zum Theil beträchtliche Veränderungen in den Knochen, Muskeln und innern Gefässen; Verwandlungen weicher und flüssiger Theile in festere; die immer mehr zunehmende Formirung des Kopfs und seiner Knochen — sind vollends die körperliche Dinge, die man ordentlicher Weise in dem Alter der Kindheit wahrnimmt.

Das Kind wird **mündig**, und neben den wunderbaren Veränderungen, welche der, nunmehr entstehende und dem Blut mitgetheilte Saame in dem Leib und Gemüth des Menschen hervorbringet, deutet die Natur in beyden Geschlechtern auch durch äusserliche Merkmale an, daß sie dieselbe nun auch zu Werkzeugen der Fortpflanzung unsers Geschlechts bestimmt habe, wozu sie auch, da ihr Körper

nicht

nicht mehr so viel Säfte zum Wachsthum nöthig hat, nach und nach geschikt werden. Dabey fühlet aber der Jüngling und das Mädchen bey ihren, ohnehin weichen, biegsamen, gelind gespannten Fasern und flüssigen, warmen Säften nicht nur neue, innere Reizungen; sondern sie haben auch, weil der Stof ihrer Kräften nicht mehr so durch das Wachsen verzehrt wird, ein frohes Gefühl derselben in sich, welches sie desto leichter erhalten können, je weniger sie diesen Kräften durch Wollust und frühzeitige Erschöpfung Abbruch thun; ein physischer Wink zu eben dem, was ihnen die Sittenlehre empfiehlt, und die Natur selbst bey allen Völkern sanciret hat.

Das Wachsthum endiget sich im männlichen Alter. Die Masse der festen Theile kommt nun der Anzahl und Masse der flüssigen gleich, oder beginnt diese zu übertreffen. Die fleischigte Fibern verwandlen sich immer mehr in Flächsen. Der Trieb des Beyschlafs bekommt in der Ehe seine Befriedigung, und ist in beyden Geschlechtern bis auf eine gewisse Zeit, die mit dem Anfang und Gebrauch desselben in Verhältniß stehet, wirksam. Man fangt an, nachdem man seine Höhe erreicht hat, in die Dicke zu wachsen. Das Feuer der Empfindungen wird nach und nach geschwächt und die Hitze des Bluts kühlet sich.

Nachdem der Körper nach allen seinen Abmessungen seine völlige Ausiviklung erhalten hat; so fängt er an abzunehmen. Am Schädel verwachsen nach und nach oberwärts und seitwärts alle Nähte und die Oefnungen, welche Verbindungszweige der äussern und innern Blutadern durch den Schädel liessen. Dadurch wird derselbe dem Bruch mehr ausgesezt und das Gehirn dem Schlagfluß, weil das Blut viele Wege verlohren hat, durch welche es bey jüngern Personen konnte abgeleitet werden. Das Hirn selbst wird un-

unbiegsamer; das Fleisch, weil es immer weniger Nahrungssäfte erhält, ausgetrokneter, härter und zäher; die Häute verwandlen sich mit der Zeit in Knorpel, die Knorpel in Knochen, die Knochen werden fester und alle Fasern und Nerven hart. Die Haut vertroknet und ihre Mündungen verstopfen sich; das zellige Gewebe wird fester; es entstehen allmählig Runzeln; die Haare entgehen und färben sich weiß; die Zähne fallen aus und die Natur hilft sich kaum noch durch den scharfen und knorpelichten Rand, den das Zahnfleisch zur Zermalmung faserichter Speisen annimmt; die Verdauungskraft nimmt ab; das Athmen wird beschwerlich; die Absonderung der Säfte gehindert; die kleinere Gefässe werden von grössern zusammengedrükt; der Körper, dessen vertroknete und verhärtete Bänder in den Gelenken sich vorwärts zusammenziehen, beuget sich vorwärts; die Kräfte der Muskeln verliehren ihr Gleichgewicht, es wanket der Kopf, die Hände zittern; die Sinne werden stumpf: und kurz, der Leim, welcher die Gefässe erbaute und zusammen hielte, wird immer trockener, weniger anziehend und füllet sich mehr mit Erdtheilen an, welche die Länge der Zeit darin niedergelegt hat. Die hart, fast beinern und enge gewordene Adern widerstehen wegen ihrer Härte dem durchfliessenden Blut mehr und mehr, welches selbst immer erdichter, schärfer und salzichter wird, und so eilet die Maschine, bey allem Widerstreben, ihrem natürlichen Untergang entgegen. Endlich ist das eigentliche Triebrad des Lebens, das Herz, feste geworden, dem ganzen Widerstande nicht mehr gewachsen und sinket unter der Last nieder. Die Lunge hat ihre Ausdehnungskraft verlohren, und daher beweget sich das Blut immer langsamer. Es häufet sich endlich in der rechten Herzkammer an, da sein Durchgang in die Lunge verschlossen ist, so lange, bis das Blut im Herzen nach etlichen Zuckungen gerinnt, und die Bewegungen der Maschine völlig aufhebt.

Auf diese Art ist unsere Zerstörung unvermeidlich, obgleich die veränderte Beschaffenheit des Herzens und sein Verhältniß zu den festen Theilen, die Dauungskraft, die Eigenschaft des Bluts und die warme Luft diesen Zeitpunkt zu entfernen oder zu nähern im Stande ist. Bekanntlich kommen aber die meiste Menschen der Methode der Natur, wie sie uns zu dem Alter und zum Grabe führet, mehr oder weniger zuvor, und eben so thun dieses auch plözlich entstandene und überhand genommene Krankheiten und Zerrüttungen in unserer körperlichen Maschine.

§. 16.

Von der körperlichen Gleichförmigkeit.

Die Glieder und Sinne, die wir bey dem Tode niederlegen und verlieren, und in dem mütterlichen Schoose empfangen, sind nach ihrer wesentlichen Beschaffenheit und nach ihrer Anzahl, gewöhnlicher Weise, bey allen Menschen dieselbe. Man hat daher zwar einzelne Menschen, welches also blos einzelne Ausnahmen von einer höchst ausgebreiteten Regel sind, aber noch kein einiges Volk angetroffen, welchem Einer von den äusserlichen Sinnen gemangelt, oder welches ein Glied mehr oder weniger, oder statt der gewöhnlichen andere und thierartige gehabt hätte: so tief ist die Anlage zu einer gleichen Organisation auch in unserer Gattung gegründet! Eben daher nimmt man auch in der Erfahrung wahr, daß sich zwar manchmal gewise Beschaffenheiten oder auch Gebrechen und Anlagen zu Krankheiten in Kindern fortpflanzen; aber nicht, daß blinde Väter oder Mütter eben dergleichen Kinder zeugten; so wie auch in dem Fall nicht, wenn ihnen ein Glied entweder von Natur aus mangelt, oder wenn sie desselben durch Zufälle vor der Zeugung beraubt worden sind. Eben das zeigt sich noch in mehreren Fällen.

Z. B.

Z. B. Haller sagt: Ich erinnere mich nicht, daß aus dem Versuche grosser Herren, Ehen zwischen Zwergen zu stiften, auch wieder Zwergen entsprossen seyen. Es scheint vielmehr, daß sich unsere Natur, durch solche körperliche Vermischungen von anderer Art, eher wieder zu ihrer ursprünglichen Stärke und Grösse erheben lasse, wovon man in Potsdam, woselbst die bekannte grosse Leibgarde schon viele Jahr sich befand, in ihren Zeugungen Erfahrungen hat, und wovon auch die Kinder der Albinos und jener weissen Leute in dem darischen Isthmus *) zeugen.

Zwar wollten die alte Dichter und auch einige der neueren Reisenden oder auch Philosophen durch ihre sogenannte geschwänzte Waldmenschen, unser Geschlecht mit einer neuen Art bereichern, und einige Naturkündiger dieselbige aus einer Vermischung der Menschen mit den Thieren herleiten: aber so viele und in manchen Zeiten und Ländern gemeine Beyspiele man von dieser widernatürlichen Vermischung immer hat; so blieb es doch bey der Gränzlinie, die der Schöpfer zwischen dem Menschen und dem Thier gezogen hat, und jene Vermischungen sind, nach dem Ausspruche erfahrner Naturkündiger, unfruchtbar. In ehmaligen Zeiten, wo das Wunderbare noch eher Glauben fand, wollte man zwar einige Beyspiele aufweisen **), und manchmal mag auch der menschliche Argwohn bey einer thierischen, etwas menschenähnlichen Mißgeburt noch jezt so etwas vorgeben: aber zu geschweigen, daß jene Beyspiele genauer und von andern und mehreren Personen hätten untersucht werden

 sollen,

*) Davon weiter unten.

**) Man liest in des Joh. *Rhod.* Obs. med. Cent. III. Obs. 58. daß eine Kuh Zwillinge in menschlicher Gestalt geworfen habe, und daß ein gewiser Mann darauf entwichen sey. Sie seyen verbrannt worden, und Rechtsgelehrte hätten die Frage aufgeworfen, ob diese übereilte Handlung rechtmäsig gewesen sey. *Schurig.* Syllepf. S. 241.

sollen, so hätten sich diese Fälle, wegen der, sich öfters geäusserten Gemeinheit dieses viehischen Lasters weit öfter zutragen müssen, da selbst noch jezt die Beichtväter die lange Zeit auf dem Feld sich aufhaltende Geißhirten im Neapolitanischen bey der Beichte ordentlicher Weise fragen müssen, ob sie nichts mit ihren Geissen zu thun gehabt hätten? Warum sollte sich aber, was den obigen Fall anbelangt, bey einer solchen Vermischung gerade nur der Schwanz angehängt haben und nicht weit mehr thierartiges? Ohne dieses aus einer solchen Vermischung herzuleiten, haben andere Schriftsteller behauptet, daß dieses Glied kein unterscheidendes Kennzeichen zwischen Mensch und Thier sey. Maupertuis z. B. sagt: daß einige Knörpel am Rükgrad mehr oder weniger nichts bedeuten, und Linné sagt ebenfalls und ausdrüklich, daß der Schwanz kein unterscheidendes Kennzeichen unsers Geschlechts abgebe, so wie er zugleich von dergleichen wirklich gefundenen Menschen folgende Erzählung beyfüget: „Eine Parthie derselben, deren Schwanz so lang, als die Beine waren, kame, wie Köping, ein Schwede, berichtet, auf die Schiffe, brachten Papageyen mit, die sie für Eisenwerk vertauschen wollten, brachen aber denselben die Hälse und assen sie roh, als man mit ihnen nicht handlen wollte. Auf die Ablösung einer Kanone flohen zwar die meiste; einige jedoch blieben ohne Furcht zurük, und nahmen alles Eisenwerk, das sie sahen, mit sich. Einen Steuermann mit fünf Begleitern, die mit ihm an das Land stiegen, brachten sie um und verzehrten ihr Fleisch bey einem Feuer.“ — Diese geschwänzte Menschen mußten demnach ziemliche Erfahrungen besessen, und wo nicht mit den Europäern, doch mit andern Nationen auch ziemliches Verkehr gehabt haben, da sie den Wehrt eiserner Werkzeuge so hoch schäzten. Und doch gab es, ausser diesem Köping und einigen wenigen andern von gleicher Zuverläßigkeit keine

Rei-

Reisende, denen solche geschwänzte Menschen ebenfalls aufgestossen wären! — Linné sezt daher selbst hinzu: Es wäre zu wünschen, daß ein reisender Augenzeuge, der die Bewohner der drey übrigen Welttheile besucht hat, die Naturgeschichte dieser Gattung genau und deutlich zu beschreiben unternähme, damit ein so seltsames Thier den Naturkündigern recht bekannt würde. Eben diesen Wunsch dürfte man auch äussern, wenn Gemelli Careri schreibt: „Sehr glaubwürdige Jesuiten — (ihre Glaubwürdigkeit ist gerade in der Beschreibung der unbekannten Völker, unter die sie sich begaben, aus bekannten Gründen gar mächtigen Zweifeln unterworfen) — hätten ihn versichert, daß es auf der Insel Mindoro nahe bey Manilla eine Art von Menschen gebe, die man Manghier nennte und die sämtlich mit Schwänzen von vier bis fünf Zoll versehen seyen, und daß einige den katholischen Glauben angenommen hätten *). Aber bey allen diesen, zum Theil in das Detail gehenden Berichten ist es sehr sonderbar, daß in neueren Zeiten, wo doch die Schiffahrt noch weit ausgebreiteter ist, und wo man fremde Geschöpfe mit so vieler Unterstützung und Begierde aufsucht, nicht das Mindeste dergleichen mehr entdekt und berichtet worden ist, und daß man also zur Kopie des geschwänzten Menschen, der zugleich in den Kupferstichen immer mehr anthropomorphosirt worden ist **), das Origi-

*) Büffon, Naturh. VI. Theil.

**) Blumenbach hat bemerkt, daß die bekannte Zeichnung des geschwänzten Menschen ursprünglich aus Breydenbachs Reise nach dem gelobten Land 1486. in fol., wo sie einen wahren Affen vorstellt, genommen worden ist, der nur nach und nach immer menschenähnlicher gemacht wurde. — Dieser Metamorphosen konnte es auch wirklich innerhalb beynahe 300 Jahren nach und nach genug geben; es mögen sich nun die Schriftsteller selbst oder auch ihre Kupferstecher die Erlaubniß dazu gegeben haben. Das gilt in seiner Art auch von jenen Erzählungen, die im vorigen Jahrhundert aufkamen, und in den neueren Schriftstellern nur immer nachgeschrieben oder neuerdings angeführt werden.

nal in der Natur doch nirgends finden konnte. Beynahe muß daher der gerechte Verdacht entstehen, daß jene Erzählungen ihren Grund entweder in der Liebe zum Wunderbaren, die so vielen Phantomen das Wesen gegeben hat, oder gar in demselben optischen Betrug haben, der ehedem und zum Theil in noch weit spätern Zeiten dasjenige für wirkliche körperliche Bildung ansahe, was blos eine Folge der Bekleidung ware. Völker, z. B., welche den Kopf auf der Brust haben sollten, waren gewohnt, bey stürmischer Witterung ihren Rok über dem Kopf zuzuknöpfen, und vorne, um zu sehen, eine Oefnung zu lassen. Die Ermel, welche auf diese Art am Kopf von oben herab hiengen, trugen das Ihrige zu diesem Irrthum mit bey. Eben so konnte auch ein flüchtiger oder entfernter Anblik eines Lappländers oder Samojeden in seinem Schlitten die Erzählung von den einfüssigen (borealischen) Menschen, die auf einem Fuß forrutschen sollten, hervorbringen. Da nun vollends, neben dem bisher Bemerkten, alle übrige, gewiß als Menschen erkannte, vielerley und zahlreiche Völker, so viel man sonst überall und zu allen Zeiten wahrgenommeu hat, keinen Schwanz hatten, und dieser zugleich dem Menschen, der statt desselben seine Hände gebrauchen kan, und dessen Oefnung durch seine Hinterbacken gedekt ist, nicht nur unnöthig, sondern auch bey dem Sitzen unbequem wäre — weswegen sich wirklich auch das sogenannte Schwanzbein aufwärts krümmt —; so dünket mich, daß weder die gegenseitige Aussprüche noch Erzählungen von einem solchen Gewichte sind, daß man die Sache bis auf weitere Entdekkungen aussetzen, oder wohl gar geschwänzte Menschen als eine besondere Art in unsere Gattung aufnehmen sollte. Daneben hat man überhaupt nicht nur an Menschen und nicht nur an Thieren, sondern an allen organisirten Geschöpfen als etwas allgemeines wahrgenommen, daß, so

viele

viele Abweichungen in Absicht der Grösse vieler Theile, so gar der wichtigsten Eingeweyde es gibt, die Abweichungen in ihrer Bildung und Organisation hingegen zu den anatomischen Seltenheiten gehören *).

Wie die Menschen einerley Sinne haben, so haben sie auch im Grunde dieselbe sinnliche Empfindungen. Alle gesunde Menschen sehen das, was roth, weiß, blau ist, als roth, weiß, blau, indem der Schöpfer zwischen den Lichtstrahlen, je nachdem sie sich brechen oder nicht, und den Empfindungen, die dabey entstehen, ein ewiges, allgemeines Gesez festgesezt hat; ob es gleich, in Absicht auf die Lebhaftigkeit der Empfindung einen grossen Unterschied hierin gibt, je nachdem nehmlich die Werkzeuge mehr oder weniger Empfindsamkeit und Stärke haben. So ist es auch mit dem Gehör, wovon die Tonkunst, die ohne dieses auf keine allgemeine Regeln hätte gebaut werden können, zeuget. In Absicht des Gefühls, des Geschmaks und des Geruchs hingegen werden Ausnahmen vorkommen. Eben so gleichförmig sind auch die mancherley, dem Körper eigene, Gefühle, das Gefühl des **Wohlseyns**, wenn sich unsere Nerven in ihrer natürlichen harmonischen Uebereinstimmung befinden, und des **Nichtwohlseyns**, wenn dieser freye und natürliche Zustand unserer Nerven auf eine beschwerliche Art verändert wird; das Gefühl des **Wehes**, wenn in unsern Nerven ein stärkerer Eindruk und Bewegung verursacht wird, als es ihr Bau und die Natur ihrer innern Einrichtung vertragen kan, oder gar, wenn sie durch einen solchen Eindruk verlezt, und der natürliche Zusammenhang ihrer Theile gestört wird, und des **Kützels**, wenn die Nerven der Haut, besonders an manchen Stellen auf eine sanfte und gemäsigte Art gereizt werden; das Gefühl der **Wärme** und **Kälte**,

*) Blumenbach, vom Bildungstrieb, S. 56.

wenn die um uns her sich befindende, wärmere oder kältere Luft den Grad der Wärme in unserem Blut verändert, und dadurch auch unsern Nerven eine Veränderung mittheilt; das Gefühl des Eckels, wenn die Nerven in unserem Magen auf eine widrige Art afficirt werden; das Gefühl der Ermüdung, wenn unsere Nerven und Muskeln zu sehr und zu lange angestrengt werden und ihre Nahrungssäfte dadurch Abbruch leiden, und der Erholung, wenn sie bey der Ruhe neuen Zufluß bekommen; das Gefühl des Hungers, wenn sich die, ungemein gefühlsame und mit vielen Nerven versehene Falten des Magens, aus Mangel der Nahrungsmittel reiben, und des Durſts, wenn durch den Mangel der Feuchtigkeiten eine Vertroknung in der Zunge, dem Gaumen und dem innwendigen Halse verursacht, und in den häufig sich daselbst befindenden Nerven eine beschwerliche Veränderung erregt wird; das Gefühl der Wollust, wenn die Nerven der Geschlechtstheile durch einen häufigen Zufluß des Bluts und anderer Feuchtigkeiten sanft gedrängt und grreizt werden, u. s. w.

Hieher kan man auch, was den körperlichen Antheil betrift, die Gleichförmigkeit in den Gebärden und in dem sinnlichen Ausdrucke der Leidenschaften rechnen. Das Lachen ziehet beyde Winkel des Mundes zurücke; der Obertheil der Wangen erhebt sich; die Augen schlieſſen sich ein wenig; die Oberlippe steigt in die Höhe und die untere herab; die Haut der Nase faltet sich endlich bey unmäſigem Lachen. Man ziehet die Luft einmal sehr stark in sich und läßt nur immer ein wenig aus dem verengerten Luftröhrenkopfe wieder hervor, und folglich bleibt jederzeit ein Strudel von Luft zurük, welcher in der Luftröhre auf, und abfähret. Das Weinen hat hierin eine grosse Aehnlichkeit mit dem Lachen. Man behält eben sowohl die Luft zurük;

man athmet wenig auf einmal aus; allein endlich stoßt man mit einmal alle Luft wieder von sich. Bey der Traurigkeit senken sich beyde Winkel des Mundes herab; das Augenlied ist halb gesenkt, der Augapfel erhoben und halb bedekt, die andere Gesichtsmuskeln werden weich und die Haut des Gesichts schlaff; es scheint als ob alle Züge auffer ihrer Sphäre gerükt würden. In der Furcht, dem Schrecken, dem Entsetzen, dem Abscheue wird die Stirn gerunzelt, die Augbraunen erheben sich, das Augenlied öfnet sich und begibt sich über die Kugel des Augapfels in die Höhe; der Mund öfnet sich sehr; die zurükgezogene Lippen zeigen die Zähne unten und oben. In der Verachtung steiget die eine Seite der Oberlippe herauf, man siehet die Zähne, die Nase rümpfet sich auf eben derselben Seite, das eine Aug schließt sich und beyde Augäpfel senken sich spöttisch herab. Bey der Eifersucht, Neid, Bosheit, steigen die Augenbraunen niederwärts und falten sich; die Augenlieder erheben sich, die Augäpfel sinken herab, die Oberlippe erhebet sich auf beyden Seiten, die Mitte der Unterlippe drükt sich an die Mitte der Oberlippe an *). Die Liebe spricht, neben der gefälligen Stellung der Muskeln, hauptsächlich durch das Anlockende und Schmachtende in den Augen, u. s. w. Nichts zeuget von dieser allgemeinen und natürlichen Zeichnung der menschlichen Leidenschaften mehr, als getreue Gemählde dieser Art, die sie dem Auge so gleich bey dem ersten Anblicke kennbar machen; aber eben so deutlich zeugt auch der Umgang selbst davon, wo sie auch der dummste Mensch auf dem Angesichte des Andern lieset; so wie sie der feinere Menschenkenner auch in ihrem Hinterhalte und in ihren verborgensten Nüancen und Zügen noch erkennt. Man schreibet diese mannigfaltige Bewegungen und Veränderungen des Angesichts dem zu, daß die Muskeln wegen

*) Halle, Naturgesch. S. 96.

der Nähe des Gehirns und des Ursprungs der Nerven hier besonders reizbar und empfindlich seyen. Dieser Theil der Natursprache, die von allen Völkern verstanden wird, ist übrigens, wie Haller sagt, auch noch ein Hinderniß weiter, daß sich die Menschen in ihrem Umgang nicht allzusehr betrügen können — ob es gleich überall manche künstliche Betrüger hierin gibt.

Diese Gemüthsbewegungen haben aber ihre, allgemein kennnbare Ausdrücke nicht nur auf dem Gesichte, sondern auch in dem übrigen Körper ihre bestimmte und gleichförmige Wirkungen.

Bey den angenehmen Leidenschaften werden die Nerven überhaupt auf eine angenehme Art gereizt, sanfte und entzückende Bewegungen der Glieder verursacht, das Blut in Wallung gebracht und freyer durch die Brust nach der Peripherie des Körpers getrieben, die Absonderung der Säfte und die unmerkliche Ausdünstung befördert und vermehrt, und der Körper leichter gemacht. Das Gesicht wird roth. Eine sanfte Wärme breitet sich über den ganzen Körper aus, und oft geben Hände und Füsse durch Klatschen und Springen Beweise von den entzückenden Vorstellungen unserer Seele. Bekanntlich kan aber auch ihr höchster Grad Schlagfluß und Tod bringen, weil alles übertriebene Natürliche widernatürlich wird.

Ganz anders ist es bey den widrigen Gemüthsbewegungen.

Der Schrek, das Erdbeben der kleinen Welt, überrascht den Menschen schnell nnd gewaltsam. Er erschüttert das ganze menschliche Gebäude. Unversehens wird das ganze System der festen Theile zusammengezogen. Der Mensch fällt in einander. Die zugeschnürte Schweißlöcher hemmen

die

die Ausdünstung. Alles Blut wird mit heftiger Gewalt nach innen getrieben. Die Adern der Haut fallen zusammen. Das Gesicht wird blaß, die Lippen bleich. Die Augen sind starr und ohne Bewegung. Das Herz klopft und bemühet sich, den Widerstand des Bluts zu überwinden. Der Mensch holt geschwinden und kurzen Athem. Das nach innen getriebene Blut, welches die Lunge beschwert, vermehret die Aengstlichkeit. Selbst das Gehirn wird von dem Blute gedrükt, weswegen man dabey dumm ist und sich zu nichts entschliessen kan. Die Kraft der Nerven und die Bewegung der Muskeln wird vermindert. Die Zunge wird gelähmt. Man bleibt in der Stellung, worin uns der Schrek überfiel, unbeweglich und steif, wie eine Bildsäule.

Die Furcht hat mit dem Schrecken ähnliche, nur nicht so gewaltsame Wirkungen. Sie ziehet die Haut unh die Schweißlöcher zusammen, und die Haut kräuselt sich. Die Muskeln werden convulsivisch bewegt und sind halb gespannt, halb erschlappt. Die Lebensbewegungen gehen sehr unordentlich von statten. Der Furchtsame zittert am ganzen Leibe und hat eine schwache, lallende Stimme. Er holt kurzen und geschwinden Athem. Das Herz klopft wegen dem angehäuften Blut in der Lungen. Das Gesicht ist bald blaß, bald roth. Der Angstschweiß bricht aus.

Der Zorn, dieser Schrek über ein erlittenes Unrecht, fängt mit allen Zeichen des Schreckens an. Schnell wird der ganze Körper erschüttert. Das Blut wird mit Gewalt nach innen getrieben. Das Herz wird krampfhaft ergriffen, daher es sich bald schneller und heftiger zusammen zieht, bald in seiner Wirkung gehemmt wird. Die Gliedern zittern. Das Gesicht ist blaß, die Augen sind starr. Aber kaum sind diese Aenderungen geschehen; so wird die Kraft des Herzens und der Gefässe ausserordentlich vermehrt. Das Blut wird

mit

mit einer unglaublichen Gewalt nach allen Theilen, besonders nach den äussern Gliedmasen, und so gar in solche Blutgefässe getrieben, die sonst kein Blut führen. Das Gesicht wird roth. Die Augen funkeln und werden verdreht, u. s. w. *).

Die Schaam hält das Blut in den Wangen und der Oberfläche des Körpers zurük. Sie unterdrükt bey dem weiblichen Geschlecht den Blutfluß und kan so gar tödten.

Die Gemüthsbewegungen überhaupt wirken nach einigen nicht weiter erklärbaren Gesetzen auf das Nervensystem und dieses auf die Muskeln und ihre Häute **).

§. 17.

Von den beyden Geschlechtern.

Die Menschengattung ist, wie fast alle Thiere, die sich leicht zusammen begeben können, in zwey besondere Geschlechter abgetheilt, wovon das Eigene eines jeden, dem Körperlichen nach, etwa folgendes ist.

Die Geschlechtstheile sind bey dem männlichen Geschlecht etwas deutlicher entwickelt, als bey dem weiblichen, ob sie gleich in beyden eine grosse Aehnlichkeit mit einander haben, und selbst die Gebährmutter, weil das Behältniß der männlichen Zeugen mit ihr verglichen werden kan, keine gänzliche Ausnahme macht. Diese Aehnlichkeit, sagt man, ist an den meisten, erst drey Monat alten Leibesfrüchten so groß, daß man die Geschlechter an denselben nur schwer erkennen

kan

*) Zückert, von den Leidenschaften, §. 14 — 32. Unzer, Physiologie, §. 305 — 329.

**) Ploucquet, Skizze von der Lehre der menschlichen Natur, §. 788. 790.

kan *). Man könnte daher denken, daß die Natur, welche die enge Verwandtschaft beyder Geschlechter in allem bezeichnen wollte, zu diesem Endzwek auch dem männlichen eine Anlage von Brüsten gegeben habe, so daß also die vollbrüstige Männin auch in diesem Stük Fleisch von unserm Fleisch wäre: aber eben solche Brustwarzen werden auch bey den männlichen Thieren wahrgenommen. Herr v. Pauw sagt daher: daß die Brüste deswegen dem männlichen Geschlecht auch gegeben sind, weil die Leibesfrucht und das neugebohrne Kind sich durch diese Gänge von der Milch entledigen, die sich vor Ergiessung der Galle formiret hat. Die Knaben haben, wenn sie auf die Welt kommen, sehr dicke Brüste, und man muß sie ihnen daher ausdrücken, wenn sie sich wohl befinden sollen. Dazu dienen bey unserem Geschlechte diese Werkzeuge. Sie sind einmal in unserm Leben von so ausgemachtem Nutzen, als die Nabelschnur, und dieses ist der Natur genug gewesen, alle Wesen damit zu versehen, die gesund und stark und mit dem ersten Muster ihrer Art übereinstimmend sind **).

An dem männlichen Schädel verwachsen zuweilen alle Nahten völlig; an dem weiblichen hingegen sieht man sie länger und deutlicher; vielleicht schon ein Bezug auf den Unterschied in der Stärke. Die Männer werden (die Amerikaner ausgenommen) kahl, und Aristoteles leitet dieses von dem Beyschlaf her; die Weiber behalten ihre Haare allezeit, oder verliehren sie doch, wenn man Krankheiten ausnimmt, in kleinerer Menge, vermuthlich, weil sie feuchterer

*) Blumenbach, sahe an dem obenbemeldten, blos fünf Wochen alten Embryo die Geburtsglieder; aber es wurde nicht angeführt, von welchem Geschlechte.

**) Philos. Unters. über die Amerikaner, I. Theil, S. 34. Milch in männlichen Brüsten nahm man besonders bey den Amerikanern wahr.

terer Natur sind. Dagegen hat der Mann den Bart, wovon man an den Weibern nur selten etwas ähnliches findet, und welches zugleich in diesem Fall noch etwas anderes bey ihnen anzeigen soll.

Das weibliche Geschlecht hat ein wässerichteres Blut; ein, zu ihrer Bestimmung schikliches, weicheres Fleisch; seine feste Theile sind weniger federhaft; die Muskeln sind kleiner, voller Fetttheile und loser; die Nerven empfindlicher; die Knochen sind nicht so hart, als an den Männern; die Knochen des Becken (das Einige, woran man sie noch im Gerippe kennet) entfernen sich mehr von einander, und überhaupt ist der Winkel, den die Schaamknochen machen, viel grösser, weil die Gebährmutter noch über dem andern Eingeweyde Plaz haben muß. Die obige Einrichtung bringt es mit sich, daß das weibliche Geschlecht von einer schwächern Natur ist, welches ihnen im Schoose der gesitteten Welt Schonung, unter wilden und barbarischen Völkern aber die ungerechteste Härte zugezogen hat.

Die innere Haut von der Bekleidung der Gefässe ist bey dem weiblichen Geschlechte weicher, das Zwerchfell wirkt minder, wahrscheinlich darum, weil die Mutter in der Schwangerschaft den wechselsweisen Druk desselben minder dulden würde.

In Absicht der Grösse sind die Weiber, überhaupt genommen, kleiner als die Männer, welches man unter denjenigen Völkern mehr wahrnimmt, bey welchen sich das weibliche Geschlecht durch keine Untersätze eine beliebige Erhöhung gibt. Verhältnißmäsig ist auch der Kopf der Weiber grösser, der Hals länger, der Kehlkopf weicher und kleiner, und die Stimme zärter, das Brustgewölbe runder; die Herzgrube liegt dem Nabel etwas näher; die Brust ist etwas länger und die Schenkelbeine etwas kürzer. Ihr Gesicht,

die

die Hüften, die Vorderarme, die Hinterbacken, die Lenden, Waden und der Unterleib ist breiter; die Hände und Füsse hingegen schmäler.

Beyde Geschlechter haben alle Monate eine Vollblütigkeit; das männliche, nach den Erfahrungen des Sanktorius, etwa von drey Pfund, die sich wieder durch stärkere Schweise, dickern Harn und Saamenergiessungen verlieret, und wenn es nicht auf diese Art geschiehet, vielleicht den Ausgang desto eher durch die güldene Ader suchet: bey dem weiblichen ist der Weg durch die periodische Reinigung bekannt. In Absicht der leztern wollte man zwar ehedem bey einigen rohen Völkern eine Ausnahme gefunden haben, z. B. bey den Grönländerinnen und bey den Tapujaserinnen in Brasilien *); es ist aber, im Ganzen genommen, falsch befunden worden, und was den Umstand betrift, daß sie bey den Weibern unter ihnen manchmal lang ausbleibt, so rühret es davon her, weil sie ihre Kinder so lange säugen müssen, und also die Natur die Säfte dahin abgibt. Der einige Unterschied bestehet nach Masgabe der Himmelsgegenden, der Nahruug oder auch des besondern Temperaments in der verschiedenen Quantität des abgehenden Bluts, der periodischen Wiederkehre, dem Anfang und dem Aufhören.

Bey dem männlichen Geschlecht fangt die Mannbarkeit später an und das Wachsthum dauret länger; bey dem weiblichen äussert sich die Zeugungsfähigkeit früher und dieses höret bälder auf. Nach der gewöhnlichen Analogie der Natur sollten also die Weibspersonen auch eher sterben. Aber da sich ihre Säfte langsamer verdicken, und die Knorpeln, Häute und Fibern später hart und beinern werden; so werden sie

eben

*) „Charleton erzählt, daß alle Weiber der Tapuyas in Brasilien das ganze Jahr hindurch keine Monatszeit haben und nichts desto weniger Kinder zeugten.“ *Schurig.* Syllepf. S. 119. von den Grönländerinnen hat es, wo ich nicht irre, Cranz widerlegt.

eben so alt, und könnten ohne die Gefahren und Arbeiten bey der Geburt und ohne die Gefahren bey jener Veränderung zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahr, ihrer Einrichtung nach noch älter werden. Dieses läßt sich nicht selten an denienigen Personen ihres Geschlechts wahrnehmen, die sich nicht verheyrathen, und weder von einem hitzigen Temperamente sind, noch sich selbst durch unerlaubte Reitzungen verderben.

Beyde Geschlechter zeigen der Erfahrung zu Folge ihren Einfluß auf das Temperament, Bildung und Gestalt der Leibesfrucht sehr deutlich, und ob sich gleich unser Geschlecht insgemein den Vorzug hierin gegeben hat; so scheinet es, wenigstens in einigen Stücken, dennoch, daß das weibliche einen stärkern habe. So verwandelte sich die Kosäckische Anlage in den Itälmenischen Mädchen in so schöne Gesichter und Bildungen, daß ein Russe, welcher von Moskau aus die ganze Reisezeit über enthaltsam war, von solchen Kosäckisch-Itälmenischen Sirenen nicht nur bezaubert, sondern auch gar oft zum Betler und Schelmen gemacht wird *). Auch weiß man, wie sehr sich die ehmalige, häßliche tatarische Bildung in den Georgierinnen und Circassierinnen in das Schöne verwandelt hat, und wie vortheilhaft sie nun in dem schlanken und gutgebildeten Persier erscheint. Vielleicht liessen sich von Beherrschern, welche Völker von mancherley Bildungen und Leibesbeschaffenheit unter sich haben, mannigfaltige und nüzliche, sowohl physische als moralische Verbesserungen auf diese Weise hervorbringen. Von dem merklichen Einfluß des weiblichen Geschlechts auf die Leibesfrucht zeuget auch ihre Vermischung mit Männern von einer andern Leibesfarbe, wovon nachfolgender gedoppelter Umstand eiu Beweiß ist.

1) Von

*) Das leztere beziehet sich auf die Faktore der Kaufleute. Siehe Steller Beschr. von Kamtschatka S. 298. in der Anmerk.

1) Von einem Neger und einer weissen Frau wird der Mulatte gebohren. Er ist halb schwarz und weiß und hat lange Haare.

2) Von einem Mulatten und einer weissen Frau entstehet der braune Mensch mit langen Haaren.

3) Vom braunen Menschen und einer weissen Frau kommt der weniger braune Mensch mit langen Haaren.

4) Von dem wenig braunen und weissen Weibe kommt ein vollkommen weisses Kind.

Im umgekehrten Verstande gehören wieder vier Zeugungen dazu, wenn die Weissen schwarz werden sollen.

1) Von einem Weissen und einer Negerin wird ein Mulatte mit langen Haaren gebohren.

2) Von einem Mulatten und einer Negerin wird Einer gezeugt, der etwa drey Theile schwarz und ein Theil weiß ist.

3) Von diesem und einer Negerin kommt Einer hervor, der sieben Achttheile schwarz und $\frac{1}{8}$ weiß ist.

4) Von diesem endlich und einer Negerin wird ein Schwarzer mit krauslichtem Haar gebohren *).

So geht es auch, wovon an einem andern Orte die Rede seyn wird, mit der Amerikanischen Kupferfarbe, abermals vermittelst der Weiber. Mich dünken daher diese Erscheinungen auch in der menschlichen Natur unläugbare Beweise zu seyn, daß man dem weiblichen Geschlechte eine mitwirkende Saamenfeuchtigkeit, oder doch sonst ein mitwirkendes Principium zugestehen müsse **).

Bey

*) Philos. Unters. über die Amer. II. Th. S. 142.

**) Der Verfasser selbst hatte sich als Jüngling vorgenommen, sich mit einer Person zu verheirathen, die neben den nöthigen sittlichen Eigenschaften ein sanguinisches Temperament hätte, darum, damit sein eigenes Temperament, wenn er Nachkommen zeugen sollte, in ihnen verbessert werden möchte. Er fande das Sittliche und Physische in seiner tugendhaften Gattin, und so viel er bis jezt schliessen kan, das gewünschte vermischte Temperament an seinen Kindern.

Bey Versuchen mit der Paarung verschiedener Thiere aber zeigte sich, daß, wenn z. B. ein Hengst mit einer Eselin gepaart wird, das Junge ein Maulesel wird, der seinem äusserlichen Ansehen, Ohren, Mähne und Schweif nach einem Pferde gleicht, aber in seiner Natur mit der Mutter übereinkommt. Umgekehrt gehet es, wenn ein Esel ein Mutterpferd bespringet. Dergleichen trägt sich auch mit den Jungen zu, die aus der Vermischung mit angorischen Böcken und schwedischen Ziegen, ingleichem von spanischen Böcken und schwedischen Schafen kommen. Alles dieses, sagt daher T. Bergmann, macht es glaublich, daß das Aeussere seinen Ursprung hauptsächlich vom Vater, und das Innere von der Mutter habe. Bonnet hingegen sagt, daß der Anblik beyder Arten von Maulesel zeige, daß sie überhaupt mehr nach der Mutter, als nach dem Vater arten: auf gleiche Art habe auch, wenn man ein Gewächs durch die Saamkörner des andern befeuchtet, das weibliche Geschlecht allemal etwas vorgewaltet.

Vermöge zahlreicher und auf mancherley Länder sich beziehenden Vergleichungen hat man wahrgenommen, daß mehr Knaben als Mädchen gebohren werden; so, daß sich jene zu diesen verhalten, wie 1050 zu 1000, oder nach einer andern Ausrechnung wie 364 zu 344: aber dieser Ueberschuß wird durch die stärkere Arbeiten des männlichen Geschlechts, und durch das, was der Bergbau, die Schiffahrt und der Krieg hinweg nimmt, wieder aufgehoben, so daß sich beyde Geschlechter in den mannbaren Jahren wieder in einer Gleichheit befinden. Einige beträchtliche Ausnahmen hievon will man aber in den Ländern, worin die Polygamie herrscht, und besonders in Afrika bemerken, kraft deren die Anzahl des weiblichen Geschlechts die des männlichen bey weitem übertreffe *). Auf der Insel Helena und am Vorgebürge der guten Hofnung soll es, wie man Herrn Forstern erzählte **), eben so seyn, so wie auch in Schweden. Diesen

*) Hirschfeld, Biblioth. der Menschheit, II. Th. S. 67.
**) S. Forsters Reisen, II. Th. S. 442.

sen Ueberschuß der Weibspersonen, wollten einige Schriftsteller, was Afrika betrift, davon herleiten, daß das weibliche Geschlecht daselbst ruhig zu Hause sitze, während daß die Mannspersonen ihren Gewerben nachgiengen, und indem sie von Schlangen gebissen, von Löwen, Panthern und Krocodillen gefressen, in der See unglüklich oder auch in ihren Kriegen todtgeschossen würden, leichter umkämen; auch in grösserer Anzahl als Sclaven verkauft würden. Allein 1) sind die Kriege dieser Völker heut zu Tage weniger grausam und blutig, als vor diesem, indem man weit lieber Gefangene macht, die man vortheilhaft verkaufen kan. Sie schiessen darin nur dann und wann eine Flinte los, und rufen sich auf den Mittag zu, es sey wegen dem bevorstehenden Mittagmahl Zeit aufzuhören. (Sollte der oben angeführte Grund eine solche Wirkung haben können; so würde es sich eher in Europa und dessen häufigen und blutigen Kriegen, so wie auch bey seiner ausgebreiteten und Menschen verzehrenden Schiffahrt zeigen müssen; und gerade in Europa äussert es sich nicht.) 2) Diejenige, die durch wilde Thiere, Schlangen, und im Wasser umkommen, sind gewiß nicht so zahlreich, daß unter tausenden etwa Einer ist. 3) Wenn auch zwey Drittheile Männer mehr als Weiber verkauft würden, so beträgt dieses bey der, in diesem Welttheile allgemeinen Vielweiberey unter so vielen Millionen von Menschen nicht viel. Daher sezt der ältere Hr. Forster hinzu: Die Erfahrung bekräftiget den Saz, daß in einem Lande, wo die Vielweiberey eingeführet ist, nach dem ordentlichen Laufe der Natur mehr weibliche Kinder gebohren werden, als männliche, so wie in einem Lande, wo die Monogamie Statt findet, die männliche Kinder den weiblichen (zulezt) gleichkommen: und was die Ursache davon betrift, muthmaset er, daß, da bey der Polygamie eines jeden Weibs Trieb nicht ganz befriediget und der männliche leicht entkräftet und überspannt werden könne, das Weib zur Erzeugung der künftigen Frucht mehr beytrage,

als der Mann, und daß daher mehr weibliche Kinder gebohren würden als männliche. Er habe anführen gehört, daß, wenn man einem Beschäler zu viele Stuten zuführet, mehr weibliche Füllen gebohren werden, und daß, wenn man allzu viele Mutterschafe den Schafböcken zu bespringen läßt, zu viele Mutterlämmer gebohren würden *). Diesen Saz hat er in seinen Bemerkungen aus seiner Reise um die Welt umständlich vorgetragen **). Man siehet, daß er nach diesen Muthmasungen, wie er sie selbst nennet, die Entstehung eines Knäbchens oder Mädchens, entweder aus der respektiven Quantität des männlichen oder weiblichen Saamens, oder aus der respektiven Wirksamkeit und Kraft desselben herleitet. Nach dieser Meynung ist also eine zu geringe, oder zu matte Portion des einen oder des andern Saamens entweder ganz unkräftig, oder sie wird von der grössern Menge und Lebhaftigkeit des andern Theils ab-

*) R. Forster, in den Beyträgen zur Völker- und Länderkunde, 1. Th. S. 113. in der Anmerk.

**) Eben desselben Bemerkungen in seiner Reise um die Welt, S. 367. ff. wo er noch beysezt, daß man bey den Thieren die Anmerkung gemacht und wahr befunden habe, daß das Junge mit dem stärksten und hitzigsten der beyden Thiere einerley Geschlechts ist, daß z. B. ein hitziger Hengst, in seinen besten Jahren und in voller Kraft mehr männliche, als Stutfüllen zeugt, im Gegentheil aber, daß die Stutfüllen zahlreicher fallen, wenn der Hengst nicht so hitzig als die Stuten und durch öfters Beschälen erschöpft ist. Wendet man diese Beobachtung auf den jezigen Zustand von Afrika an, so findet man offenbar, daß die Männer durch die, daselbst übliche Vielweiberey, im äussersten Grad entnervt seyn müssen; die Weiber hingegen, denen ein Theil der ehlichen Pflicht entzogen wird, desto feuriger bleiben, mithin nothwendiger Weise mehr Mädchen, als Knaben gebohren werden müssen. Dieses Raisonnement ist durch Thatsachen aufs vollkommenste bestätiget, indem alle Reisende einstimmig bekennen, daß die Vielweiberey bey allen afrikanischen Völkern durchgehends üblich ist; und kein einziger Schrifsteller merkt an, daß es auch Männer gebe, die deswegen ganz leer ausgiengen: vielmehr heißt es, daß ein jeder Mann eine oder mehrere Frauen hat, u. s. w.

absorbirt oder überwältiget. Daraus folgte zugleich, daß der Grund zu einer weiblichen Geburt blos im weiblichen, wie zu einer männlichen im männlichen Geschlecht liege, welche Meynung aber mit der Hypothese, daß der Mensch aus der Vermischung des beyderseitigen Saamens entstehe, (wie es nicht nur aus den Folgen der Vermischung eines Negers mit einer weissen Frau, sondern auch des Pferds und des Esels erhellt) nicht bestehen kan. Und die angezeigte Folge liegt in der obigen Meynung offenbar, weil sonst das eine Geschlecht das andere, in Formirung der Geburt und des Geschlechts derselben, nicht überwältigen könnte. Jene Ehen mit Weissen und Negern zeigen auch, daß, so bald nur eine Geburt hervorkommt, der Einfluß des beyderseitigen Saamens offenbar und immer sich darstellt, und daß der Saame des einen oder des andern Theils nie verschlungen oder unkräftig gemacht werde. Der Einwurf, daß sich dieses nur in Bestimmung der Farbe zeige, heisset hier nichts. Diese Wirkung zeugt immer von seinem Daseyn und von seiner Kraft. Bey nahe glaube ich auch, daß man aus jener Meynung folgern könnte, daß in Afrika noch ungleich weniger Knaben gebohren werden sollten, als bey alle dem doch noch geschiehet: denn es ist nicht nur bekannt, wie allgemein unter den Gliedern des Volks die Vielweiberey ist, und wie sehr sich diese unsere schwarze Brüder von Jugend auf in dem Liebesgeschäfte erschöpfen, und wie angelegentlich selbst die afrikanische Majestäten den Europäern um Stärkungs- und treibende Mittel anliegen; sondern die Seraile sind auch insbesondere bey den Vornehmen so angefüllt, daß die Triebe der Weiber gewiß immer das mächtigste Uebergewicht behalten müssen. Man könnte auch noch andere gegenseitige, sowohl physische als Erfahrungs-Gründe anführen; ich will es aber dabey bewenden lassen; ob ich gleich sowohl das Faktum, daß das weibliche Geschlecht in Afrika vorschlage, zugebe, als auch dieß, daß es seinen physischen Grund in irgend einer körperlichen Beschaffenheit, unmittelbarer oder mittelbarer Weise, haben müsse.

§. 18.

Von den Anlagen zur Fortpflanzung und Vermehrung unserer Gattung.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß sich die Menschen nicht nur in allen bewohnbaren Gegenden der Welt vermehren können; sondern daß auch die äusserliche Verschiedenheit und die, durch mancherley Ursachen hervorgebrachte Eigenheiten der mannigfaltigen Menschenrassen nicht die mindeste Hinderniß hierin in den Weg legen. Hiezu gehört aber auch noch dieses, daß der Zeitraum, worin die Zeugungskraft wirken kan, in beyden Geschlechtern beträchtlich genug ist, so daß, im Durchschnitt genommen, das weibliche Geschlecht wenigstens 25 bis 30, das männliche 40 bis 45 Jahre fruchtbar ist; und diese Kräften äussern sich auch, wenn die Natur nicht wider ihre Bestimmung gereizt oder erschöpft wird, innerhalb einer solchen Zeit, die von der Schwachheit der Kindheit und des hohen Alters beynahe gleichweit entfernt, und also zur Erhaltung der Gebohrnen, besonders, wie es bey Menschen erfodert wird, sehr geschikt ist. Die frühere Erscheinung dieses Triebs in heissen Ländern streitet nicht wider diesen Saz, weil da nach gleichem Verhältniß auch die Kräften des Leibs und der Seele frühzeitiger sind; und eben so nimmt dieser Trieb auch verhältnißweise mit dem früher eintrettenden Alter ab.

Die Vermehrung der Menschen lieget, wie bey andern Geschöpfen auch, in ihrer Natur selbst, obgleich manchmal die Begattungsfreyheit auf mancherley Arten und durch mancherley Gesetze und Hindernisse bey ihnen weit eingeschränkter ist; und die Unfruchtbarkeit einiger Ehen wird durch die weit gewöhnlichere Fruchtbarkeit der andern reichlich ersezt. Davon hat man selbst in solchen Ländern, worin die Monogamie herrscht, öfters sehr auffallende Beyspiele. Derham führet ein solches von einer gewisen Frau in England, Maria Honywood, an, welche 16 Kinder gebohren und in ihrem 93sten Jahre, worin

sie

sie gestorben, 114 Enkel, 228 Urenkel und 900 Ururenkel, also in allem 1258 Nachkommen erlebt hat, ohnerachtet 5 von ihren Kindern geheirathet hatten *). Daher darf es uns noch weniger wundern, wenn in solchen Ländern, worin die Vielweiberey herrscht und zugleich die Himmelsgegend noch dazu günstig ist, so ungemein fruchtbare Ehen angetroffen werden. In Whidach, einem Königreich in Afrika gibt es Männer, die über zweyhundert Kinder haben. Ein Reisender fragte einmal einen von des Königs Hauptleuten, wie viel er Kinder hätte, und dieser gab ihm mit einem Seufzer zur Antwort, nicht mehr, als siebzig. Er wurde weiter befragt, ob er denn einige begraben hätte, und erwiederte, so viel, als ihrer noch leben. Der König, welcher dabey war, versicherte, daß einer von seinen Unterthanen mit Hülfe seiner Söhne und Enkel und deren Sclaven einen mächtigen Feind zurükgetrieben hätte, und daß ihrer in allem gegen 2000 gewesen wären, die Töchter und Gestorbene ungerechnet. Väter, die hundert Kinder haben, sind daselbst nichts seltenes, und eben so wenig, daß einem Mann öfters an einem Tage ein halbdutzend Kinder gebohren werden **): Umstände, die man desto eher wird glauben können, wenn man bedenkt, daß vornehme Personen 300 bis 400, einige wohl auch 1000 und der König auf 4 bis 5000 Weiber haben; daß sie nie mehr bey ihren Frauen schlafen, wenn sie schwanger sind, und daß eines Manns Vermögen besonders auch in seinen Kindern bestehet, mit welchen er, den ältesten Sohn ausgenommen, nach Belieben schalten und walten, ja sie so gar als Sclaven

*) Physicotheol. L. IV. C. 10. die Söhne des Tiraquell besangen die Fruchtbarkeit ihres Vaters selbst:

Foecundus facundus aquae Tiraquellus amator,
Bis quindecim liberorum et librûm parens;
Quod ni restinxisset aquis abstemius ignes,
Implesset orbem prole animi atque liberis.

Zu London lebte 1772. ein hundertjähriger Hauderer, der mit 8 Weibern 37 Söhne und 9 Töchter gezeugt hatte. Haller sagt, 24 Kinder von einer Mutter seyen in der Schweiz nichts seltenes. Frank, medic. Policey, 1. Th. S. 379.

**) Hirschfeld Bibliothek der Menschheit, II. Th. S. 214 — 223.

ven verkaufen kan. Dem bisherigen zu Folge kan es also Fälle geben, unter welchen die Vielweiberey der Bevölkerung den phyſiſchen Nachtheil nicht bringt, den man ihr ſonſt beymißt, und den ſie derſelben unter andern Umſtänden verurſachen kan; denn der Einwurf, daß wegen der Gleichheit beyder Geſchlechter andere an ihrer Verheirathung verhindert würden, findet, nach dem Vorhergehenden, hier nicht Statt, und hat, wie an ſeinem Ort erhellen wird, auch ſonſt nicht ſo viel Grund, als er zu haben ſcheint.

In den Ehen einiger Nationen nimmt man im Gegentheil wenige Kinder wahr. Die Grönländer z. B. haben ſelten mehr, als 3 bis 4 Kinder, und ſie vergleichen daher die Europäer wegen ihrer, ihnen auſſerordentlich ſcheinenden Fruchtbarkeit mit den Hunden: aber die Urſache davon liegt in der beſchwerlichen Lebens- und Nahrungsart, in der gröberen Koſt und dem deswegen nöthigen längern Säugen der Kinder, das gemeiniglich Jahrweiſe dauret. Und ſo iſt es auch bey andern ähnlichen Völkern.

Ob nun aber gleich der Grund zur Vermehrung unſers Geſchlechts in unſerer körperlichen Einrichtung genug liegt; ſo kommt doch in Anſehung einzelner Zeitläufte und Länder viel darauf an, ob dieſelbe nicht durch Peſten und Seuchen; häußlichen Mangel; bürgerliche Bedrückungen und daher entſtehende Auswanderungen; durch häufige, zum Theil religiöſe oder auch durch den Luxus hervorgebrachte Eheloſigkeit; Aufenthalt in Städten, abzehrende Handwerker, Schiffahrt; Krieg u. ſ. w. verhindert wird. Und doch hat ſich auch ſelbſt in Rükſicht dieſer Hinderniſſe gezeigt, daß ſich die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts in 12 Jahren (nur die Peſt ausgenommen) wie 13 zu 10, nach andern wie 12: 10 verhalte. Und wenn man annimmt, daß 1000 Millionen lebender Menſchen auf dem Erdboden wohnen; ſo werden alle Jahr 36 Millionen; jeden Tag 98400, jede Minute 72 und jede Sekunde $1\frac{2}{10}$ Menſchen gebohren.

Eine nähere Beſtimmung, wie die Bevölkerung in unſern Ländern von den Ehen, ihrem erſten und hauptſächlichſten Grunde abhange, hat Süßmilch in folgender Berechnungstabelle gegeben.

Wenn

Wenn die jährlich geschlossene Ehen sich unter dem Volk verhalten wie Eins:	so werden in einem Lande, worin 16 Millionen Einwoner sind, jährliche getraute Paare seyn	und jährlich, wenn jede Ehe 4 Kinder gibt, geboren werden	auch werden mehr geboren, als gestorben seyn	und die Sterbende werden sich zu den Lebenden verhalten, wie
zu 90	177777	711108	266664	16
100	160000	640000	195556	14
110	145454	581816	136372	10: 13
115	139130	556520	112076	12
120	133333	533332	88888	119
125	128000	512000	67556	115
130	123076	492304	47860	100: 110
140	114285	457140	12696	102
150	106666	426664	NB. weniger 17780	,, ,,
A	B	C	D	E

Aus dieser Tabelle, worin man sowohl die Fruchtbarkeit der Ehen nach C, als auch die Sterblichkeit in E im Durchschnitt genommen, und die also sehr brauchbar ist, erhellt also

1) wie beträchtlich und schnell sich die Menschen vermehren können, so bald unter 90 Personen nach A eine Ehe Statt findet. Daß aber in einem Lande, wo der Ehe keine Hinderniße im Weg stehen, und sie vielmehr begünstiget wird, dieß Verhältniß noch kleiner werden könne, oder daß man alsdenn weniger Personen auf eine Ehe rechnen dürfe, und also die Bevölkerung noch schneller gehe, wird man leicht einsehen.

2) Wie die Vermehrung immer abnimmt, je weniger Ehen geschlossen werden: denn in diesem Fall werden, wie leicht zu begreiffen ist, nicht nur weniger Kinder gebohren; sondern die Sterblichkeit nimmt auch unter den Lebenden ihren Tribut hin wie her hinweg.

3) Wenn es dazu kommt, daß nur unter 150 Personen eine Ehe Statt findet; so würde ein solches Volk, wenn es keinen Zuschuß von aussen her bekommt, jährlich 17780 weniger Gebohrne haben, als in seinem Schoose sterben, folglich, wenn das obige Verhältniß bleibt, alle Jahre abnehmen und endlich selbst aussterben. Die Anzahl der Ehen ist also der Puls, woran ein Staat sein Leben prüfen und fühlen kan.

Da nun aber der leztere Fall sich nicht leicht zu ereignen pflegt, oder wenn er auch einige Jahr Statt finden sollte, sich von selbst wieder aufheben kan; dadurch, daß durch die grössere Anzahl der Gestorbenen für die Lebende desto mehr Plaz wird, und folglich mehrere Bequemlichkeiten, sich zu verheirathen, eröfnet werden: so siehet man, daß selbst Kriege und Pesten, wenn sie nur nicht zu sehr und zu schnell auf

ein-

einander wüten, bald wieder ersezt werden können. Die Verringerung der Volksanzahl dabey ist zwar oft beträchtlich; aber nach solchen Unfällen wird das Heirathen desto leichter. Daraus erhellet auch, warum Europa ein Mittel mehr hat, eine gewise Volksmenge beyzubehalten und zu allen Zeiten nach Proportion volkreicher zu seyn, als andere Welttheile, worin die Pest nicht nur ihre ganze Wuth auslassen, sondern gleichsam auch kommen kan, so oft sie will.

Wie übrigens die Vorsehung von aussen und von innen her Mittel genug zur Vermehrung unsers Geschlechts getroffen hat; so findet doch auch bey allen unsern ausgebreiteten Nahrungswissenschaften eine allzustarke Anhäuffung unsers Geschlechts ihren Widerstand, so daß dasselbe in dem nöthigen Gleichgewichte und Verhältniß von selbst erhalten wird. Daß aber freylich der Erdboden statt der etwa tausend Millionen von Menschen noch weit mehrere tragen und nähren könnte, und — wenn der Despotismus von aussen her und der Luxus von innen nicht so traurige Niederlagen verursachte, — auch nähren würde, ist an sich klar.

Jedoch, wie es hierin zu unsern Zeiten auch aussehen mag; so hat sich wenigstens das Menschengeschlecht gegen die ehmalige Zeiten in den meisten Gegenden des Erdbodens sehr vermehret, und zugleich daraus, daß es in verschiedenen Gegenden geschah, grosse Vortheile gezogen. Da, wo ehedem kaum eine Horde ihr Vieh weidete, oder einige Familien ihren mühsamen Unterhalt durch die Jagd suchten, trift man nun volkreiche Städte und zahlreiche Dörfer und blühende Gefilde an. Und wie viele Colonien hat nicht das einige Europa aus seinem fruchtbaren Schoos ausgesandt, und sendet es noch aus!

§. 19.

Von Gesundheit und Krankheit.

Wenn man bedenkt, aus was für unzähligen Theilen unsere körperliche Maschine zusammengesezt ist; wie genau diese Theile unter einander verbunden sind, und wie leicht also der erlittene Schaden in dem Einen auch in andere übergehen kan; wie fein und unbegreiflich subtil viele derselben sind und wie leicht sie also verlezt werden können; wie viel tausend Kanäle und Röhrchen die flüssige Theile zu durchlaufen haben, und wie leicht diese stocken oder sich auflösen können; wenn man nur dieses bedenkt und denn noch, wie vielen Zufällen diese Maschine von aussen her ausgesezt ist; wie viele widrige Dinge auf dieselbe wirken; wie viel der Mensch selbst beyträgt, um Unordnung und Zerstörung darin anzurichten: so sollten wir uns nicht sowohl über die Krankheiten und Zerrüttungen in unserem körperlichen Bau wundern, als über den guten und gesunden Zustand desselben.

Und doch ist dieser Zustand der Gesundheit, das heißt, die gehörige Beschaffenheit der festen und flüssigen Theile, und die vermittelst eines richtigen Verhältnisses unter ihnen entstehende genaue Uebereinstimmung der Kräfte des Körpers ganz und gar nichts seltenes, von dem Schöpfer vielmehr allen Menschen zugedacht und in der Einrichtung unseres Körpers tief gegründet. Davon sind so viele Menschen und so gar ganze Völkerschaften, die sich derselben erfreuen, ein Beweiß, um so mehr, da sie in der wesentlichen Einrichtung ihres Leibs von den Kränklichen und Schwacheu in nichts verschieden sind.

So lang daher der Mensch seiner Natur gemäß lebt, oder dieselbe in seinen Voreltern nicht geschwächt worden ist, weißt er von wenigen Krankheiten, und alle Uebel, die ihn hierin betreffen, stossen ihm entweder von äusserlichen Ver-

letzun-

letzungen, von Zufällen, merklich schlimmen Witterungs-Einfluß, von aussen her kommenden ansteckenden Seuchen zu; oder sie haben ihren Grund in der, endlich unvermeidlichen Abnahme seiner Maschine.

Zu diesem Endzwek hat der Schöpfer in dem menschlichen Bau alles auf das weiseste eingerichtet. Die zarte, leicht verlezbare Theile haben eine Lage bekommen, die sie dafür bewähret, oder sind zu ihrer Sicherheit hinlänglich bedekt worden. Immer muß ein Theil dem andern behülflich seyn oder vorarbeiten, und jeder hat nicht nur sein eigenes Geschäfte sondern auch die nöthige Kräfte, um das Seinige zu seiner und des Ganzen Erhaltung beyzutragen; Kräfte, wobey der Mensch nur wenig zu thun hat, und die der Schöpfer meistens, ohne das Zuthun des Menschen wirksam seyn läßt, wie z. B. das Klopfen des Herzens, der Kraislauf des Bluts, die Bewegung des Eingeweydes u. s. w. Zwar muß der Mensch, wenn seine Gesundheit erhalten werden soll, das Seinige freylich auch thun, muß z. B. Nahrung zu sich nehmen und dabey gleichsam die erste Hand anlegen; aber auch dazu mahnt ihn die Natur durch den Hunger und Durst, und schreibt ihm vermittelst der Sättigung die Gränzen vor; und die Hauptsache, wodurch die Nahrung verarbeitet, den gehörigen Gefässen zugeführet, darin abgesondert, in die bestimmte Gegenden des Leibs geleitet und daselbst in die Stelle der abgegangenen Theile gebracht wird; davon weiß der Unwissende nichts, und dabey hat der Weise nichts zu thun.

Das Blut könnte durch die beständige Bewegung zu sehr erhizt, verdikt und vermindert, und die festen Theile zu sehr erschlaft und abgerieben werden; aber da stellt sich ein Gefühl ein, das der Mensch zulezt nicht abhalten kan und das ihn in seiner Thätigkeit anhält, die Müdigkeit und ihr Gefährde, der Schlaf, worin das Blut wieder langsamer

fliessen darf, die Nerven und Muskeln gleichsam abgespannt werden und neuen Zufluß bekommen, die Glieder ruhen und neue Stärke sammlen, um ihre Verrichtungen nachher wieder aufs neue vornehmen zu können. Und diese Ruhe höret wieder auf, um dem Wachen und der Bewegung Plaz zu machen, die in ihrer Art nnd auf die gehörige Weise zu der Gesundheit, zu der Vertheilung und Aussonderung der Säfte, zur Abhärtung und Stärkung unserer Glieder u. s. w. eben so nöthig als ersprießlich ist.

Dinge, die der Einrichtung des Leibs zuwider sind, bleiben es nicht immer, und an viele kan sich der Mensch, vermittelst einer bewundernswürdigen Modificabilität so gewöhnen, daß sie ihm zulezt nicht mehr schaden, oder sich gar mit seiner Natur befreunden.

Daneben hat der Schöpfer nicht nur von aussen her tausenderley stärkende, dem Leib taugliche Gewächse und andere Erzeugnisse aufgestellt, und nicht nur dem Gifte sein Gegengift an die Seite und in die Nähe gesezt; sondern auch den Leib so eingerichtet, daß er sich ihre Kraft zueignen und damit öfters die gröste Hindernisse überwinden kan.

Auser diesem besizt der menschliche Körper jene Kraft, das, was durch äusserliche und zum Theil durch innerliche Verletzungen an ihm verderbt worden ist, wieder zu ersetzen, zwar nicht in demjenigen Grade, wie manche andere Geschöpfe, aber doch auch in einem gewisen, und das zeigt sich deutlich bey Verwundungen. Auch gibt es Proben genug, wie unzählich vielen Angriffen von aussen und Zerrüttungen in seiner innern Beschaffenheit er zu widerstehen im Stand ist. Man hat mehr, als ein Beyspiel, daß selbst sehr merkliche Verletzungen der edelsten Theile, z. B. des Gehirns, des Herzens und der Leber die Lebenskraft nicht immer hemmen konnten; so wie es auch viele Menschen ge-

geben

geben hat, welche bey versteinerten oder vereiterten Gehirns-theilen, einem angegriffenen oder verwachsenen Herzen, ohne Unbequemlichkeiten, gleich andern, gelebt haben, und Morgagni berichtet von einem Judenmädchen, daß sie hundert Jahr alt geworden sey, ob sie gleich den Koth durch die Geburtsglieder von sich gab *).

Aber bey alle dem ist doch auf der andern Seite auch nicht zu läugnen, daß der menschliche Leib in seiner Einrichtung, Gesundheit und Kräften nicht nur überhaupt auf tausenderley Arten zerrüttet werden; sondern daß besonders auch die Harmonie, die von der Natur zwischen den Kräften der Fasern und dem Zustand der Säfte errichtet worden ist, durch Erziehung und Lebensart gar häufig unterbrochen werden kan, und je mehr sich der Mensch der Verfeinerung nähert, auch wirklich desto mehr unterbrochen wird. Daher eine so reiche Anlage zu Krankheiten in beyden Theilen!

Man hat die erstaunende Menge von Krankheiten, wovon kein Theil des menschlichen Leibs ausgenommen ist, in eine Classification gebracht, wovon folgende, jedoch noch äusserst allgemeine, eine Probe ist **), und sich auf die Eintheilung des Körpers in feste und flüssige Theile gründet.

I. Die Krankheiten der festen Theile sind die Fieber; diejenige, welche in einer widernatürlichen Zusammenziehung der Muskel-Fibern bestehen; diejenige, welche in einer Schwäche der Theile des Körpers ihren Grund haben; die Geschwulste und Geschwüre.

A) Die

*) De sed. et causs. morbor. L. III. ep. 32. Ploucquet von der physischen Erbfähigkeit, §. 74.

**) Berlinisches Lehrbuch, woselbst es umständlicher vorkommt, S. 161 — 165.

A) Die Fieber bestehen in einer widernatürlichen Hitze des ganzen Körpers, die von einer innerlichen Ursache herrühret, mit einem geschwinden Puls verknüpft ist und sich nach vorhergegangenem Frost einstellet. Sie sind entweder abwechslende, wie das tägliche, dreytägige und viertägige kalte Fieber; oder anhaltende, welche leztere entweder aus einer verdorbenen, scharfen öfters faulenden Materie im Geblüte entstehen, und einen Ausschlag verursachen, z. B. den rothen und weissen Friesel, die Nesselsucht, das Schaarlachfieber, Pocken, Masern, Fleckfieber, Pest, oder ohne Ausschlag sind, wie das hektische, das Gallen- das Flußfieber: oder sie entstehen aus einer Entzündung in einem Theile des Körpers, im Gehirne, Halse, den Muskeln und Häuten der Seiten, der Lunge, dem Zwergfelle, dem Magen, den Gedärmen, dem Gekröse, der Leber, Milz, Nieren, Blase, Augen, Ohren.

B) Die Muskel-Krankheiten äussern sich entweder nur in einigen Theilen des Körpers, in den innerlichen, z. B. Krampf, Herzgespann, Kolik, Darmgicht u. s. w. in den äusserlichen; z. B. Kopf- Zahn- Ohrenschmerzen, Gelenksucht, Podagra, Hüftweh: oder sie zeigen sich in allen Theilen, z. B. Erstarrung, Hypochondrie, Mutterwehe, fallende Sucht, Kriebelkrankheit.

C) Krankheiten der Schwäche äussern sich in den Muskeln, wie die Ohnmacht, Schlagfluß, Lähmung, Schlafsucht; in den Nerven, z. B. Schwindel, schwarze Staar, Taubheit, einige Arten der Tiefsinnigkeit, Stekfluß, Godbrennen, Lienterie.

D) Geschwulsten gibt es in den Adern, ferner die Rose, die wässerige Geschwulst und der Gliedschwamm, die Mißfarbe, Wassersucht, Windsucht; Geschwüre zeigen sich in der Lungen, Leber, Nieren u. s. f.

II. Die Krankheiten der flüssigen Theile des Körpers sind

1) die Blutflüsse, das Nasenbluten, Blutspeien, Blutsturz, Blutharnen, Hämorrhoiden.

2) Diejenige, welche durch häufige Absonderung des Rotzes, des Schleims, der Galle und des Blutwassers entstehen; als Schnupfen, Durchlauf, Gallenfluß, Leberfluß, rothe und weisse Ruhr, übermäsiges Harnen.

3) Diejenige, die von einem Gewächs herrühren, das sich in den flüssigen Theilen erzeugt, als das Gewächs im Herzen, der Gallen- Nieren- und Blasen-Stein.

4) Diejenige, die aus einer Schärfe in den flüssigen Theilen entstehen, wie der Scharbok, die gelbe Sucht, die Krätze und die venerische Krankheiten.

Diese kurze Eintheilung ist hinreichend, uns die Empfänglichkeit des, aus dem Geleise der Natur gerükten, menschlichen Leibs zu erstaunend vielen Krankheiten vor Augen zu stellen. Eben dieses äussert sich aber nicht blos in der Menge der Krankheiten, denen er ausgesezt ist; sondern auch in der Ansteckung und grossen Ausbreitung einer einigen, nicht nur über ganze Welttheile, sondern auch auf ganze Jahrhunderte. Man darf in diesem Betracht nur den Aussaz, die Pocken und die venerische Krankheit nennen; Uebel, die, so bald sie von aussen her mitgetheilet wurden, sich dem Geblüt ganzer Nationen eigen machten, und zum Theil seit dem als ein verborgenes Gift in ihren Adern schleichen. So wurde bekanntlich der Aussaz, der durch die Kreuzzüge in Europa eingeführt wurde, so allgemein, daß man schon unter König Ludwig VIII. in Frankreich mehr, als 2000 Häuser, worin Aussäzige eingeschlossen und verpflegt wurden,

und in ganz Europa über 19000 gezählet hat *). Moehsen sezt hinzu, daß endlich im fünfzehenten Jahrhundert der Aussaz durch die venerische Krankheiten und die allgemeiner gewordene Pocken verdrängt worden sey **); aber welch ein Ersaz! — und wem muß nicht das Herz bluten, wenn er lieset, was für traurige Veränderungen und Niederlagen diese leztere Uebel besonders auch bey solchen Völkern verursacht haben, die vor den Europäischen Besuchen gar nichts davon wußten, z. B. in Lappland, Grönland, auf dem Vorgebürg der guten Hofnung, u. s. w.; Niederlagen, die diese Nationen zum Theil fast ganz aufrieben, oder von welchen sie sich doch schwerlich mehr ganz erholen werden. Nun kennt man zwar diese Uebel, und weiß, wenigstens in Absicht der venerischen Seuche, die Gegenmittel; aber panischer Schrecken gieng vorher, und sie mußten mit unzähligen, und zum Theil auch königlichen und fürstlichen Opfern erkauft werden.

Manchmal lauft eine Krankheit unter einem einigen Nahmen; aber es scheint, als wenn aus Pandorens Büchse das mannigfaltige Unheil mit ihr zugleich ausgegossen worden sey.

*) Essai historique de la Medecine en France, S. 187. Frank, medicinische Policey, I. Th. S. 53. Moehsen, Geschichte der Wissenschaften und der Arzneygel. in der Mark Brandenburg, I. Th. S. 281. f. In Baiern sollen sich, wie mir von guter Hand versichert worden, die jährliche Einkünfte der Siechenhäuser noch wirklich auf 150,000 Gulden belaufen, sagt Frank am a. O.

**) Wie sehr wäre es zu wünschen, daß das venerische Uebel nicht auch so, sondern nach der Prophezeyung eines unserer grösten europäischen Aerzte, wie Herr v. Pauw sagt, sich enden möchte, kraft deren das Blut unserer zehnten Zeugung gereinigt seye und man die Natur und Liebe wieder in alle ihre Rechte werde eingesezt finden. Philos. Unters. n. d. Am. I. Th. S. 17.

sey. Zum Beyspiel mag die Beschreibung dienen, die in Ansons Reise von dem Scharbok vorkommt. Diese Krankheit, heißt es, welche bey allen langen Seereisen so gewöhnlich ist, ist gewiß eine von den seltsamsten und wunderbarsten, welche den menschlichen Körper angreifen. Ihre Zufälle sind unbeständig und unzählbar, und ihr Fortgang und Wirkung überaus unordentlich, weil kaum zwo Personen in ihren Klagen vollkommen übereinstimmten. Und wenn auch bey ihnen die Zufälle einigermasen ähnlich befunden wurden; so äusserten sie sich doch auf eine ganz unterschiedene Weise. Sie nimmt die Gestalt vieler Krankheiten an, und kan nicht wohl durch eigene und unfehlbare Kennzeichen beschrieben werden; doch bestehen die gewöhnliche Kennzeichen in grossen, farbenlosen Flecken, die über den ganzen Leib zerstreut sind, in geschwollenen Beinen, faulem Zahnfleische, und vornehmlich in einer ausserordentlichen Mattigkeit, die auf eine, wiewohl sehr geringe Arbeit zu folgen pflegt, und diese Mattigkeit schlägt zulezt in häufige Anfälle von Ohnmacht aus, welche sich bey der geringsten Verrichtung, wozu Leibeskräfte erfordert werden, oder so gar bey der geringsten Bewegung, äussern.

Dieses Uebel ist auch mit einer ungewöhnlichen Angst und mit einem heftigen Schauder und Zittern verbunden, so daß der Kranke bey dem geringsten Zufalle leicht mit dem entsezlichsten Schrecken kan überfallen werden. Es war gewiß, wird beygefügt, bey der oftmaligen Erfahrung, die wir davon hatten, sehr merkwürdig, daß alles, was unsern Leuten den Muth nahm, oder zuweilen ihre Hofnungen verminderte, der Krankheit allezeit neue Stärke gab: denn gemeiniglich tödteten sie diejenigen, bey welchen sie den höchsten Grad erreicht hatten, und nöthigten die, so vorher noch einige Dienste thun konnten, das Bette zu hüten; so daß es

schien, als wenn ein aufgeräumtes Gemüth und fröhliche Gedanken keine schlechte Mittel wären, sich gegen ihre schädliche Wirkung zu verwahren. Allein es ist schwer, das lange Verzeichniß der, bey dieser Krankheit sich ereignenden Nebenumstände vollständig zu machen; denn sie verursachten öfters faulende Fieber, Seitenstechen, die gelbe Sucht und heftige Gichtschmerzen. Zuweilen brachte sie eine heftige Verstopfung zuwege, die gemeiniglich mit einem schweren Athem vergesellschaftet war, und dieses wurde für den tödtlichsten von allen scorbutischen Zufällen gehalten. Ein andermal ward der ganze Leib, insonderheit aber die Schenkel von sehr bösartigen Geschwüren angegriffen, worauf faule Beine mit so häufigem, schwammigtem Fleisch erfolgten, daß alle Arzneyen kraftlos waren. Allein, als ein ganz ausserordentlicher Umstand, und der auf ein einzelnes Zeugniß kaum glaubwürdig wird, kan dieses angesehen werden, daß alte Wunden, welche vor vielen Jahren zugeheilt waren, durch dieses giftige Uebel wieder aufbrachen. Hievon hatten wir an einem Invaliden, der vor mehr als 50 Jahren in der Schlacht an der Boyne war verwundet worden, ein merkwürdiges Beyspiel: denn ob er gleich bald darauf war geheilt worden, und sich viele Jahre ganz wohl befunden hatte; so giengen doch die Wunden, als er vom Scharbok angegriffen ward, wieder auf, und sahen so aus, als wenn sie niemal wären zugeheilt worden, ja was noch mehr zu bewundern ist, so fand man, daß die harte Haut an einem zerbrochenen Beine, welche vor langer Zeit völlig darüber gewachsen war, sich so aufgelößt hatte, daß es ein ganzer frischer Bruch zu seyn schien. Gewißlich, die Wirkungen dieser Krankheit waren fast in jedem Augenblik bewundernswürdig: denn ob gleich viele von unsern Leuten bettlägerig waren, so schienen sie doch noch ziemlich gesund zu seyn; denn sie assen und tranken gern, waren lustig und redeten mit einer lauten und

starken

starken Stimme, woraus man hätte schliessen mögen, daß sie noch Kräfte genug hätten: und gleichwohl, wenn sie sich nur im geringsten und nicht weiter als von einer Ecke des Schifs nach der andern bewegten, starben sie auf der Stelle. Andere, welche sich auf ihre scheinbare Stärke verliessen und sich aus dem Bette machen wollten, blieben todt, ehe sie das Verdek erreichen konnten; und es war bey denen, welche noch auf dem Verdek gehen und einige Dienste thun konnten, nichts ungewöhnliches, daß, wenn sie sich etwas mit äussersten Kräften zu thun bemühten, sie in einem Augenblik todt niederfielen *).

So wunderbar und verschieden aber die Zufälle dieser beschriebenen Krankheit sind; so hat man doch in Absicht der (meisten) übrigen bemerkt, daß eine gewise Einförmigkeit darin herrscht. Fast in allen Ländern von Europa, sagt Zimmermann, haben die meisten hitzige Krankheiten, und folglich zwey Drittheile aller Krankheiten die gleiche Zufälle, den gleichen Ausgang, die gleichen Zeichen wie bey dem Hippokrates. Auch sagte der Vater der Arzneykunst, seine Beobachtungen treffen in Libyen und in Scythien, und folglich den entgegengesezteten Himmelsstrichen ein. Eine fast unglaubliche Anzahl von Krankheiten kommt in seinen Schriften vor, deren Nahmen sich nicht verändert haben, und die in dieser langen Zeit immer durch die Zeichen sind erkannt worden, die Hippokrates selbst davon gegeben hat **). Eben diese beobachtete Einförmigkeit aber dienet nicht blos zu einer Spekulation weiter, sondern ist für die Menschen von dem grösten Nutzen. Dadurch konnten sie seit so langen Zeiten viele Erfahrungen sammlen, die Wirksamkeit der Gegenmittel versuchen und erproben, endlich Theorien errich-

*) Ansons Reise um die Welt, in 8. S. 139.

**) Von der Erfahrung, II. B. S. 54 — 56.

ten und den Krankheiten auf die dienliche Art gleich in ihrem Anfang begegnen. Das Gegentheil davon zeigte sich deutlich, als die Venusseuche zum erstenmal erschien, und die Aerzte selbst, und zum Theil lange, nicht wußten, wie sie dieses Uebel anzusehen und ihm zu begegnen hätten.

§. 20.

Von dem menschlichen Lebensziel, der Ordnung im Tode, und seinen Ursachen.

Ueberall gibt es, ordentlicher Weise, und wo es nicht durch zufällige Krankheiten und zerstörenden Einfluß von aussen her verkürzet wird, ein gewises bestimmtes Ziel des menschlichen Lebens, welches mit der Zeit des Wachsthums unsers Körpers in einem Verhältniß stehet, so verschieden auch die Nahrungsarten der Völker und der Himmelsstriche, worunter sie leben, seyn mögen. Man sezt es bekanntlich bis in das neunzigste oder hundertste Jahr. Diese Beschaffenheit in der Dauer des menschlichen Lebens bemerket man so gar auch in denjenigen Ländern, worin sich die Reife oder Mannbarkeit sehr frühe einstellt. Die mauriſchen Weiber sind im zehnten oder zwölften Jahre schon Mütter, im zwey und zwanzigsten Jahre Großmütter und hören im dreyßigsten auf zu gebähren. Demunerachtet leben sie, wie Schaw berichtet, mehrentheils so lang, als die europäiſchen Weiber, und sehen daher fast alle viel Enkel und Urenkel um sich. Die Ausnahmen hievon bey ganzen Völkern beziehen sich daher immer, entweder auf den allzuschlimmen Einfluß ihres Himmelsstrichs oder ihrer Lebensart, oder auch ihrer Ausschweifungen im Genuß der sinnlichen Liebe. Und wenn man daher vernimmt, daß die Guineiſchen Neger im vierzigsten Jahr abgelebte Männer zu seyn scheinen, und im fünfzigsten unter die betagte Greise gehören; so wird

man

man sich darüber nicht wundern, wenn man zu gleicher Zeit lieset, daß ihre Kinder, mit Zulassung der Eltern, von ihrer zartesten Jugend an sich den wollüstigen Anfoderungen ihrer hitzigen Natur ohne alle Zurükhaltung überlassen, und daß ein Mädchen, welches sich seiner Jungferschaft erinnern könnte, unter diesem Volk die gröste Seltenheit ist *).

Bey dem allen tretten aber die einzelne Menschen zu mancherley Zeiten und auf mancherley Weisen von dem Schauplaz ab. Neben dem Grabe des Greisen wird oft die Erde für einen Säugling geöfnet, und eben so folgen der Jüngling, der die Gefahren des kindlichen Alters überstanden, und der Mann, in welchem sich die jugendliche Hitze abgekühlet hat, einander öfters im Tode nach. Ueberhaupt sterben die wenigste Menschen eines natürlichen Todes, oder so, daß die thierischen Kräfte in ihm blos durch den natürlichen Verfall des Körpers, nach der Periode seiner Vollkommenheit, zu wirken aufhören sollten, und die meiste Todesarten sind vielmehr zufällig.

Inzwischen gibt es doch auch, wenn man es auf das Ganze beziehet, allgemeine Gesetze der Sterblichkeit und eine gewise Ordnung im Tode.

Je schwächer und zärter der Körper ist, desto eher ist er auch tödtlichen Verletzungen ausgesezt, und desto mehr Menschen sterben also in den Jahren der Kindheit. Daher kan man die Wette nach der Geburt des Menschen kaum auf 7 bis 8 Jahre anstellen. Wenn aber diese, für eine so grosse Anzahl von Kindern tödtliche Periode überstanden ist; so nimmt die Lebensfähigkeit beträchtlich zu, und man kan bis auf 42 Jahre wetten.

*) Voyage de *Bosman*. S. 118.

Die Jugend sollte zwar bey dem Besiz ihrer raschen Kräfte und bey ihren noch so fernen Aussichten auf das möglichste höchste Lebensziel von dem Tode am entferntesten seyn; aber je feuriger sie ist, und je leichter sich dieselbe Ausschweifungen und Erschöpfungen überläßt; desto eher kan sich ihr Blut entzünden, ihre Lebenskräfte sich erschöpfen, die Lunge verschleimen u. s. w., so, daß sie entweder schon da hinwelkt, oder doch die Anlage zu einem früheren Tode in ihr gelegt wird. Daher kan man nach den, auf Sterbenslisten gegründeten Gesetzen der Wahrscheinlichkeit, im 12ten Jahr nur auf 39, und im 20sten auf $33\frac{1}{2}$ wetten *).

Das erwachsene Alter, welches jene Klippen vorbeygesegelt ist, Stärke und abgehärtete Glieder besizt und auch sonst durch Gewohnheit und Uebungen zum Ausdauren geschikt worden ist, ist, ordentlicher Weise, vor dem Tode am sichersten. Weil sich aber doch von dem Alter der Jugend her ein Saame des Verderbens angelegt haben kan, und im Anfange des erwachsenen Alters die jugendliche Reizbarkeit sich selten ganz verlohren hat; so gilt die Wette vom 30sten Jahr an nur auf 28 weitere.

Diesem zu Folge würde das Leben des Menschen nach Masgabe der zunehmenden Jahre, worin es immer gesicherter und von innern Zerstörungen entfernter wird, immer weiter steigen können, wenn wir uns nicht durch das Zunehmen der Jahre dem Zeitpunkte näherten, worin unsere körperliche Maschine, natürlicher Weise, wieder abnimmt. Je mehr sich daher unsere Jahre mehren, desto weniger können wir ihnen endlich von hinten her zusetzen, so daß uns

*) Dieses widerspricht der obigen Wette in der Kindheit nicht, weil man darin den Fall voraussetzen darf, daß sich das Kind vor den Fehlern des Jugendalters vielleicht hüten werde.

uns im 85sten Jahr nur noch eine Aussicht von ungefähr drey Jahren erlaubt ist *).

Betrachtet man aber die Sterblichkeit noch aus andern Gesichtspunkten; so fande man

1) daß die allgemeine Sterblichkeit, ohne Rükſicht der verschiedenen Lebensalter oder des Aufenthalts, jährlich $\frac{1}{35}$ oder $\frac{1}{36}$ ist; daß also, wenn man die Anzahl der lebenden Menschen auf dem Erdboden auf 1000 Millionen sezt, in einem Jahr eine Anzahl von beynahe 30 Millionen, in einem Tag 82000 und in jeder Sekunde Einer stirbt.

2) Daß sich die Sterblichkeit nach der Beschaffenheit des Aufenthalts verändert; so daß sie

a) in Dörfern oder auf dem Lande $\frac{1}{40}$;

b) in kleinen Städten $\frac{1}{32}$;

c) in grössern, wie Berlin $\frac{1}{28}$;

d) in noch grössern, wie Rom, London $\frac{1}{24}$ bis $\frac{1}{25}$ beträget; Unterschiede, deren Ursachen sich leicht einsehen lassen und die zugleich in vielerley Betracht merkwürdig sind.

Der Tod selbst, oder der Untergang aller unserer Kräfte erfolgt

1) durch alles, was die natürliche, animalische Bewegung unseres Herzens gänzlich aufhebt, und so bald alle thierische Wirkungen im Körper, die von dieser Kraft herrühren, völlig aufhören.

*) Büffon, V. Th. wo diese Wetten und Aussichten umständlicher vorkommen.

2) Durch alles, was die ursprüngliche, thierische Lebenskraft des Gehirns gänzlich aufhebt, und so bald alle thierische Wirkungen im Körper, die von dieser Kraft herrühren, ebenfalls gänzlich aufhören.

3) Durch alles, was entweder beyde ursprüngliche thierische Lebenskräfte des Herzens und Gehirns zugleich aufhebt, oder Eine von beyden dergestalt hindert, daß die Andere dadurch vernichtet wird, und so bald alsdenn die Wirkungen beyder oder Einer von beyden im Körper insgesamt und völlig aufhören.

4) Durch alles, was das ganze System unserer körperlichen Maschine aller seiner natürlich möglichen thierischen Verrichtungen gänzlich unfähig macht, und die Wirkungen, die von dem Vermögen dazu abhangen, aufhören.

5) Wenn diejenige natürliche Eindrücke gänzlich manglen, welche die ursprüngliche thierische Lebensverrichtungen im Zustande der Natur unterhalten müssen; und so bald die Wirkungen, die von diesen Eindrücken herrühren, entweder in dem Herzen und Gehirn zugleich, oder in Einem von beyden aufhören. Z. B. wenn das Herz durch eine gänzliche Verblutung seine thierische Bewegung verlieret; wenn die Säfte erstarren; u. s. w. *)

*) Unzer, Physiologie, S. 714—721.

Dritter Abschnitt.

Von den einzelnen Ausnahmen und Verschiedenheiten in der körperlichen Beschaffenheit des Menschen.

§. 21.

Kurze Anzeige von den Ursachen dieser Ausnahmen und Verschiedenheiten.

Wenn unter irgend einer Art von Geschöpfen Ausnahmen und merkliche Verschiedenheiten in ihrer körperlichen Beschaffenheit Statt finden; so ist es aus mancherley Ursachen die menschliche Gattung; nicht zwar, als wenn jene von dem Schöpfer nicht auch an gewisse und genau bestimmte Gesetze gebunden wäre, welches sowohl aus dem Vorhergehenden als aus der allgemeinen Erfahrung seit so langen Zeiten genugsam erhellet, und wegen der Bestimmung des Menschen zum Voraus zu vermuthen ist; sondern weil keine andere Art von Geschöpfen einem so mannigfaltigen Einfluß von aussen her ausgesezt ist, als eben die menschliche.

Die Verschiedenheit der Himmelsstriche, die auch auf die übrige thierische Naturen einen so starken Einfluß haben, und welche den Menschen alle treffen; die mannigfaltige und zum Theil so sehr verschiedene Art und Weise, wie sich nähren; die Varietäten und Anomalien in der Befriedigung ihres Zeugungstriebs; die Menge von Krankheiten unter dem gesitteten Theil des menschlichen Geschlechts, welche ihr körperliches System so sehr zerrütten

und

und verändern müssen; der Einfluß, den so vielerley und öfters so gereizte und heftige Leidenschaften, und in seiner Art auch die Einbildungskraft auf unsern Körper haben; dieses alles und noch so manches Andere, welches auf die Natur des Menschen schon von so langen Zeiten her, bald mehr bald weniger vereint, gewirket hat, und öfters von seiner Entstehung und Bildung an in dieselbe wirket, sollte die Gleichförmigkeit unsers Geschlechts sehr vermindert, und nach und nach durch den, so lang fortgesezten und mächtigen Eindruk auf unsern Körper die merklichste Verschiedenheiten hervorgebracht haben.

Die Erfahrung selbst zeiget auch deutlich genug, daß diese äusserliche und innerliche Ursachen nicht ohne Wirkung geblieben sind, und stellet uns sowohl im Ganzen als im Besondern mannigfaltige Verschiedenheiten auf; Verschiedenheiten, die zum Theil von Einigen für so erheblich angesehen wurden, daß sie eine wesentliche Verschiedenheit darin finden wollten und besondere, von andern Stamm-Eltern herrührende Menschenrassen annahmen. Ehe wir uns aber in die Untersuchung ihrer Gründe einlassen, wollen wir sowohl in diesem als in dem folgenden Abschnitt die Erscheinungen, die uns die Erfahrung hierinn aufstellt, betrachten, und die Ursachen, von welchen sie herrühren mögen, beyläufig prüfen.

§. 22.

Von den Mondsaugen-Menschen, Kakerlacken, Chagrelas, Albinos und den Linneischen Trogloditen.

Eine der beträchtlichsten Ausnahmen macht jene Art von Menschen, die hin und wieder in Amerika zerstreut sind und die man Leute von Mondsaugen nennet. Wafer, ein

ein engländischer Wundarzt, der sich lange in dem darischen Isthmus aufhielt, gibt uns von denselben die ausführlichste Nachricht. Es gibt eine Art von Menschen, sagt er, die in der ganzen darischen Erdenge zerstreut sind, der Anzahl nach, etwa aus dreyhundert bestehen und von den übrigen Einwohnern ganz verschieden sind. Diese Menschen sind weiß, ohne irgend etwas von röthlicher Farbe in dem Angesicht zu haben; aber diese Weisse gleicht der Weisse eines Schimmelpferds, und hat keine Aehnlichkeit mit der Farbe der Europäer, selbst derjenigen nicht, die am blassesten aussehen. Ueber den ganzen Leib haben sie eine Art von meelichtem Pflaum, welcher die Weisse ihrer Haut noch erhöhet. Ihre Augbraunen sind weiß, wie Milch, so wie auch ihre Kopfhaare. Die Augenlieder sind abwärts gezogen, und sehen wie ein herabstehender halber Mond aus. Den Tag hindurch halten sie sich verborgen und fliehen das Licht der Sonne, weil ihnen dasselbe Thränen auspreßt; hingegen sehen sie sehr gut bey Nacht, weswegen man ihnen den bemeldten Nahmen Mondsaugenleute gegeben hat. Den ganzen Tag über sind sie träg nnd unthätig; aber bey Nacht laufen sie mit der grösten Behendigkeit in den Wäldern herum. Sie leben nicht lang und sind kleiner, als die übrigen Indianer, von welchen sie verachtet, und als Ungeheuer angesehen werden. Sie sind kein besonderes Geschlecht von Menschen, sondern werden von Eltern gebohren, welche die gewöhnliche amerikanische Kupferfarbe haben. Sie kommen auch aus keiner Vermischung der Europäer mit den Indianern her, indem wenig Europäer in diese Erdenge kommen, und es sehr selten ist, daß sie den Weibspersonen des Lands beywohnen. Ausserdem sind sie von den Europäern eben so sehr, wie von den übrigen Indianern verschieden. Ich bekenne, sagt Wafer, daß ich die Ursache ihrer Farbe nicht errathen kan; aber Lacenta (ein indianischer Fürst) dachte, daß sie

von

von der starken Einbildungskraft der Mutter herrühre, indem sie zu der Zeit, wenn sie empfängt, den Mond betrachtet *).

Die Patronen der Hypothese, daß das Menschengeschlecht von verschiedenen Stammeltern entsprossen sey, hätten also in der Beschaffenheit dieser zahlreichen, milchfarbnen Mondsaugenleute zur Unterstützung ihrer beliebten Meynung weit mehreren Grund, als in allen andern, von ihnen angeführten Verschiedenheiten, wenn es nicht, zum Unglük für ihr Placitum, eben so gewiß als bekannt wäre, daß ihre allernächste Stammeltern ganz und gar keine solche Farbe und ganz und gar keine solche lichtscheue Augen und gekrümmte Lieder hätten. Vermuthlich rühret es deswegen auch davon her, daß sie sich auf ein solches, sonst so blendendes Faktum nicht berufen haben. Sowohl Büffon als andere leiten daher diese Erscheinung von einer Art von Krankheit und Aussaz her, welches nicht nur in dem bemeldten meelichten Pflaum ihrer Haut, sondern auch darin einen wahrscheinlichen Grund zu haben scheinet, weil es manche Himmelsstriche und Länder gibt, worin jener sehr gemein und zugleich von mannigfaltiger Art ist. So gibt es, nach andern Berichten, unter den Malabaren einen Aussaz, der ihnen die Farbe und zugleich alle Kräften benimmt. Eben dieser Ursache schreibt man auch die Beschaffenheit der sogenannten Kakerlacken oder weißgetiegerten Schwarzen zu, deren Streifen gleichfalls eine Art von Aussaz zu seyn scheinen, weil sie nicht glatt wie die übrige Haut, sondern rauh, uneben, narbicht und runzlicht sind. Andere hingegen leiten es davon her, weil der Schleim in der Rezhaut verzehrt worden sey **), welches mit den bemeldten Veränderungen auf

*) Hist. des Decouvertes des Europeens, T. VIII. ch. 8. S. 164. *Buffon*, Hist. de la Nat. Tom. VI. S. 289.

**) Physik des Menschen, I. Th. S. 113.

auf ihrer Oberhaut ebenfalls wohl zu reimen ist, und zugleich mit der Wahrnehmung, daß der Grund der schwarzen Farbe in dem Schleim der Nezhaut liegt, übereinkommt.

Hieher kan man auch die Chagrelas auf der Insel Java rechnen, von welchen gemeldet wird, daß sie eine weisse und gelblichte Farbe haben und ebenfalls so schwache Augen, daß es ihnen fast unmöglich ist, das helle Tageslicht zu ertragen, und die deswegen auch am Tage mit niedergeschlagenen, beynahe ganz verschlossenen Augen herumschleichen, statt daß sie des Nachts vortreflich sehen sollen. Das merkwürdigste ist, daß sie ein ganzes Volk ausmachen sollen *), da man doch sonst gefunden hat, daß solche besondere Menschen ihre Art nicht fortpflanzen, sondern daß ihre Kinder (wenn sie manchmal einige zeugen), die, ihrem Lande eigenthümliche Farbe und Leibesbeschaffenheit wieder bekommen. Inzwischen sind mir auch die nähere Umstände dieses bemeldten Volks, woraus sich, wenn es dem so ist, diese Besonderheit vermuthlich würde erklären lassen, nicht weiter bekannt.

In Absicht des Grundes, welchen diese besondere Art von Menschen haben solle, fand jedoch Forster eine Ausnahme bey einem einzelnen Mann in Neucaledonien. Unter anderem, schreibt er, trafen wir heute einen Mann an, der ganz blonde Haare, eine ausnehmende weisse Haut und das ganze Angesicht voller Blasen und Flecken hatte. Da man nun an dergleichen Leuten, die an Farbe der Haut und der Haare vom allgemeinen National-Charakter abgehen, und dergleichen man unter den afrikanischen Negern, den Amerikanern, den Molukern, und den Indianern der Südsee-Inseln angetroffen hat, mehrentheils eine grosse Schwäche

des

*) Voyage de Legat. T. II. v. Pauw, rechnet sie weiter unten unter die gewöhnliche, nur einzeln sich zeigende Arten dieser Menschen, und hat vermuthlich völliges Recht dazu.

des Leibs und vornehmlich eine besondere Blödigkeit der Augen bemerkte; so haben es Mehrere von einer Krankheit der Eltern hergeleitet. Allein bey jenem Neucaledonier war nicht das geringste Zeichen einer körperlichen Schwäche und eben so wenig mangelhaftes an den Augen zu bemerken. Es müssen also seine Haut und seine Haare von einer ganz andern und gelindern Ursach entfärbt worden seyn *). Vielleicht war aber die Ursache doch dieselbe, nur daß sie hier von keiner solchen Stärke ware, und die sonstige bösartige Wirkung auf die übrige Leibesbeschaffenheit an diesem einzelnen Menschen nicht gehabt hatte. Dieses ist desto eher zu vermuthen, weil man doch sonst das Aehnliche, nehmlich die Flecken in seinem Gesichte und die Weisse an seiner Haut wahrnehme.

Dieses sind sowohl die Nachrichten als die Erklärungen, die man von der verschiedenen Beschaffenheit dieser sonderbaren Menschen in den angezeigten Schriftstellern lieset, und es ist bekannt genug, wie sehr sie die Gelehrte beschäftiget und zu wie vielerley Meynungen sie Anlaß gegeben haben. Eben das bewog daher den Herr v. Pauw, die ganze Sache einer besondern und mühsamen Untersuchung zu unterwerfen, deren Resultate ich mit Fleiß jezt erst beyfügen will. Sie beziehen sich

1) auf die Beschaffenheit und das Daseyn der mancherley Arten solcher Menschen.

Die, in der darischen Meerenge sich befindende wurden schon vom Kortez, der Karl dem V. davon Nachricht gab, wahrgenommen; aber seine Nachricht wurde theils am Hofe, theils von den Gelehrten der damaligen Zeit, die so etwas mit ihren Begriffen nicht reimen konnten, verworfen. Die Beschaffenheit derselben gibt v. Pauw aus eben der Quelle, die oben angezeigt wurde, kürzlich auf gleiche Weise an.

Was

*) Reise um die Welt, II. Th. S. 440.

Was aber die Menschen dieser Art in andern Welttheilen betrift, so sind nach dem Vorgeben des gedachten Schriftstellers die Neger überhaupt manchen Krankheiten, wodurch sie ihre schwarze Farbe verlieren, unterworfen und pflegen sich daher durch das Schlangenfleisch, das vermittelst seines vielen alkalischen Salzes das geronnene Blut auflöset und die dicke Flüssigkeiten verdünnet, zu heilen. Jedoch sind diese kranke Afrikaner von den eigentlich sogenannten Albinos oder Dondos verschieden, weil diese niemal schwarz gewesen, ob sie gleich von schwarzen oder braunen Eltern gebohren sind. Man trift sie vornehmlich mitten in Afrika und an den südlichen Gränzen von Asien an. Ihre Grösse ist selten über 4 Fuß 5 Zoll. An ihrer widrigen weissen Farbe, die den ganzen Leib bedekt, sieht man nur selten kleine, linsenförmige, graue Flecken. Ihr Oberhäutchen ist nicht ölicht und hat den Staub, womit die Haut der Neger sonst durchsäet ist, nicht. Sie verändern ihre Farbe in keinem Alter, haben keinen Bart und kein Haar an den natürlichen Theilen; ihr Haupthaar ist in Afrika wollicht und kraus, in Asien hangend, lang und schneeweiß, oder auch gelbroth, wie die Morgenröthe oder wie Safran. Ihre Augbraunen gleichen den Eiderdunen oder den Pfaumenfedern am Schwanenhalse. Ihr Iris ist manchmal von einem matten und besonders schwachem Blau, manchmal lebhaft gelb, röthlich und gleichsam mit Blut gefärbt; aber ihr Stern ist, wider Einiger Meynung durchlöchert, welches sich bey Nacht genug und mehr, als bey andern Menschen zeigt. Da ihnen das Tageslicht weh thut, und sie deswegen blinzen, so hat man ihnen fälschlich eine blinzende Membran zugeschrieben; aber ihr Zwerchfell ist sehr ausgedehnt und bedekt die Iris so, daß sie ohne den Kopf hinter sich zu drehen, einen Baum auf 30 Schritte nicht erkennen würden. Ihre Hände sind schlecht gebildet, die Finger gleichsam knoticht und ihre Bewegung

mühsam. Die Muskeln des Unterkinnbackens bewegen sich mit grosser Schwierigkeit, weswegen sie mühsam kauen und eckelhaft essen. Das Gewebe ihrer Ohren ist subtiler und häutiger, die Höhle nicht geraumig und das Läppchen lang und hängend. Ihre Gesichtszüge sind halb ausgestrichene Lineamenten der National-Physionomie. Sie leben nur die Hälfte der Jahre gegen ihre Landsleute.

Diese kreidenweisse Menschen mit Katzen- oder Uhuaugen befinden sich nur in der heissen Zone bis im zehenten Grad jeder Seite der Linie oder so beynahe. Sie sind in Loango, Kongo, Angola, in Afrika; in Ceylon, Borneo, Java, in Asien; in Neuguinea in den mittägigen Landen und in Darien, in Amerika; ob es wohl auch nach den alten Nachrichten des Plinius und Solinus und nach den neuen des Chardin auch im 45 und 50sten Grad nordlichter Breite von je her bleiche Leute gegeben zu haben scheinet.

Die abendtheuerliche Meynung einiger Gelehrten, als wenn sie ein besonderes und eben so altes Geschlecht, als die Welt, ausmachten, in einem National-Körper vereint lebten, sich durch besondere und wunderliche Gesetze regierten u. s. w. ist grundfalsch, weil noch kein Reisender 10 weisse Neger beysammen angetroffen und selbst auf 300 kupferfarbene Darier nicht 1 bleicher Mensch kommt. Demanet, der sich alle Mühe gegeben, so eine Nation zu finden, fande sie nirgends und schreibt, daß sie von schwarzen oder olivenfarbenen Eltern entspringen. Man betrachtet sie daselbst wie geheiligte und seltene Thiere, und die Fürsten in Asia und Afrika und ehedem Montezuma in Amerika, unterhalten sie an ihren Höfen, (— aus denselben Beweggründen, wie weyland unsere europäische Fürsten, umgekehrter Weise, wirkliche Negers oder auch Zwergen an den ihrigen —).

2) Die Ursache dieser abweichenden Farbe und Leibesbeschaffenheit leitet Herr v. Pauw von einer Veränderung in dem zeugenden Saamen her, welcher, da er bey den Negern und braunen Menschen mehr oder weniger gefärbt, mehr oder weniger schwärzlich ist, der Veränderung mehr ausgesezt sey, als der Saame anderer Menschen indem er seine natürliche Farbe verliert, oder indem er eine andere durch die gänzliche Auflösung der gefärbten Substanz, die man aethiops animal nennet, oder durch Vertilgung derselben annimmt. Daher komme es, daß schwarze Eltern, die ein röthlichtes Kind zeugen, nachher auch weisse hervorbringen, oder auch weisse mit rothen Haaren. Da es unläugbar seye, daß der Saame von beyden Geschlechtern gleich zum Zeugungswerk beytrage; so komme es nur darauf an, welcher Saame bey beyden Geschlechtern eine stärkere Wirkung bey der Vermischung habe, oder bey welchem Theil der Saame verändert sey: daher könne ein scheckigtes, oder mit weissen und schwarzen Streifen gezeichnetes Kind gebohren werden, und davon müsse man auch die buntscheckige Tatarn in Siberien herleiten. Die Wirkungen des Saamens hierin seyen unwidersprechlich, da es bekannt genug sey, wie sich vermittelst desselben Krankheiten fortpflanzen. Der berühmte Meckel, dem Herr v. Pauw seinen Aufsaz znr Prüfung übersandte, billigte die Meynung desselben in Absicht der Entstehungs-Ursache dieser Farbe, sezt aber bey: wenn man noch die eben so verschiedene Farbe ihres Gehirns, ihres Bluts und der Feuchtigkeit, welche ihr Oberhäutchen formiret, hinzusetzet, so wird man sehen, daß die Wirkung, welche die Neger weiß macht, in einer Veränderung der wesentlichsten, flüssigen Theile ihren Grund hat. v. Pauw, nahme sie auch mit; doch sahe er mehr und hauptsächlich auf den Saamen.

3) In Absicht der Fortpflanzung dieser Menschen sagt gedachter Schriftsteller, daß sie Statt finde, wenn der Saame weniger gefährlich verändert worden sey, und so könne daher in Darien ein Blasser und eine Blasse zeugen; aber die Frucht wird nach dem Zeugniß des Wafer wieder kupferfarbig, gleich der übrigen Nation: weswegen man also schliessen müsse, daß die Ursache, welche das Blut und den Saamen der Eltern verdorben habe, bey der zweyten und dritten Zeugung wieder verschwinde. Wo aber die Leibesbeschaffenheit der zeugenden zu sehr gelitten habe, blieben sie unfruchtbar ewiglich *).

So einleuchtend die Erklärung des Herrn v. Pauw von der Entstehung dieser Menschen ist; so dünket mich doch die Art und Weise, wovon er die kupferfarbige Nachkommen dieser blassen Menschen herleitet, noch eine Schwierigkeit zu haben. Nach derselben müssen die Flüssigkeiten und der Saame der Zeugenden wieder eine bessere Beschaffenheit angenommen haben; aber das sollte doch seinen Einfluß an den zeugenden Eltern auch und zuerst äussern. Vielleicht, antwortet man, hat sich aber ihre Natur schon zu sehr an die vorige Beschaffenheit gewöhnt. Ich werde weiter unten, wo von der schwarzen Menschenfarbe die Rede seyn wird, Gelegenheit haben, meine eigene Meynung vorzutragen.

Vergleicht man nun das Bisherige mit demjenigen, was Linne von seinen Trogloditen sagt; so wird man (einige Umstände abgerechnet), eine grosse Aehnlichkeit damit wahrnehmen **). Sein Nachtmensch hält sich meistens in unterirrdischen Höhlen auf, ist nicht viel grösser, als ein neunjähriger Knabe, weiß von Farbe, weil sie nur des Nachts einhergiengen. Diese Menschen gehen aufrecht; haben

*) Ueber die Amerikaner, IV. Th. S. 1 — 34.

**) Auserlesene Abhandlungen.

haben kurze und krause Haupthaare, wie die Mohren, aber weiß; runde Augen, worin der Stern und die Oefnung goldfarbig sind; Augenlieder, die forne über die Augen liegen, weswegen sie schräg und über die Seiten blicken; unter dem obern Augenlied eine innere Augenhaut (membrana nictitans), wie die Thiere, die des Nachts umherschweifen; eine Falte am untern Theil des Bauchs, welche, wie bey den Hottentotten, die Schaam bey den Weibern bedekt; lange Arme. Am Tag leben sie in Höhlen und sind fast blind; des Nachts aber sehen sie deutlich, weswegen ihr Stern grösser, als bey uns, seyn muß, verrichten darin ihre Geschäfte, und stehlen dem Menschen, was sie antreffen und brauchen können. Ihre Sprache ist zischend, und kan schwerlich von einem Menschen gelernt werden — (doch muß sie verständlich seyn, weil einige Schriftsteller sie sagen lassen, daß sie vor Zeiten über die andere Völker der Erde geherrscht hätten, hernach aber von ihnen wären vertrieben worden; nun aber hoften sie, die Zeit werde bald kommen, daß sie ihre verlohrene Herrschaft wieder erlangen würden). An vielen Orten Indiens hält man sie in den Häusern als Knaben, und läßt sie die leichtere, häußliche Geschäfte verrichten, Wasser holen, Teller bringen.

Da Linné diese Geschöpfe in einer Reihe von Affenarten anführet, und auch in dieser Beschreibung sie von dem gewöhnlichen Tagmenschen unterscheidet; so mag dieß zu seiner, offenbar übertriebenen Meynung von der nahen Verwandtschaft der Affen und Menschen etwas beygetragen haben. Uebrigens siehet man auch, wie leicht man die Beschreibungen von sonderbaren Arten von Geschöpfen erhöhet und mit fremden oder fabelhaften Zusätzen vermehret, welches zwar Linné in andern Schriften vor sich fande, aber wobey man sich doch wundern muß, daß er, als ein so

scharfsinniger Mann, denselben Glauben beymessen, und seinen Nachtmenschen (wenn ich, ohne den schuldigen Respekt gegen diesen grossen Naturkündiger zu verletzen, so reden darf) daraus compiliren oder zusammensetzen mochte. Der Mensch hat aber nicht nur bey dem Linné das Schiksal erhalten, seiner genauen Aufmerksamkeit am wenigsten gewürdiget zu werden; sondern auch bey andern berühmten Naturverständigen; und mit Verwunderung sahe ich, daß auch Torber Bergmann, dem Linné darin nachsprache *). Neuere Beobachtungen von aufmerksamen und philosophischen Reisenden haben es indessen genug gezeigt, daß der eigentliche Nachtmensch des Linné, so wie er ihn im Ganzen schildert, nirgends, und vielmehr ein bloses Compositum von erdichteten Nachrichten und fremden Zügen theils des Affen theils der Albinos ist.

§. 23.

Von den Kretins im Walliserlande.

Fast könnte es scheinen, als wenn das Menschengeschlecht ausserdem, was Plinius und Chardin berichtet haben, in Europa keine solche merkwürdige Abartungen in seinem Schoose sehen dürfte, wenn uns nicht Zimmermann an einigen, gar nicht seltenen Menschen in dem Walliserlande auch eine eben so merkwürdige Art aufgestellt hätte. In diesem Lande, schreibt er, müssen die Einwohner ihre Kinder auf die hohen Gebirge schicken, damit sie nicht in den, zwischen hohen Marmorwänden liegenden, heissen Thälern ihr Gedächtniß verlieren und wahnwitzig werden. Vermuthlich gibt es aus eben dieser Ursache daselbst so viel Narren, deren Anzahl nach den neuesten Wahrnehmungen des Herrn v. Haller in den Ebenen und zwischen den Bergen in Gegenhaltung der übrigen Einwohner unglaublich ist. Diese Leute

*) Physikalische Beschreibung der Erdkugel, S. 461. und Anm. (b)

Leute werden von gesunden Eltern gebohren; ihr Angesicht aber hat fast gar nichts menschliches. Ihre Mäuler sind weit aufgesperrt, und der Geifer trieft ihnen über das Kinn herab. Sie haben mehrentheils Kröpfe, einen abgeschmakten Laut, und einen Geist, der zu allem unfähig ist. Diese laufen umher. Andere, deren Anzahl eben so beträchtlich ist, bringen ihre Tage, zur Bewegung ganz unfähig, im Bette zu. Sie leben lange, haben kaum mehr Verstand, als das Vieh, und in vielen Absichten weniger. Ihre Sinne sind so stumpf, daß unlängst der Herr v. Haller ein solches Thier crepiren sahe, weil es seine Nothdurft nicht verrichten wollte, bis von dem Ueberfluß des Abganges sein Afterdarm anderthalb Schuhe im Durchschnitt hatte *). Herr v. Pauw fügt aus dem, der Gesellschaft zu Lyon vorgelegten Aufsaz des Grafen von Maugiron bey, daß sie stumm, taub, und gegen Schläge fast unempfindlich seyen, abscheuliche Kröpfe, die ihnen bis auf den Gürtel herabhangen, haben, weder ungestümm noch bösartig, aber zum Denken und zu allem untüchtig seyen; sehr heftige Reitzungen zu ihren physischen Bedürfnissen hätten, und sich den sinnlichen Vergnügungen von aller Art überliessen, ohne daß sie dariun ein Laster oder eine Unanständigkeit zu finden glaubten; daß die Walliser, diese Unglükliche, welche sie Kretins nennen, für die Schuzgeister ihrer Familie und für Heilige hielten, und daß diejenige, welche so unglüklich sind, keine in ihrer Verwandtschaft zu haben, wahrhaftig glaubten, der Himmel sey über sie erzürnt: auch gäbe es dergleichen von beyden Geschlechtern und man ehre sie auf gleiche Art **). Woher diese

*) Von der Erfahrung, I. Th. S. 440.

**) Phil. Unters. über die Amer. IV. Th S. 14. Hat vielleicht dieser eingeführte Aberglauben seinen Grund nicht in einem Mitleiden für diese Unglükliche, aus der Besorglichkeit, daß man sich sonst derselben nicht würde angenommen haben? Uebrigens gibt es freylich auch in andern Ländern Narren, die man für Heilige hält, wie in den türkischen.

Erscheinung rühre, ist, wie der ältere Herr Prof. Plouc-quet sagt, schwer zu erforschen. Will man es dem Organismus ihres Gehirns und den Fasern desselben beymessen, so gibt es keinen genugsamen Grund, warum von gesunden Eltern so viele Schwache gebohren werden. Schreibt man es dem Klima, dem Wasser, den Nahrungsmitteln zu; so kan man nicht erklären, warum man in eben diesem Land so viele gute Köpfe findt, und die Einwohner desselben die deutsche, französische und lateinische Sprachen verstehen *).

§. 24.

Von den menschlichen Zwittern, und einigen andern Anomalien.

Etwas, was man hin und wieder als eine Ausnahme wahrnehmen wollte, und man jezt nur bey den Pflanzen und Thieren als wahr annimmt, waren die vorgebliche menschliche Zwitter. Ihr Daseyn in der Natur wurde zwar nicht nur in den alten Zeiten, sondern auch noch lange in unserm wirklichen Jahrhundert behauptet, und machte zum Theil einen Gegenstand der Gesezgebung aus **): auch haben zween französische Ge-

*) Differt. de praec. animae hum. Sympt. §. 96.

**) In dem preusischen Gesezbuch, (heißt es in der französischen Encyclopedie) werden die Menschen in Manns-Personen, Weibs-Personen und Zwitter eingetheilt. Die Personen der leztern Art, bey welchen sich kein Geschlecht mehr, als das andere zeigt, können sich nach Belieben eines davon wählen, dürfen aber nach geschehener Wahl ihr Geschlecht nicht mehr verwechslen. Z. B. ein Zwitter, der einen Mann geheirathet hat, darf hernach keine Frau mehr heirathen, und so auch umgekehrt. Merkwürdig wäre, was in obenbemeldtem Werk beygefügt wird, daß die Zwitter in dem alten jüdischen (rabbinischen) Rechte zu dem weiblichen Geschlechte gerechnet worden seyn. In dem Art. Androgyne, wo ich nicht irre: denn ich habe den Theil nicht mehr bey Handen.

Gerichtshöfe einen und eben denselben Hermaphroditen zu Toulouse für eine Mannsperson, und zu Paris für eine Frauensperson erklärt, so wie man an der Person des Grand-Jean ein noch sonderbareres Beyspiel hat, der zu Grenoble als Mädchen getauft wurde, zu Chamberry als Knabe sich verheirathete und wiederum zu Paris als Frau erkannt worden ist, wo man seine Heirath für null und nichtig erklärte *): aber das darf uns nicht wundern, weil man durch den blosen Anblik zu der Meynung, daß es Geschöpfe von beyderley Geschlechtern beysammen seyen, leicht verleitet werden konnte, und auch bey einigen solchen Personen die Triebe lange zweydeutig waren. Inzwischen fande man aber bey aufmerksamerer Untersuchung, daß diese Menschen eigentlich zu dem weiblichen Geschlechte gehören, und daß das, was man für das männliche Glied ansahe, blos eine sehr hervorragende Clitoris war; ein Umstand, der den Zergliederern bekannt genug ist, und nicht selten zu einem unnatürlichen Misbrauch Anlaß gegeben hat. Vielleicht war daher das, was Plinius von dem Lucius Cossitius erzählet, und was man sonst unter das Unglaubliche bey demselben rechnete, nehmlich, daß er jenen durch eine heftige Wirkung der Einbildungskraft an seinem Hochzeittage aus einer Weibsperson zu einem Mannsbild habe umgeändert gesehen — nichts anders, als daß dem Mädchen Lucia Cossitia, aus zu starker Brunst, die Clitoris sich hervorgab. Vielleicht wäre man weit eher auf die obige Entdeckung gekommen, und hätte sich der Grausamkeit im Heidenthum so wie im Christenthum des Kirchenbanns und Exorcismus

*) Phil. Untersuch. über die Amer. IV. Th. S. 70. Auch in der Wirtembergischen, mir benachbarten Stadt, Kirchheim unter Tek, befindt sich ein Mensch, der als Mädchen getauft und confirmirt wurde, nachher aber die Freyheit sich selbst nahm, sich in ein Mannsbild umzuschaffen, in eine Livrée einzukleiden und als Mannsbild einer adelichen Fräulein zu dienen.

gegen diese zweydeutige Geschöpfe enthalten *), wenn diese Erscheinung in Europa eben so gemein wäre, als in den südlichen Ländern von Asien und Afrika, wo eben deswegen auch die Beschneidung des weiblichen Geschlechts Statt findet. Schon Huet schreibt in seinen Anmerkungen über den Origines folgendes davon **): Die Beschneidung der Weiber geschiehet durch Wegnehmung der Nymphen, ja der Clitoris, welcher Theil bey den Weibern der südlichen Länder so groß wird, daß man ihn mit dem Messer in Ordnung bringen muß. So schreiben berühmte Aerzte, Paulus Aegineta in seinem VI. Buch; Aëtius in seinem IVten, unter welchen der Leztere also fortfähret: Daher dünkte es den Egyptiern gut zu seyn, jenen Theil, ehe er zu groß würde, wegzuschneiden, besonders alsdenn, wenn man die Jungfrauen verheirathen wollte. Diese Gewohnheit behalten die Egyptier nach dem Bericht derer, die in diese Länder gereiset sind,

*) In dem alten Rom wurden sie ehedem unter die Prodigien gerechnet, und ein solcher Zwitter in dem Punischen Krieg nach dem Rath der herbeygerufenen Etruskischen Haruspicum lebendig in eine Küste verschlossen, und in das Meer geworfen. Liv. I. 24. Plinius hingegen schreibt: Gignuntur et utriusque Sexus, quos Hermaphroditos vocamus, olim Androgynos vocatos et in prodigiis habitos, nunc vero in *deliciis*. Hist. Nat. L. VIII. c. 3. Da man zum Voraus vermuthen kan, und es ausserdem aus dieser Stelle genugsam erhellt, daß diese Geschöpfe dem **Plinius** bekannt waren; so könnte dieses wider meine obige Muthmasung in Ansehung des Cossitius streiten: aber wenn man bedenkt, daß die Zwitter nicht von einerley Art sind, und daß sich die Klitoris so merklich hervorbegeben kan, daß selbst Kenner in unsern Zeiten zweifelhaft gemacht werden konnten, so war der optische Betrug bey dem Plinius immer, wenigstens eben so möglich. In den Memoires de l'Academie des Sciences de Paris kommt ein Beyspiel mit dazugefügten Kupferstichen vor, das hievon genugsam zeuget, und die Aerzte lange in Ungewißheit ließ.

**) Dict. Encycl. Art. Clitoris.

sind, noch heut zu Tage bey, und bedienen sich, um jene Hervorwachsungen zu vertreiben, des Feuers dazu. Leo von Afrika schreibt: „daß die Weiber in Persien und die Kopten in Egypten diesen Gebrauch noch beobachten, wenn sie auch gleich Christinnen geworden seyen, und daß einige alte Mütterchen dieses Handwerk treiben, und ihre Dienste in den Quartieren von Cairo feil bieten." Auch neuere Reisebeschreiber, Belon und Chardin versichern, daß die Ausschneidung der Nymphen noch heut zu Tage Statt finde, aber erst in dem dreysigsten Jahr, weil die Flügel vor diesem Alter nicht genug hervorragten, um diese äussere Theile davon ablösen zu können. Die Abyssinier nennen diese Cerimonie die Wiedergeburt der Jungfrauschaft. Zu diesen Berichten kan man auch dasjenige hinzufügen, was Steller von einem ganz andern Volk und unter einem ganz andern Himmelsstrich, nehmlich von den Itälmenen in Kamtschatka schreibet, deren weibliches Geschlecht ebenfalls grosse Nymphen habe, welche gegen einen Zoll hervorragten und wie Marienglas oder Pergament durchsichtig wären; nunmehr aber würden sie für eine grosse Schande gehalten, und ihnen in der Jugend, wie den Hunden die Ohren, weggeschnitten; auch lacheten sie sich jezt selbst einander damit aus *). Noch weit wunderbarer, sowohl in Absicht der Menge, als dessen, was davon angeführt wurde, ist dasjenige, was von einer gewisen, zahlreichen Art von Menschen in Ostflorida und einigen andern Nordamerikanischen Ländern von mancherley Schriftstellern berichtet worden ist, und die man bald für wirkliche Zwitter, bald für verkleidete Mannspersonen ausgegeben hat; nach allen Untersuchungen scheint aber das Wahre dieses zu seyn, daß sich bey ihnen etwas, dem bisher angeführten ähnliches befindet. Das Weitere und Umständliche davon kan bey Herr v. Pauw nachgelesen werden **).

Vor

*) Beschreibung von Kamtschatka, S. 300.
**) Phil. Unters. über die Amer. IV. Th. S. 70.

Von diesen vorgeblichen Zwittern sind einige wenige andere Männer, die an der Rath eine merkliche Spalte haben, deren Hoden verborgen, oder auf die Seite gedrukt sind, und dabey eine kleine Ruthe haben; welches zuweilen ebenfalls zu einer sogenannten Verwechslung Anlaß gegeben hat. Die Clitoris oder den Kizler unterscheidet man von der männlichen Ruthe dadurch, daß jener nicht, wie diese, durchlöchert ist *).

Was übrigens Tachard und Kolbe von einer natürlichen Schürze an den Hottentottinnen berichten, soll von andern nicht so, sondern blos als ein dicker, harter Auswuchs, der bey weitem nicht über die Schenkel reicht, sondern nur den geringsten Theil des Schaamgliedes bedekt, gefunden worden seyn.

Diese mancherley Anomalien in den Zeugungsgliedern des weiblichen Geschlechts zeigen sich — woher es auch rühren mag, ob von einer grössern Reizbarkeit oder sonst woher — bey dem männlichen Geschlechte bey weitem nicht so merklich und so gemein, und das hauptsächlichste, was man von demselben hierin anführen kan, betrift etwa dieß, daß es Personen unter ihnen gibt, die nur einen einigen Hoden haben, indem der andere in dem Leib zurük blieb; und daß man in heissen Ländern eine längere Vorhaut an demselben bemerken will. Dieses hält man daher auch für den Grund der, in zween Welttheilen, und zum Theil auch in Süd-Indien so allgemeinen Beschneidung, wodurch man nicht nur die, daher entstehende Hindernisse in der Zeugung, sondern auch, wie Niebuhr bemerkt hat, gewisse Schmerzen vermeiden will, welche durch den Schleim, den die Drüsen unten an der Eichel ausdünsten, verursacht werden. Einen, diesem gerad entgegenstehenden Gebrauch, indem nehmlich einige

*) Ploucquet, von der phys. Erbf. §. 65.

einige Völker, z. B. die Neuseeländer, die Bewohner an der Magellanischen Meerenge, ihre Vorhaut mit Fleiß zu verlängern suchen, führet Blumenbach an *); wovon vielleicht die Kälte des Landes Ursache ist, so wie von der Beschneidung die Hitze.

Es hat einen Fall gegeben, wo ein Kind ohne irgend ein Geburtsglied gebohren wurde, und einen, da ein Kind zwar mit Hoden, aber ohne Ruthe auf die Welt kam **); so wie man auch einzelne Beyspiele von Menschen mit einer zweyfachen Ruthe hat, von einer allzugrossen oder allzukurzen Länge u. d. gl., aber solche Beyspiele gehören unter die einzelne Seltenheiten.

§. 25.

Von einem Stachelartigen männlichen und hornartigen weiblichen Menschen.

Eine ganz wunderbare Abweichung bemerkte man an dem sogannten Stachelschwein-Menschen, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der englischen Provinz Suffolk gebohren wurde. Die Stacheln waren zwar eigentlich warzenartige Auswüchse so dik als Bindfäden, zum Theil fast einen Zoll lang und schwärzlich; aber zugleich so steif und hart, daß sie bey dem Streichlen ein Geräusche machten. Sie bedekten seinen ganzen Leib, den Kopf und das Gesicht, die Fläche an den Händen und Füssen ausgenommen. Jeden Winter fielen sie ab und wuchsen im Frühling aufs neue. Das merkwürdigste ist, daß er, nachdem er eine ehliche Gehülfin gefunden hatte, sechs Kinder mit ihr zeugete, die ganz gewiß von seinen Lenden waren, indem sie alle eben solche Borsten bekamen, doch aber, bis auf einen Sohn, wie-

*) De nat. gen. hum. Varietate.

**) D. W. G. Plouquet, von der phys. Erbfähigkeit, §. 11. 13.

wieder frühzeitig starben. Ein merkwürdiger Beweiß, wie sich manchmal Besonderheiten in der Natur fortpflanzen, der zugleich noch entscheidender wäre, wenn es sich auch bey dem Sohne, der noch vor wenigen Jahren bey einem Thierhändler in London lebte und sowohl sich als fremde Thiere für Geld zeigte, eben so zutragen sollte. Es ist, ohne mein Erinnern, klar, wie wirksam sich hier der männliche Saame zeigte.

Diesem Beyspiele kan man noch ein ähnliches aus eben diesem Jahrhundert und aus demselben Vaterlande beyfügen.

Bey einem kleinen Mädchen von Warherfort, Nahmens Anna Jakson, im Jahr 1685. giengen im dritten Jahr ihres Alters aus vielen Theilen ihres Leibs Hörner hervor, weswegen sie anfänglich von ihrer Mutter heimlich erzogen wurde. Zu der Zeit, da der gelehrten Gesellschaft in London der Bericht zugesandt wurde, war sie dreyzehn bis vierzehn Jahr alt, und doch konnte sie kaum gehen. Sie war für ihr Alter ausserordentlich klein, fast dumm, redete sehr sachte, und hatte eine unvernehmliche Aussprache. Die Hörner wuchsen insonderheit an den Gelenken der Glieder, und waren als Warzen an die Haut befestiget, denen sie auch, was ihren Grund betraf, gleich sahen, da das andere Ende härter und dem Horne gleicher war. Sie hatte eines an den Spitzen aller Finger, sowohl an Händen, als Füssen, zween bis drey Zoll lang, die an der Wurzel eine Art Nägel hatten. Eben dergleichen, aber nur kleiner, hatte sie auch an allen Gelenken der Finger, und wenn sie abfielen, wuchsen wieder andere an ihrer Stelle. Die ganze Haut an den Füssen, Lenden und Armen war sehr hart, und nahme von Tag zu Tag an Härte zu. Diese Hörner zeigten sich auch an den Knieen und Ellenbogen und überhaupt an

allen

allen Gelenken des Leibs; doch waren die am Ellenbogen die beträchtlichste und wie Widderhörner gewunden und gestaltet. Eine grosse Anzahl davon befand sich auch am Hintern, die aber durch das Sitzen platt gedrukt waren. Endlich hatte sie auch dergleichen an den Schultern, Brüsten und an beyden Ohren. Bey dem allem aß und schlief sie gut und hatte auch alle natürliche Verrichtungen, gleich einer vollkommen gesunden Person *).

Man siehet aus dieser Beschreibung, daß an diesen beyderley Menschen einerley Ursache bey ihrer besondern Beschaffenheit zu Grunde lage: aber doch ist es Schade, daß das Mädchen entweder nicht so lange gelebt, oder sich nicht auch, wie ihr stachlichter Landsmann verheirathet, und gleich ihme Kinder gezeugt hat; wenigstens würde der Erfolg die Wirksamkeit des weiblichen Saamens ebenfalls aufgeklärt haben.

§. 26.

Von einem jungen Menschen, der vieles Fischähnliches hatte.

Diejenige, welche die Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft auf die Leibesfrucht annehmen, führen aus den seltenen Beobachtungen des Stalpart van der Wiel einen Knaben von ganz besonderer Leibesbeschaffenheit an, und wenn die Erzählung von dem Ursprung desselben richtig ist; so wäre dieses Beyspiel unter den erheblichen nicht das lezte.

Im Maymonat des 1683sten Jahres war ein Knabe, den auch Italien und Frankreich mit Bewunderung beschaute, im

*) Neue Anmerk. über alle Theile der Naturlehre, I. Th. S. 308. aus den Transl. Philos. zum Jahr 1685.

im Haag von ungefehr zehen Jahren zu sehen, welcher sich Bernhard nennte, und im Königreich Neapel gebohren wurde. Dieses Knaben Hände und Füsse waren ganz mit Fischschuppen überzogen; Arme und Beine aber, den Kopf ausgenommen, mit einer Haut bekleidet, die dem Felle eines Meer-Kalbes durchaus ähnlich, hart und rauch anzugreiffen war. Dieses Knabens Mutter-Schwester, deren Pflege und Sorgfalt dieser Knabe anvertraut war, erzählte, daß diese üble Gestalt ihren Ursprung daher genommen, weil die Mutter an dem Ufer des Meeres gewaschen und die viele vorbeyschwimmende Fische gar zu aufmerksam betrachtet, auch sich derselben Gestalt nachher, da sie kurz darauf schwanger geworden, noch beständig vorgestellt habe. Daher sey es gekommen, daß sie dieses Kind zur Welt gebohren, welches, wie gemeldet worden, ausser dem Gesichte und Halse über und über gleich einem Fische schuppicht, von dunkler und fast ganz schwärzlichter Farbe sey, und deswegen auch, ob es gleich ganz nakt gienge, dennoch keine Kälte empfinde. Der Knabe, ließ nach seinem Alter einen feinen und scharfsinnigen Verstand von sich blicken, und, was am wunderbarsten, so hatte er grossen Appetit zu Fischen, statt daß er von öfterem Fleischessen krank wurde. Stalpart nahm auch mit andern Aerzten eben diejenige Geruchsausdünstung wahr, die man insgemein an den Fischen bemerket. Wenn die alten Schuppen abfielen, wuchsen so fort neue wieder an deren Stelle, und wenn man diese mit Gewalt losrieß, so gieng Blut heraus *). Dieß Exempel beweißt unter anderem wenigstens dieses, daß noch so merkliche Veränderungen in der äussern Organisation, ja so gar fremde, thierartige Instinkte auf die Vernunft der menschlichen Seele keinen Einfluß haben.

§. 27.

*) *Schurig.* Syllepf. Sect. V. C. IX. §. 84. S. 589. und Krüger Experimental-Seelenlehre. Anh. S. 86. dessen Uebersetzung in einigen Stellen nach obiger Schrift hier ergänzt wurde.

§. 27.

Von merkwürdigen Mißgeburten.

Die bißherige Fälle zeigen uns, wie mächtig das Spiel, — wo nicht der mütterlichen Einbildungskraft — doch wenigstens der Natur in der Bildung des menschlichen Leibs manchmal sich äussern: und wenn es gleich nur einzelne und seltene Fälle sind; so zeigen sie doch, besonders da nach dem Einen eine solche abweichende Leibesbeschaffenheit erblich fortgepflanzt wurde, und es zugleich mehrere dieser Fälle gibt, die Möglichkeit einer ausgebreiteteren Abweichung.

Die Mißgeburten sind daher nicht nur überhaupt wegen ihrer Besonderheit an sich selbst merkwürdig, sondern, wie Sulzer bemerkt hat, auch deßwegen, weil sie ein Beweis sind, daß die so äusserst bewundernswürdige Bildung der Thiere, nicht wie es scheinen konnte, durch die unmittelbare Einwirkung des Schöpfers erfolgt, sondern ebenfalls, wie das übrige in der Natur, durch physische Gesetze vollzogen wird: denn eben diese Mißgeburten zeigen an, daß zufällige Ursachen einen Einfluß in die Bildung der Thiere haben und Unregelmäsigkeiten hervorbringen können, die der Urheber der Natur, wenn er unmittelbar dahin wirkte, gewiß würde verhindert haben. Sulzer sezt bey, „daß die Mißgeburten in dem Mineralreich unendlich viel häufiger, als in dem Pflanzenreich seyen, und zweifelsohne würde man, wenn man acht darauf hätte, sie häufiger unter den Pflanzen, als unter den Thieren finden.“ Sollten sie nicht eben darum auch häufiger unter den unvernünftigen, als unter den vernünftigen Geschöpfen seyn? Vielleicht ist es so, und vielleicht liegt die Ursache, warum man mehr Beyspiele von menschlichen Mißgeburten als von thierischen weiß, nur darin, weil jene den Menschen mehr interessiren, und von diesen nur die sehr ausgezeichnete bemerkt werden. —

Man kan, wenn man will, die bisherige Menschen unter die Mißgeburten rechnen, in so fern man nehmlich darunter alles dasjenige begreift, was von der gewöhnlichen Organisation des menschlichen Leibs abweicht; in so fern man aber unter diesem Wort, im engern Verstand genommen, solche Geburten verstehet, an welchen man die Theile des menschlichen Körpers entweder gedoppelt, oder einige gar nicht, oder dieselbe in verkehrter Lage, ungewöhnlicher Mensur, thierartiger Form u. s. w. wahrnimmt: so wollen wir aus einer grossen Anzahl nur Einige, und zwar solche wählen, die uns neben den Wahrnehmungen an dem menschlichen Leib zugleich auch einige Blicke in die menschliche Seele verschaffen.

In dem Jahr 1691. wurde nach den Actis Eruditorum in Rom eine Mißgeburt gebohren, welche zwo menschliche Geburten vorstellte, jedoch so, daß sie nur einen einigen Kopf hatte, das übrige hingegen war gedoppelt und abgesondert bis an die Brust, wo sie sich zu vereinigen anfiengen *). In dem Auszug, dessen ich mich bedienen muß, wird nicht gemeldet, wie lange sie gelebt, und ob oder was für Aeusserungen des Willens und Denkens sie habe wahrnehmen lassen, auch nicht, ob das Gefühl gemeinschaftlich oder nur jedem Theil das Seinige eigen war. Da aber alle Nerven aufwärts sich wieder vereinigten und vermuthlich auch in ihrem Ursprung der Beschaffenheit und Anzahl nach eben so waren, wie sonst in dem einfachen menschlichen Körper; so wird auch das Gefühl nur einfach gewesen seyn. Nach einer dunklen Erinnerung fand ich in Schurigs Syllepsilogie ein Beyspiel von einer Geburt, wo an einem einfachen Leib zween Köpfe waren; aber auch dieser Erzählung ware nichts weiter beygefüget. — Bey Beyspielen, wie dieses, liesse sich der Siz der Seele sehr sinnlich demonstriren.

Ein

*) Neue Anmerk. über a. Th. d. N. L. I. Th. S. 320.

Ein anderes Beyspiel, welches von der moralischen Seite her sehr auffallend ist, und gewisermasen das menschliche Geschlecht hierin gleichsam in nuce zeigte, lase ich in obgedachter Schrift von einer Mißgeburt, die aus zween zusammengewachsenen männlichen Personen bestund, wovon der Eine, nach dem Bericht Heinrichs von Gandavo, fromm und devot, der Andere aber sehr lasterhaft war, so daß wenn der Eine habe beten wollen, es dem Andern um Huren zu thun gewesen sey *).

Hieher gehöret auch das Beyspiel, das Buchanan erzählet **).

„Um das Jahr 1490. wurde unter dem Könige Jacob IV. eine Mißgeburt von ganz neuer Art in Schottland gebohren. An dem untern Theil des Leibs fande man, daß sie männlichen Geschlechts und auch sonst von der gewöhnlichen Gestalt des Menschen in nichts verschieden war. Aber aufwärts über dem Nabel hatte sie zween Rümpfe und alle Glieder gedoppelt. Der König ließ dieselbig auferziehen und unterrichten, besonders in der Tonkunst, worin sie es weit brachte. Sie erlernte auch allerley Sprachen und äusserte in zween Leibern zween Willen, die öfters sehr uneinig waren, und während daß dem Einen dieses, dem Andern jenes gefiel, sich mit einander zankten; doch berathschlagten sie sich auch gemeinschaftlich. Das war an diesem Doppelgeschöpfe auch bemerkenswehrt, daß wenn es an den Hüften oder Füssen nothlidte, der übrige beyderseitige Leib den Schmerzen gemeinschaftlich fühlte: geschahe dieses aber an dem obern Theil des Leibs, so fühlte es nur derjenige, der wirklich etwas daran lidte. Dieser Unterschied war im Tode noch sichtbarer, denn da der eine Leib mehrere Tage

*) *Schurig.* Syllepf. S. 249.

**) De rebus Scoticis, L. XIII.

vor dem andern gestorben war, und in die Fäulniß über-gieng; so verschmachtete der andere nach und nach. Diese Mißgeburt lebte 28 Jahr, und starb unter dem Vicekönig Johannes.“ — War der Trieb zum Beyschlaf gemeinschaftlich? Es wird nichts gemeldt, aber es ist zu vermuthen, wenn er nur blos von der Reitzung der untern Theile abhanget. Wenn es übrigens nicht einen Vorwiz anzeigen könnte, möchte man beynahe fragen, wie es mit solchen Geburten bey der Auferstehung seyn werde, besonders wenn unser Leib gerade nach seinen vorherigen Theilen auferstehen soll?

Noch eine vollkommenere Mißgeburt, wenn man anderst so reden darf, war diejenige, die in dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Hungarischen Grafschaft Comorrn zur Welt gebohren wurde, und in zwey zusammengewachsenen Mädchen bestunde, die in ihrer, jeder besonders ertheilten Taufe, die Nahmen Helene und Judith erhielte. Die Gesichter waren seitwärts zusammengekehrt, und beyde hatten alle Gliedmasen vollkommen, ausser daß sie am Kreuze zusammengewachsen waren und den After und die Schaam gemeinschaftlich hatten. Auch zum Stuhlgang hatten sie gemeinschaftliche Reitzungen *), aber nicht zum Abführen des Harns, weswegen sie sich anfänglich öfters zankten, schlugen, und welche konnte, die Andere forttrug. Im sechszehnten Jahr bekamen sie die monatliche Reinigung, und hernach immer, doch beyde zu ungleichen Zeiten. Eine jede, wie es sich nachher bey ihrer Zergliederung befand, hatte ihre eigene Eingeweyde, nur waren ihre Puls- und Hohladern durch einen Bogen, ehe sie sich in die Puls- und Blutadern des Darmbeins abtheilen, zusammengewachsen, so

*) Reimarus führet jedoch in seiner Beschreibung an, daß eine jede ihre Notdurft besonders verrichten konnte.

so wie auch der Mastdarm und die Mutterscheide. Die Harngänge waren bey einer jeden besonder, und bey beyden wäre eine Befruchtung möglich gewesen *). Man ließ sie durch ganz Europa um Geld sehen; woselbst sie auch deutsch und französisch reden lernten, bis sie zulezt in ihrem neunten Jahr in ein Kloster gethan wurden, worin sie, neben der Religion, lesen, schreiben, sticken, Spitzen verfertigen und klöpplen lernten. Ein Augenzeuge, der sie im Jahr 1722. in diesem Kloster gesehen, schreibt von denselben noch folgendes. Es geschiehet wohl, daß, wenn die Eine schläft, die Andere wachet, und wenn diese arbeitet, jene ruhet. Die Eine ißt, indem die Andere trinkt oder etwas anderes vor ihr hat. Hingegen sitzen, stehen und liegen sie allezeit mit grosser Unbequemlichkeit zusammen, weil die Zusammenwachsung der Körper es nicht anders zulässet. Wenn sie mit einander reden, wenden sie sich mit gebogenen Hälsen das Gesicht zu. Sie küssen sich aus Liebe, schlagen sich aber auch wacker mit Fäusten, wenn sie böse sind; jedoch sind sie vielmehr eines friedfertigen und sanftmüthigen Gemüths, als daß sie sich oft erzürnen sollten. Die Eine ist vor ungefähr 3 Jahren von einem Schlag gerühret worden, wodurch sie an Sprache und Vernunft Schaden gelitten, und daher jezt etwas einfältig scheinet. So oft sich die Eine nicht wohl befunden hat, verspürte auch die Andere, ob sie wohl mit gleicher Krankheit nicht behaftet war, einige Unruhe in dem Gemüth, Schwäche in den Sinnen, und eine unordentliche Bewegung der innern Theile des Leibs. Doch soll, als sie im Jahr 1707. in Leipzig waren, und die Jüngere mit Erbrechen geplagt worden, die Andere nichts davon verspüret haben; aber beyde seyen zugleich an den Pocken danieder gelegen. Sie sind im Jahr 1723. gestorben **).

*) Müllers Natursystem, S. 107.

**) Reimarus, vornehmste Wahrheiten der natürl. Relig. S. 458. woselbst noch einige andere Umstände vorkommen.

Da diese beyde Personen so wenige Theile des Leibs gemeinschaftlich, und dennoch dabey gleiche Gefühle hatten, nur daß sie sich bey derjenigen, welcher die Gefühle der Andern blos mitgetheilt wurden, in einem merklich mindern Grade zeigten; so sihet man auch aus diesem Beyspiel den starken Zusammenhang in dem Nervensystem, und von was für wenigen Dingen die Veränderungen in unserm Leib und in unserer Seele abhangen. Sollte man nicht auch daraus, daß diese so sehr verschwisterte Mädchen ihre monatliche Reinigung zu verschiedenen Zeiten bekamen, Beweise für die Lehre der Ueberfruchtung herleiten können, indem nehmlich jene ein verschiedenes Alter anzeigte? oder hat etwa nur bey der Empfängniß das eine Ey einen stärkern Reiz erhalten?

Diese Mißgeburten leiten einige daher, daß entweder der Grund zu zwo Geburten in einem einigen Ey liege, (wie man es machmal in den Eyern der Hüner wahrnimmt,) und daß sich dieselbige, wenn sie durch kein Zwischenhäutchen abgetheilt sind, vermischen, oder auch, daß dieses zarte Häutchen zerreißt; ferner und im zweyten Fall, daß zwey Eyer in dem Eyerstok oder in den fallopischen Trompeten, oder wohl auch in der Gebährmutter selbst allzunahe zusammen kommen, und vermittelst des sie umgebenden schleimichten Safts bald so bald anders zusammen wachsen *). Daneben hat man aber doch gerade aus solchen Mißgeburten Gründe wider das Lehrgebäude der Erzeugung des Menschen aus einem Ey herleiten wollen, (vermuthlich, weil ein jedes Ey einen besondern und vollkommnen Menschen in sich schliessen sollte, statt daß bey solchen Doppelmenschen öfters beträchtliche Theile nur einfach erscheinen, nur ein Kopf, nur ein einiges paar Füsse:) es ist aber, erwiedert man, leicht zu begreiffen, daß zwey Eyer, oder zwo Geburten in ihrer ersten

*) *Schur.* S. Sect. II. C. IV. S. 234.

sten Bildung sich an einander fügen können, und weil hiernächst die Flüssigkeiten, die sie ernähren sollten, gemeinschaftlich geworden sind; so verlassen sie bey der einen oder der andern gewise Wege, wodurch sie sehr beschwerlich fliessen würden, und dieses verursacht alsdenn, daß gewise Theile in der einen ganz und gar verderben *). — Man siehet wenigstens hieraus, daß man sich bey einer jeden Hypothese helfen kan, oder zu helfen sucht, und das geht nicht nur hier, sondern auch in andern Fällen, wo man es wegen der Dunkelheit der Sache selbst bey blosen Hypothesen bewenden lassen muß, am besten an.

Haller nimmt aus mancherley Gründen an, daß der Grund zu einem solchen Bau des Leibs, wie er an den Mißgeburten erscheinet, sogleich in dem ersten Augenblik des Entstehens, gelegt werde. Aber wodurch? weiß weder Er, wie Er sagt, noch Andere.

Blumenbach schreibt nach seinem philosophischen Beobachtungsgeist hierin folgendes: Da die Abweichungen von einer Richtschnur in's Unendliche variiren können; so scheint es auf den ersten Blik, daß auch bey Bildung der Mißgeburten eine gleiche endlose und ganz zufällige Mannigfaltigkeit Statt haben müsse. Allein bey einer näheren Beleuchtung ergibt sich vielmehr, daß eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit bey den meisten Monstrositäten herrscht, und daß folglich auch die Ursachen, die in diesen Fällen dem Bildungstrieb die falsche Richtung geben und dadurch Monstrositäten hervorbringen, dennoch an sehr bestimmte Gesetze gebunden zu seyn scheinen. Wer nur irgend Gelegenheit

*) Neue Anmerk. I. Th. S. 320. aus den Actis Erud. Bonnet, der bekanntlich präexistirende Keime annimmt, erklärt es zum Theil auf eine andere Art in seinen Betracht. über die Natur, IV. Aufl. S. 1. B. S. 338 — 349.

gehabt hat, eine beträchtliche Anzahl von Mißgeburten unter einander zu vergleichen, dem kan die frappante Gleichheit nicht entgangen seyn, mit welcher diese oder jene Art von Monstrosität sich immer bis auf Kleinigkeiten ähnlich bleibet, so daß die Stücke von so einer Art alle, wie aus einer Form gegossen scheinen. Noch auffallender aber ist, daß gerade die eine Art von Monstrosität am häufigsten unter Kindern, eine andere unter Lämmern, eine dritte blos unter Schweinen sich vorfindet. Weit seltener sind sie unter kaltblütigen Thieren und erstrecken sich fast blos auf einzelne Theile des Leibs *).

In den Zeiten, wo das Wunderbare in allen Fakultäten einen so begünstigten Zutritt hatte, sahe man gar häufig menschliche Geburten, die bald unten, bald oben thierartig waren; Geburten mit Adlersköpfen, Katzenköpfen, Schweinsköpfen, Fischköpfen, Froschköpfen, insbesondere auch Kalbsköpfe, Gänseköpfe, Ochsenköpfe — und weil man in eben diesen Zeiten auch dem Teufel so gern anthropomorphosirte und sein Serail mit allen möglichen Hexen und Unholdinnen anfüllte, so gar Geburten, wovon er Vater seyn mußte. Seitdem aber die Einbildungskraft der beobachtenden Vernunft ihr Trug-Glas nimmer vorhalten darf, verschwanden jene meistens **), und die leztere nimmt man nur noch in denjenigen Gegenden an, wo man noch an Gaßner glaubt.

§. 28.

*) Von dem Bildungs-Trieb, S. 57.

*) Ich kan nicht umhin, folgende neuere Erscheinung hier beyzufügen, ob sie schon in einer Schrift stehet, die in vielen Händen ist, da sowohl der Inhalt selbst, als die Beschreibung sehr interessant ist, und vermuthlich jedem, der es noch nicht gelesen hat, willkommen seyn wird. Die Sache stehet im deutschen Merkur, März 1784. S. 253. St. VI. in einem Brief, M. am 24. Febr. 1784.

„In

„In einer der hiesigen Vorstädte wohnet eine Familie, die aus drey Schwestern bestehet. Das vierte Glied derselben ist ein Geschöpf, welches sich weder unter eine der Menschen- noch der Thier-Klassen setzen läßt. Es hat eine menschenartige Gestalt, und frißt und handelt wie ein Thier. Wenn ich nicht durch das Studium der Naturgeschichte abgehärtet wäre, so hätte mich bey dem Anblik desselben ein Grausen durchschüttern müssen. Dieses wissen die drey Schwestern, und darum hält es schwer, dieß Geschöpf zu sehen zu bekommen. Sie halten es in einer hintern Stub entfernt, und haben schon seit Jahren ins Publikum zu verbreiten gesucht, es sey todt. Ich erfuhr aber, daß es noch lebte, und gab mir die möglichste Mühe, es mit eigenen Augen zu sehen. Der Ruf machte ein grosses Ungeheuer daraus; aber ich fand es noch fürchterlicher, als es mir ware beschrieben worden. Man führte mich in eine kleine Stube hinten im Hofe. Bey dem Eintritt schlug mir schon ein widerlicher Geruch entgegen, der noch schlimmer ward, als ich näher trat, um einen ungestalten Fleischklumpen zu sehen, der auf einer Matratze ausgestrekt lag. Das Geschöpf hatte einen unnatürlich dicken Kopf, auf welchem nur hie und da einige Zöpfe von blonden Haaren zu sehen waren. Die Stirne war breit und flach, wie eine Ochsenstirne, aber glatt und ohne die mindeste Runzel. Augenbraunen hatte es gar nicht. Die Nase war volle 2 Zoll breit und schien so breit gedrukt zu seyn. Sie hatte nur ein Loch, das andere war mit dem Scheideknorpel zusammen gewachsen. Die Oberlippe fehlte ganz; aber zu deren Ersaz sahe ich eine schöne dichte und weisse Reihe von Oberzähnen, die aber ungewöhnlich breit ware. Die Unterlippe war rund und sehr dik, aber blau und häßlich. Gleich unter dem Kinn stand ein Fleischgewächs, grösser als ein gewöhnlicher Kropf, aber hängend und schlaff. Nah unter demselben erhob sich eine sehr gewölbte Brust. Ein paar kleine runde Tetons, wie eines 14jährigen Mädchens, (das Geschöpf ist weiblichen Geschlechts) schwebten hier auf und ab, und dicht unter ihnen wölbte sich ein hoher Bauch, wie einer schwangern Weibsperson. Die Füsse waren krumm und giengen einwärts. Zäen fand ich gar nicht; sie waren zusammen gewachsen. Eben so ihre Finger. Ihre Arme waren dünn und ungestaltet. Der Knochen schien nur mit einer dünnen gelben Haut überwachsen zu seyn. Sonst war das Ganze mit einer hochgelben Farbe tingirt, die es un-

beschreiblich häßlich machte. Das Geschöpf schlief gerade, und ich äusserte gegen das Kammermädchen, meine Führerin, den Wunsch, es wachend zu sehen. Sie sagte, ich sollte nicht erschrecken, und rüttelte es. Plözlich schlug es die Augen auf, mit einem Geschrey, welches mein Innerstes durchschnitte. Es war das natürliche Blöcken eines Kalbs, und dabey schlug es mit Händen und Füssen um sich. Um es zu beruhigen, sezte das Mädchen eine flache Schüssel mit Brey von Milch und geriebener Semmel ihm dichte vor den Mund. Es schien zu riechen, und sogleich fiel es mit zugedrükten Augen und mit dem ganzen Kopf in die Schüssel, und schlappte nach Hundesart die Milch auf. Wenn ihm Semmel zwischen die Zähne kam, so käuete es und hob dabey den Kopf ein wenig aus der Schüssel empor. Es war ein scheußlicher Anblik. Das Geschöpf ist so gierig, daß man ihm die einmal hingesezte Schüssel nicht nehmen kan, ohne daß es ein fürchterliches Geblök erhebt und mit Händen und Füssen um sich arbeitet. Ich hatte einen kleinen Hund bey mir, welchen der Geruch der Milch anlokte. Ehe er sich an die Schüssel wagte, gieng er dreymal um das Geschöpf herum, und als dieses nicht wiche, fieng er an zu bellen. Es schien zu horchen, ließ sich aber im Lecken nicht hindern, und hörte nicht eher auf, bis die ganze Schüssel leer war, und da noch schnupperte und lekte es auf dem Boden. Darauf blökte es von neuem, aber nicht so stark als vorher, sondern so schwach und schwer, wie ungefähr die Stimme eines Betrunkenen, der seine Zunge zu schwer und seinen Magen zu voll fühlet. Nun fieng es an, sich von einer Seite auf die andere zu werfen und zu wälzen, und dabey mit Händen und Füssen auszuschlagen Das Mädchen sagte: so mache sie es immer, wenn sie gegessen hätte, schiene auch öfters zu lächlen, welches ich aber dießmal nicht bemerkte. Vermuthlich ist das ein Wohlbehagen über gestilltes thierisches Bedürfniß. Es schien darauf, als wenn es wieder einschlafen wollte, aber dieß geschahe nicht; es wälzte sich wieder stärker als vorher, und gerieth endlich von seiner Matratze auf den harten Boden. Dieß schien es nicht zu fühlen; vielmehr sezte es diese Bewegungen lebhafter fort, als vorher, und verlohr am Ende den Mantel oder das Tuch, worein es eingewickelt war, gänzlich, so daß es nackend vor mir lag; denn es leidet kein anschliessendes Kleidungsstük auf dem Leib, und wirklich wüßte ich nicht, was für eines sie ihm

anzie-

anziehen sollten, da es sich gewöhnlich auf dem Bauche oder auf Händen und Füssen von einem Ort zum andern schleppt und wälzet. Hunger hat es beständig, und wenn man ihm stündlich eine Schüssel voll hinsezte, so würde es nicht eher ablassen, bevor sie bis auf den Grund geleert wäre. Gewöhnlich frißt es täglich sechsmal, und ein ungestümmes Geschrey kündiget ziemlich genau die Stunde an, wo es zu essen haben muß. Brod, Fleisch und Hilsenfrüchte mag es gar nicht. Wenn man ihm davon vorsezt, so ißt es zwar eine Zeitlang, scheint aber mit einmal zu schmecken, daß es nicht seine gewöhnliche Kost ist, und denn erhebt es ein grosses Geschrey, welches nicht eher nachläßt, bis es Milch und geriebene oder eingeweichte Semmel erhält, wornach es sich wieder wie zuvor beträgt. Dieß Gerücht muß demnach immer bey der Hand seyn; denn öfters macht es mitten in der Nacht oder früh Morgens mit seinem Geschrey das ganze Hauß wach, und höret nicht eher auf, bis man ihm zu essen gebracht hat. Uebrigens kan es nicht reden, nichts als blöcken. Hören kan es auch nicht recht; denn ich trat neben ihm stark auf den Boden, schlug auch mit einem Röhrchen auf einen dabey stehenden, mit Leder überzogenen Stuhl; aber es schien nicht zu erschrecken. Doch soll es jedesmal horchen, wenn die Thür aufgeht, und das Mädchen wollte bemerkt haben, daß ihm immer ein helles Wasser aus dem Munde geht, wenn es die Thür aufmachen höret: und das ist wohl natürlich, da die Thür nur alsdenn aufgehet, wenn man ihm zu essen bringet. Die Schwestern bekümmern sich nicht um dasselbe. Noch erkundigte ich mich nach vielen Umständen, um aus deren Zusammensetzung zu schliessen, ob dieß Mond-Kalb nicht irgend etwas menschenartiges und ob es auch andere Begierden und Triebe, als den thierischen Heißhunger zeige: aber ich bekam keine Auskunft, theils weil das Mädchen dasselbe nur einigemal des Tags, und zwar nur auf kurze Zeit siehet, theils weil es ihr auch schon zu gewöhnlich worden ist, um etwas auffallendes an ihr zu erblicken. Ich wünschte es wohl 8 oder 14 Tage beobachten zu können; aber das ist unmöglich. Ich hatte Noth genug, daß ich es einmal — nicht umsonst — sahe, und meine Schwester hat dem Kammermädchen versprechen müssen, wenn es vor ihre Herrschaft käme und sie weggejagt würde, sie in ihre Dienste zu nehmen. Ich kan dieses auch den 3 Schwestern nicht verdenken. Den Sommer über haben

sie

sie das Geschöpf öfters in ihrem Garten, der mit einer hohen Mauer umzogen ist. Die Nachbarn waren auf das Blöcken aufmerksam geworden, und hatten über die Mauer gesehen. Die Schwestern beschwerten sich bey der Obrigkeit, und es ward allen Neugierigen untersagt. Darauf liessen die Schwestern ein bedektes Lusthäußchen bauen und es mit Rasen aussetzen, um die Mißgeburt im Sommer daselbst zu halten (denn der Geruch ihres Zimmers ist unleidlich und stekt das ganze Hauß an, wenn die Thür aufgehet), aber anfänglich hat sie darin durchaus nicht bleiben wollen, bis man endlich herausbrachte, sie liebe die Sonne. Man rükte also das Häußchen gegen die Sonne, und nun liegt sie Tage lang da, und wälzt sich auf dem Rasen, wobey sie öfters aufblökt, aber kurz und abgerissen, wie Freudengeschrey. Man hat öfters vergessen, sie in ihr Zimmer zu tragen, und hat sie den andern Morgen frisch und munter und dazu unbedekt wieder gefunden. Eines kleinen Zugs muß ich noch erwähnen, der dem Kammermädchen vielleicht nur entfuhr. Wenn das Geschöpf an der Sonne liegt, besonders im Frühling, so wälzt es sich so lange, bis es entblößt ist, und denn stöhnt und drängt es sich, hat kurzen Athem und scheint zu lächlen. Drängt? — sagte ich in aller Unschuld. Das Mädchen ward über und über roth. Ich merkte nun wohl, was sie damit andeuten wollte. Diese Bewegungen, die das Thier macht, sind nichts anders, als Aeusserungen des Naturtriebs, die man auch bey noch sehr jungen Mädchen beobachtet haben will. Während das Geschöpf im Garten ist, räuchert man sein Zimmer; doch kan man dieses nicht oft thun, denn es hat gewöhnlich die ganze Nacht keine Ruhe. So bald man es dann hineinbringt, fängt es an, 4 bis 6 mal rasch hinter einander zu schreyen, und darauf blökt es stark, und sezt dieß fort, so oft es in der Nacht wache wird. Es muß also doch reizbare Nerven haben. Im Winter haben es die Schwestern in dieser Absicht sehr schlimm, weil kein Zug gemacht werden kan, und das Geschöpf so frostig ist, daß sein Zimmer schon im Anfang des Decembers geheizt werden muß. Was das Sonderbarste ist; dieses Geschöpf ist schon 32 Jahr alt, da seinesgleichen kurz nach der Geburt zu sterben pflegen. Doch soll es vor einigen Jahren noch viel munterer und fleischiger gewesen seyn, auch soll es öfters gelacht und noch viel mehr gegessen haben. Nur einige mal soll es unpäßlich gewesen

seyn, und öfters in zwey Tagen nichts zu sich genommen, aber dafür desto stärker gegessen haben, wenn ihm wieder wohl geworden. Trinken mag es gar nicht. Dafür wird aber über seinen Brey Milch gegossen, die es jedesmal zuerst ablekt. Füttern läßt es sich auch nicht. Es ist nur in den ersten 12 Jahren gewachsen und von da an nicht grösser geworden. Jezt ist es etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß lang. Uebrigens ist dieß Geschöpf seiner Mutter zur Straf gegeben worden — sagt die Legende. Eine Frau mit einem Kinde kam zu ihr und bettelte. Das Kind hatte einen unförmlichen Kopf und dabey eine Hasenscharte. Als es den wimmernden Ton seiner Mutter hörte, fieng es an zu schreyen. Geht — sagte die Mutter des Geschöpfs — geht mit eurem häßlichen Kind! Es blökt wie ein Kalb. — O gnädige Frau, erwiederte das Bettelweib, spotten sie nicht meines elenden Kindes! der liebe Gott kan sie dafür strafen! Und siehe da, nach einiger Zeit kommt diese Mißgeburt blöckend auf die Welt!“ —

Ich will, da diese Anmerkung schon so lange geworden ist, nur folgende Betrachtungen beyfügen.

Die äusserliche Organisation sezt dieß Geschöpf immer noch in die Classe des Menschen, und mich dünkt, die Erscheinungen an ihme lassen sich meistens als natürliche Folgen des Mangels in seiner Organisation erklären.

Was die äusserliche betrift; so mußte dieß, daß es sich seiner Glieder nur zu so wenigen willkührlichen Bewegungen bedienen konnte, immerhin Folgen haben, wenn man auch gleich, und insonderheit die zusammengewachsene Finger und Zäen nicht so hoch aufrechnen will, als es nach den Grundsätzen des Helvetius geschehen könnte. Es entbehrte doch wirklich das Hauptorgan des Gefühls nach seiner eigentlichen Brauchbarkeit, welches daher auf diesen Sinn, und vermittelst seiner auf die übrige einen grossen Einfluß haben mußte. Dieser erste Mangel würde freylich noch erheblicher, weil es diesem Geschöpf auch in dem übrigen mangelte.

Auch die innere Organisation der Nerven und des Gehirns muß bey ihm fehlerhaft seyn, welches sich nicht nur aus seiner breitgedrukten, ochsenartigen Stirne, sondern auch aus der Beschaffen-

schaffenheit seiner äusserlichen Sinne schliessen läßt. Vermuthlich sahe es nicht, obgleich keine eigentliche Anzeige davon vorkommt; denn daß es seine Angen, wenn es den Kopf in die Schüssel strekte, zuschloß, ist kein Beweiß, daß es den Sinn des Sehens schonen wollte; sondern es konnte sich auch nur vor einem schmerzhaften Gefühl in dem, an sich empfindlichen Auge haben verwahren wollen. Der Sinn des Gehörs mußte, wie es aus der Beschreibung erhellt, stumpf gewesen seyn; denn wenn es gleich auf das Geräusch der Thüre merkte, so konnte hier die, an sich schwache Empfindung im Ohr durch das Essenbringen, welches mit der Thüröfnung gemeiniglich begleitet war, verstärkt werden. Der Geschmak mußte ebenfalls unerachtet aller seiner natürlichen Verwandtschaft mit dem Geruch, bey diesem Geschöpfe schwach gewesen seyn; sonst hätte es die, ihm widrige Speisen eher haben schmecken können, und es scheinet daher, daß die nachfolgende Verabscheuung derselben mehr eine Folge des Gefühls, der Ungewohnheit und der nicht so bequemen Verschluckung ist. Also blieb ihm nur der Sinn des **Geruchs** in seiner eigentlichen natürlichen Schärfe, und man hätte an diesem Geschöpfe beynahe dasjenige Subjekt in der Natur, was **Condillac** und **Bonnet** an ihrer riechenden Statüe sich in der Idee vorstellten. Aber hatte nicht auch selbst dieser Sinn seine besondere, von Menschen und Thieren abgehende Einrichtung, weil diesem Geschöpfe wohlriechende Ausdünstungen so zuwider waren, während seine eigene so stanken?

Bey einem Geschöpfe also, das in seiner äusserlichen Bildung so ungestaltet war, und dem daneben noch die Sinne, als die eigentliche Thore und Hilfsmittel der Seele entweder ganz mangelten, oder ihm doch nur in beträchtlicher Schwäche zu Theil geworden waren, ist es kein Wunder, wenn es statt wie ein Mensch zu handeln, nur thierartig, ja genau betrachtet, in vielen Dingen nicht einmal thierartig handelt. Eben dieß Geschöpf würde hierin noch weniger haben leisten können, wenn ihm nicht die **Nahrungs**- **Bewegungs**- und Begattungs-Triebe wären eigen gewesen, und wenn nicht schon der erstere allein ein Geschöpf in grosse Thätigkeit setzen könnte. Es wird in der zwoten Abtheilung dieser Schrift (§. 82.) ein Beyspiel vorkommen, wodurch die Analyse des gegenwärtigen seine Bestättigung finden wird.

§. 28.

Von der Fortpflanzung einiger Besonderheiten.

Wir haben oben an den Stachelschweinmenschen ein Beyspiel gehabt, wie sich manchmal die Abweichungen an unserem körperlichen Bau fortpflanzen, und so hat man hierin auch noch andere, obgleich in seiner Art minder auffallende Beyspiele. Z. B. in einer Familie zu Berlin sollen seit vielen Zeugungen alle Kinder mit 6 Finger gebohren werden, und in einer Familie zu Verneuil, bey Senlis, die Söhne eines Vaters gleichfalls kein Haar haben, wie dieser *). Auch Weickard sagt, ich kenne einen Mann, der einige zusammengewachsene Finger an Händen und Füssen hat. Seine Tochter und sein Sohn haben das nehmliche, und er selber hat es durch Erbschaft erhalten **). Morgagni erzählet von erblichen Schlagflüssen, Steinkrankheit, Erbrechung mit besonderer Bildung des Magens, der Gallenblase, der Gekrösdrüse. Dagegen gibt es aber auch und, wie es wahrscheinlich ist, mehrere Fälle, wobey solche besondere Umstände in der nächsten Zeugung wieder verschwinden. Was mag daher der Grund von beyden Erscheinungen seyn? — Wenn die Abweichungen krankartig sind, ihren Grund in dicken Säften, in einem fehlerhaften Blut haben, welches seinen Einfluß auch auf den daherstammenden Saamen haben muß, wie etwa bey jenen warzigten Personen; so lassen sich Fortpflanzungen von dieser Art begreiffen, und die Erfahrung stellt uns Beyspiele genug auf, was für ein trauriges Natur-Erbtheil schwache, kränkliche, oder wohl auch mit der Lustseuche behaftete Eltern ihren Kindern übergeben; ja man führet so gar Fälle an, daß Kinder gewise Uebel ihrer Eltern gerade in den Jahren empfunden haben, worin

*) Handb. der Naturgesch. I. B. S. 190.

**) Philosophischer Arzt, IV. St. S. 52.

worin ihre Eltern auch daran litten. Aber wenn dieses solche Fälle betrift, die von keiner gewisen Beschaffenheit der Säfte und des Saamens herrühren, sondern kraft welcher eine mehrere Anzahl von Gliedern forgepflanzet wird, wie bey den sechsfingerichten; so weiß ich dieses durch nichts anders zu erklären, als durch die Büffonische Hypothese, daß ein jeder Theil des menschlichen Leibs (und also auch in jenem Fall der sechste väterliche Finger) seinen Antheil und Abdruk in die Saamenmasse liefere, und das Nöthige zur abermaligen Bildung des sechsten Fingers niederlege; und so hätte sich freylich auch das Schottländische Monstrum fortpflanzen können und müssen. Dadurch liesse sich sogar auch der Ursprung solcher mehrerer Glieder bey dem ersten Individuum erklären, indem man nehmlich sagen kan, daß manchmal der Zufluß von einem oder mehreren Gliedern so reichlich ausfället, daß derselbe von der plastischen Natur zur Bildung mehrerer dergleichen Glieder verwandt werden kan; so wie in dem Fall, daß ein Glied weniger hervorkommt, daß Quantum desselbigen in der Saamenmasse und in ihren untern Archiven, den Hoden, entweder zu sparsam, oder zu saumselig, oder gar nicht angekommen ist. Höret endlich bey einer neuen folgenden Zeugung dieser Ueberfluß der Glieder, nachdem er sich lang behauptet hat, wieder auf; so rührt es auch, kraft dieser Hypothese, davon her, daß die Natur wieder in ihr altes Geleise zurükgekehret ist, oder vielmehr, daß das richtige Ebenmaas unter allen Abgaben der Glieder wieder zu Stande gekommen ist. Aber es ist nur Schade, daß man bey dieser Meynung, womit man so viele Abweichungen im Ganzen und Besondern erklären könnte, nicht begreiffen kan, wie ein Mann, dem entweder ein Glied von Natur aus mangelte, oder der sie durch Zufälle verlohren hat, dennoch Söhne und Töchter mit diesen Gliedern zeugen kan: Schade, daß sich noch

weni-

weniger begreifen läßt, wie sich gerade immer in den allermeisten Zeugungen nur ein paar Arme und Füsse, nur eine Nase, nur eine Zunge, und nicht bald mehrere bald wenigere anlegen, da doch immer von einem jeden solchen Glied eine Menge seiner Abdrücke sowohl in dem Geblüt herumlauft, als auch in dem Saamen zurük bleibt: denn auf diese Art ist das Gewöhnliche und Regelmäsige unbegreiflicher, als die seltene Mißgeburt. u. s. w. — Es ist also am räthlichsten, wenn man solche, von dem gewöhnlichen Gang der Natur abweichende Fälle durch ein Spiel der Natur erkläret, das heißt, — gar nicht erkläret.

§. 29.

Von einigen merkwürdigen Erscheinungen in Absicht des Gehirns und des Herzens.

Man hat lange das Daseyn und die gehörige Beschaffenheit der sogenannten edlern Theile des menschlichen Körpers als etwas zum Leben desselben ganz und gar unentbehrliches angesehen; und doch melden die Gedenkschriften der Parisischen Akademie zwo Begebenheiten mit Kindern, die zwar mit dem Leben, aber ohne Hirn und Gehirnchen, ja so gar auch ohne Rükgradsmark gebohren wurden *). **Heuermann** und **Kerkring** haben ähnliche Beyspiele erzählet. Bey den Wasserköpfen ist es ohnehin gar nichts seltenes, daß man in dem Kopfe kein Gehirn, sondern nur Wasser findet. **Ruysch** versichert, daß er dieses sehr oft wahrgenommen und bey dem **Morgagni** findet man eine Menge ähnlicher Geschichten. Inzwischen sezt **Platner** hinzu, daß alle diese Beyspiele wider die Abhängigkeit des Lebens vom Gehirne nichts beweisen, indem man bey den Mißgeburten ohne

*) Hist. de l'Acad. des Sciences, A. 1712. S. 48.

ohne Kopf immer eine kleine Erhebung über dem Rükgrade gefunden, (und so erinnere ich mich wirklich eines in jenen Gedenkschriften angeführten Beyspiels,) welches bey der er-ſten Bildung des Kinds der Kopf gewesen sey, und hernach durch natürliche Ursachen sein Wachsthum verlohren habe. Eben so sey bey den Wasserköpfen immer noch ein kleiner Ueberrest von Gehirn da, so wie auch das Wasser in denselben nichts als ein aufgelößtes Gehirn seye; und so lange das Verderbniß nur noch ein kleines Stük von Gehirn übrig lasse, aus welchem einige Nerven für das Herz entspringen; so lange sey noch ein schwaches Leben möglich *). Dieser Erklärung zu Folge, müßte also auch der Mangel des Rükgradsmarks an dem Parisischen Beyspiel sich nicht von jener gezeigt haben, sondern dieses erst in der Folge in Wasser übergegangen seyn.

So gab es auch Menschen, in welchen man ein gedoppeltes Herz; andere, in welchen man es auf der rechten und die Leber auf der linken Seite; noch andere, in welchen man es von Würmern angenagt und zerfressen fand; solche, in welchen es eine umgekehrte Lage hatte; solche, in welchen man es mit Haaren oder einer Art von Pflaum überwachsen fand; ein Bein in demselben, wie in dem Herzen des Pabsts Urban VIII. u. s. w. **)

In den neuen Abhandlungen der Naturforscher wird ein Kadaver beschrieben, in welchem alle Theile sowohl in der

*) Platners Briefe über den menschl. Körper, I. Th. S. 408.

**) Eine Menge solcher Beyspiele kommt in der bemeldten Geschichte dieser Akademie vor. In dem Theil zum Jahr 1700. wird auch berichtet, daß sich in dem Hôtel-Dieu zu Paris eine Weibsperson befand, deren Hirnschale sich ganz abgetheilt hatte, und die in derselben das Allmosen sammlete. S. Dict. Encycl. Art. Coeur.

der Brust, als auch im Unterleibe verkehrt lagen, und das ist mehrmals bemerkt worden *). Eben dasselbe hat man auch, laut öffentlicher Blätter, in dem Spital zu St. Julian zu Würzburg in dem Leib einer Weibsperson von 36 Jahren noch in diesem Jahrgang gefunden.

Vermuthlich würde man dieser Abweichungen noch weit mehrere wahrnehmen, wenn entweder die Lebende selbst das anatomische Messer nach ihrem Tode nicht so scheueten, oder die Zärtlichkeit und wohl auch der Aberglauben der Anverwandten es zuliesse: denn die obigen Beyspiele wurden meistentheils nur entweder in dem Körper hingerichteter Verbrecher gefunden, oder auch in den Leichnamen hoher Personen, wo öfters die eingeführte Todes-Etiquette das Aug des Arztes auch etwas wahrnehmen läßt.

§. 30.

Von Menschen gemachte, äusserst gemeine Hauptverschiedenheit.

Es gibt noch andere Geschöpfe in unserem Geschlechte, welche das, was der Mensch ordentlicher Weise besizt und ihn allein mit der Nachwelt verbindet, nicht haben, aber woran die Natur unschuldig ist; Geschöpfe, an welchen es der Mensch zu seiner Schande zeigt, daß er das einige Geschöpf in der ganzen Natur ist, welches nicht nur seine lebende Mitbrüder methodisch erwürgt, sondern auch durch einen einigen Schnitt unzählige Reihen von seinen Nachkommen vertilget — die Verschnittene. Es ist wirklich traurig, daß dieser Gebrauch unser Geschlecht schon von uralten Zeiten her brandmarket, und nicht blos dem eifersüchtigen Asiater, sondern auch in einigen Ländern unserer

*) Platner, a. B. II. Th. S. 206.

Christenheit der Policey *), ja selbst den Altären **) zur Beschämung gereichet. Da man die Natur in ihrem Heiligthume schon bey dem einen Theil unsers Geschlechts angriefe; so fehlet jezt nichts mehr, als daß man vollends die Handlung eines deutschen Schweinverschneiders in Holland nachahmet, der seiner Tochter, weil sie ihm zu verliebt war, im Zorn den Eyerstok ausschnitte, und sie dadurch zum Gefühl der Liebe auf ewig untüchtig machte.

§. 31.

Ausser der bisher betrachteten Verschiedenheit in dem Bau, den Gliedern und Theilen des Leibs gibt es auch noch manche andere besondere Erscheinungen in der Natur des Menschen, von welchen wir hier Einige berühren wollen.

§. 32.

Von einigen Verschiedenheiten in Absicht des innern Geburtsorts, des Aufwachsens, des Zeugungstriebs, des Alters.

Der Ort, der dem Menschen zu seiner Bildung angewiesen ist, ist bekanntlich die Gebährmutter. Manchmal bleibt aber auch der Keim des künftigen Menschen in dem Eyer-

*) In Neapel hängt man öffentlich Schilde aus, worauf es stehet, daß in solchem Hause Knaben gut verschnitten werden.

**) In Italien werden jährlich gegen 4000 Knaben verschnitten, die besonders auch zum Singen in den Tempeln bestimmt sind. — Man lese den gerechten Eiferer über die Sottisen und Barbareien unsers aufgeklärten Jahrhunderts, den Faustin, worin unter anderem auch gemeldet wird, daß die Wirbel der Kehle manchen Kastraten so vieles einbringen, daß sie Herzogthümer erkaufen können, wie Farinelli das Seinige. — O ihr Häupter des Erdbodens, — welche Ausspendungen von dem Schweiß der Bürger!

Eyerstocke selbst, dergleichen Littre einen von drey Linien lang und anderthalb breit wahrgenommen hat, oder auch den fallopischen Trompeten stecken, und muß, ob er sich gleich zuweilen in diesem engen und geschraubten Kanal etwas ausbildet, zu Grunde gehen. So hat es auch Fälle gegeben, wo das befruchtete Ey, statt durch diesen Kanal zu wandern, in den Bauch fiel, sich da zwar oft merklich ausbildete, aber, wie leicht zu begreifen ist, endlich gleiches Schikfal hatte. Diese Abweichungen sind inzwischen eben so lehrreich als selten.

Das Wachsthum des Menschen geschiehet stufenweise; hie und da gibt es aber auch merkliche Ausnahmen, jedoch gemeiniglich sind solche Menschen entweder sehr hirnlose Geschöpfe, oder sie verwelken, wie zu frühgetriebene Pflanzen, bald wieder.

Wenn der Mensch bis zum mündigen Alter gekommen ist, so erhält er zwar ordentlicher Weise die Zeugungsfähigkeit, doch mangelt dieselbe auch einigen Personen von beyderley Geschlecht, es sey nun durch natürliche Fehler von aussen oder von innen *). Aber freylich muß sich die gute Mutter-Natur oft auch vieles zur Last legen lassen, was der junge entnervte Wollüstling oder das frühlüsterne Mädchen in ihrer Natur selbst verdorben haben, und nicht gar selten ist an der schwachen und kränklichen Puppe auch der

*) D. W. G. Ploucquet, von der phys. Erbfähigkeit. §. 12. Woselbst er nach Erzählung der natürlichen Fälle, in Absicht der selbstgemachten und unnatürlichen besonders auch beysezt: Noch andere sind aus verabscheuungswürdigen Gründen Misogynen, und haben durch eine Reihe angewohnter Laster ihrer Einbildungskraft einen so verderbten Schwung und Richtung gegeben, daß sie bey dem, der Natur gemäsern Reiz eines Frauenzimmers nichts mehr empfinden, wenn sie gleich zu andern (unnatürlichen) Schandthaten fähig sind. S. 33.

Vater oder die Mutter schuldig. Die Zeugungsfähigkeit verwandelt sich bey einigen in bloßen Priapismus, mit oder ohne Antheil der Natur; höret auf gleiche Weise bälder, als die Ordnung der Natur mit sich bringet, auf; tritt aber auch unvermuthet, mit oder ohne Hülfe, ein, und zeiget sich endlich, wie bey der sechzigjährigen Mutter Friedrichs II. auch in Jahren, wo die Blüthen der Fruchtbarkeit bey andern längst verwelkt sind, oder auch Greise in diesem Alter kaum noch die nöthige Säfte zu ihrer eigenen Erhaltung haben. Einige Beyspiele von offenbaren Verjüngungen oder auch kraftvollen Alten entfernen den (manchmal freylich nicht ungegründeten) Verdacht, als wenn es keine Wirkung ihrer eigenen Natur gewesen wäre, oder lassen wenigstens die Möglichkeit einsehen. In dem Journal de Medecine *) kommt ein Beyspiel von einem 96jährigen starken und Triebefühlenden Alten vor, der sich mit einer 90jährigen, wahrhaftigen Jungfrau verheirathete, mit ihr, wie im Ehstand gewöhnlich, lebte, und damals in seinem dreyjährigen Ehstand keine merkliche Veränderung in seiner Gesundheit erfahren hatte — ein Beyspiel, das ich statt anderer, oft noch weit mehr auffallender, deswegen wählte, weil es so gar in Frankreich wahrgenommen wurde.

In Absicht der angeführten Verjüngungen nimmt man nicht selten wahr, daß Greise von 70 bis 80 Jahren wieder Zähne bekommen. Dieses, sagt Hunter, und die Rükkehr der monatlichen Reinigung bey alten Personen des weiblichen Geschlechts scheinen zu beweisen, daß die Natur in diesem Alter eine Bewegung mache, den Körper zu verjüngen. Ich erinnere mich, daß man diese, oft verborgen liegende Kraft mit

*) Tom. VI. Handb. der Natur, I. B. S. 98. wo die Beschreibung dieses alten Athleten in dem Briefe eines Arztes weit lebhafter ist.

mit derjenigen verglich, die manchmal einen alten Wein auf das neue in Gährung bringe. Die Thorheit der ehmaligen Spanier und anderer, die, nachdem sie an dem amerikanischen Gold und Edelsteinen nicht genug hatten, in Amerika auch noch eine Verjüngungs-Quelle entdecken wollten, und das Land, worin sie solche vermutheten, Florida nannten, ist bekannt.

Was übrigens Proben von hohem Alter überhaupt betrift, so gibt es manche derselben, fast in allen Himmelsstrichen, jedoch in diesem oder jenem mehrere. In Norwegen findet man Menschen, die ihre Lebenszeit von 110 Jahren bis auf 150 Jahre gebracht haben, und noch bringen. Thomas Parre, ein Engländer, legte mit einer armen und harten Kost 150 Jahre zurük; so bald er aber bey den einreissenden verderblichen Sitten seine Lebensart auch ablegte, und keiner gereizten Begierde etwas abschlug, starb er bald darauf. So gar unter Gelehrten, die sich sonst blos mit einer längeren idealischen Unsterblichkeit trösten müssen, gab es manche, die ihr Leben über ein Jahrhundert brachten, z. B. dü Verney, Verdün, Morgagni, Maffri, Baco von Verulamiis u. s. w. *). Vielleicht verdient aber hierin keiner so sehr bemerkt zu werden, als Fortunio Liceti, ein Weltweiser des vorigen Jahrhunderts. Dieser war nehmlich bey seiner, um vieles zu frühzeitigen Geburt nicht viel grösser, als eine flache Hand, und wurde von seinem Vater, einem Arzt, beynahe wie die Küchlein in Egypten, in einem Bakofen weiters ausgebrütet; und dennoch brachte er sein Leben fast auf 80 Jahre **).

*) Physik des Menschen, I. Th. S. 301.

**) Melanges d'Hist. et de Literature. Neue Ausg. III. Th. S. 443.

§. 33.

Von der mannigfaltigen, äusserlichen Bildung.

Der Mensch, wenn er sein Wachsthum vollendet hat, bekommt zulezt eine, ihm eigene Bildung des Gesichts und des Körpers; aber welch eine Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit unter den einzelnen Gliedern eines Volks, besonders eines gesitteten und in guten Nahrungs-Umständen sich befindenden! Es scheinet fast, daß es hierin, wie mit dem Pflanzenreich beschaffen sey, worin die Kultur die, oft magere Einförmigkeit der Natur auch so verändert und vermehret. Vielleicht werden bey einer guten Nahrungsart die Bildungstriebe der Natur verstärkt, so daß sie alles desto besser ausführen und bezeichnen können; vielleicht erhalten dadurch die weiche Theile unsers Körpers mehr Säfte und die härtere mehr Biegsamkeit, um mannigfaltigere und mehr verschiedene Formen annehmen zu können; vielleicht kan dadurch selbst auch der äussere Einfluß seine Wirkungen desto eher äussern u. s. w. Woher es auch rühren mag, so siehet man wenigstens nicht nur bey der Vergleichung roher Völker mit gesitteten, sondern auch unter den armen und wohlhabenden Ständen der lezteren eine merkliche Verschiedenheit, und zwar so, daß sich bey den gesitteten Völkern im Ganzen und bey den wohlhabenden Ständen insbesondere eine grössere Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit äussert. Man siehet übrigens, daß ich alles hierin blos von äusserlichen und physischen Ursachen herleite.

Ob ich nun gleich nicht nur demjenigen Theil der Physiognomik, der sich auf die Stellung und Bewegung unserer Muskeln und Augen gründet, sondern auch dem seinen Werth lassen will, der sich auf die festen Theile oder das Skelet beziehet, um so mehr, da auch ein berühmter Physiologe,

siologe, Tissot selbst, den leztern nicht verwirft *): so weiß ich doch nicht, ob man das Gesicht überhaupt, besonders aber die Form der festen Theile als Abdrücke oder Kennzeichen der Seele mit Sicherheit ansehen kan, so bald entweder nach den angezeigten Vermuthungsgründen, oder auch nach andern Ursachen dieselbe eben sowohl eine Wirkung bloser körperlichen Ursachen seyn können.

§. 34.

Von den verschiedenen Temperamenten.

Der eine Mensch hat im Wesentlichen seine achtzig Nervenstämme so gut, als der andere, und so auch was das Wesentliche der Muskelfasern und des Bluts betrift; demunerachtet zeigt sich aber in der Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Nerven, in der Spannung der Muskeln-Fasern und in der Beschaffenheit und Mischung der Bestandtheile des Bluts, und sowohl in dem Verhältniß der flüssigen Theile unter sich, als auch der flüssigen und festen Theile gegen einander eine sehr grosse Verschiedenheit unter den Menschen. Daher man auch, um dieselbe nur einigermasen in Rubriken zu bringen, nur ihre hauptsächlichste und allgemeinste Charaktere betrachtet, und die Arten derselben unter der Benennung der Temperamente vorträgt.

Der Verfasser der menschlichen Fertigkeiten und Kenntnisse sagt, daß das Temperament von einigen nach der Beschaffenheit des Bluts, von andern nach der verschiedenen Spannung der Nerven, von noch andern aber mit mehrerer Wahrscheinlichkeit nach der verschiedenen Reizbarkeit der Nerven und der verschiedenen Fähigkeit des Gehirns, die Eindrücke zu erhalten, bestimmt werde **). Da aber

 sowohl

*) Tissot, von den Nerven, II. Th. S. 596.
**) I. Th. Naturgesch. des Menschen, S. 21.

sowohl Gehirn als Nerven von den Säften des Leibs mit bestimmet werden, so trette ich der Meynung derer bey, die die Temperamente sowohl von der Beschaffenheit des Bluts als der Nerven und anderer festen Theile herleiten.

Die drey Haupttheile des Bluts, der Cruor, das Serum und die Lymphe, sagt Zückert, sind in verschiedener Proportion mit einander vermischt. Selten sind sie in einem gleichmäsigen Verhältniß, sondern einer oder der andere Theil hat immer die Oberhand. Auch die festen Theile sind in den verschiedenen Menschen dichter oder schlapper, mehr oder weniger gespannt, reizbar und empfindlich. Die festen Theile wirken durch ihre zusammenziehende Kraft in das Blut und bestimmen dessen Bewegung nach dem Grade des Widerstandes, den es leistet, und nach der Stärke ihrer Zusammenziehung. Das Blut wirkt wieder in die festen Theile, und dehnet dieselbe mehr oder weniger aus nach dem Grade, worin diese widerstehen und jenes seine Gewalt ausübet. Die Kraft der festen Theile wird nach dem Verhältniß ihrer Ausdehnung und des Reizes, den die Wärme des Bluts in sie macht, entweder vermehrt oder vermindert.

Man hat verschiedene Klassen von Temperamenten gemacht. Jeder nimmt mit Haller sechs an, die auch hier beybehalten und zum Theil durch die Bemerkungen anderer ergänzt sind.

1) Das cholerische, welches mit vieler Stärke sehr viele Empfindlichkeit und Reizbarkeit verbindt, grosse Nerven, starke und gespannte Muskelfasern, ein schweres, scharfes, und wegen dem Ueberfluß an Blutkügelchen und hitzigen, phlogistischen Theilen warmes Blut hat, dessen scharfe Theile die Fasern unaufhörlich prickeln, und diese zu öftern und scharfen Zusammenziehungen zwingen.

2) Das

2) Das sanguinische, welches bey gleicher Stärke eine gemäsigtere Reizbarkeit und Empfindlichkeit hat, vermöge starker, aber wenig gespannter Fasern, und eines nach dem gleichmäsigsten Verhältnisse gemischten, gesunden, reichlich vorhandenen, und ebenmäsig durch den ganzen Leib sich verbreitenden Geblüts. Daher gehen alle Bewegungen, alle Absonderungen, überhaupt alle Verrichtungen der Maschine leicht, frey und ordentlich von statten, und weil die Werkzeuge der Sinne in ihrer natürlichen Beschaffenheit sind, so können alle Gegenstände leicht und frey in sie wirken.

3) Das melancholische, bey welchem gleichfalls Stärke sich findet, und eine gemäsigte, dabey aber ungleich vertheilte, durch ungesunde Disposition hier erhöhte, dort und besonders auch wegen den steifen Fasern geschwächte Reizbarkeit und Empfindlichkeit, wovon die Ursache in den Gefässen oder Säften lieget, und besonders auch in einem zu dicken, mit vielen Erdtheilen beschwerten, zum Umlauf unbequemen, und wegen der schwachen Wirkungskraft der Fasern sich langsamer bewegenden und kälteren Blute.

4) Das böotische, bäurische, plumpe, vierschrötige, welches Stärke ohne Reizbarkeit hat, und ein schweres, durch zu geringe Reaction der festen Theile zu wenig in Bewegung geseztes, bey seiner geringen Bewegung sich wenig verfeinerndes Geblüt.

5) Das hypochondrische oder hysterische, welches zwar viele Reizbarkeit und Empfindlichkeit hat, aber schwach ist, vermöge allzuzarter, und wegen ihrer Feinheit leicht überspannter, aber darauf desto mehr erschlaffender Fasern und zu Folge eines verhältnißmäsig zu scharfen und leichten Geblüts.

6) Das

6) Das phlegmatische, welches Schwäche und Reizbarkeit beysammen hat, nebst einem wässerigen, langsamen, aber ungehindert in den weichen, schwammigen Gefässen fliessenden Blute *).

Dabey würde man nun aber, wie die Erfahrung jeden lehret, sehr irren, wenn man die Menschen gerade zu in diese sechs Fächer eintheilen wollte, da in den verschiedenen Subjekten die Mischung bald aus diesem, bald aus jenem Temperamente, bald in einem stärkern, bald in einem schwächern Grade zusammen gesezt ist, und vermuthlich nicht ein einiger Mensch auf dem Erdboden sich befunden hat und finden wird, in welchem eines von diesen 6 Temperamenten ganz rein und allein wäre. Selbst in einem und demselben Menschen gibt es nach Masgabe der Stufen des Alters hierin Veränderungen **).

§. 35.

Von Sympathie und Antipathie.

Gar wunderbare Erscheinungen findet man öfters auch in dem, was man körperliche Sympathie und Antipathie nennt, und deren Entstehung und Beschaffenheit man aus ver-

*) Feder, von dem menschl. Willen, §. 139. *Haller*, pr. lin. Phys. §. 169. S. 81. Zückert, von den Leidensch. §. 42. ff.

**) Der Verfasser des philosophischen Arztes theilt die Temperamente ein: 1) In ein empfindliches, mit weichen, krausen Zasern, flüssigen und sanften Säften; 2) reizbares, mit krausen, trockenen Zasern, scharfen, meistens hizigen Säften; 3) starkes, mit groben, festen oder starken Zasern, dicken, zähen Säften, wo viel erdichtes oder zaserichtes ist. 4) Schlapes, mit groben und weichen Zasern, schleimichten, kalten Säften, wo viel wässerichtes obwaltet. 5) Hizziges, mit starken, trockenen und sehr elastischen Zasern, wobey die Säfte trocken, hizig und feurig sind. III. Th. S. 219. ff.

verschiedenen Ursachen herleitet. Eine davon ist die Verknüpfung der Ideen, wobey sich des Cartes selbst zum Beyspiel aufstellt, der, als er eine besondere Zuneigung zu schielenden Personen an sich bemerkte, und deswegen seine ganze Seele durchsuchte, gefunden hat, daß er in seiner Jugend ein schielendes Mädchen geliebt hatte. So war auch in Schlesien ein Pfarrer, der gewise, in diesem Lande sehr gewöhnliche Kuchen nicht sehen konnte, ohne in ein lautes Gelächter auszubrechen; dergestalt, daß er darüber würde erstikt seyn, wenn man ihm diesen Gegenstand nicht weislich aus dem Gesichte weggenommen hätte *). Vermuthlich muß sich einmal etwas, für ihn sehr auffallend-lächerliches mit einem solchen Kuchen zugetragen, und der Eindruk, besonders wenn es in der Jugend geschahe, sich seiner Einbildungskraft sehr tief einverleibt haben. Diese Entstehungsart nahm auch Locke an, und bewieß sie in Absicht der Antipathie durch das Beyspiel eines Manns, der durch eine, überaus schmerzhafte Operation geheilet worden sey, und nachher nie den Anblik eines Arztes ertragen konnte. Solche Empfindungen können auch durch andere mitgetheilt werden, z. B. wenn eine Mutter in Gegenwart ihres Kinds vor einer Maus oder Spinne heftig erschrikt, plözlich ein Geschrey erhebt, davon flieht, und dadurch diesen Schrecken ihm mittheilet. Auf diese Art irret man daher in manchen Fällen, wenn man den Abscheu vor solchen Dingen als etwas erbliches ansiehet. Aber diese erste Erklärungsart ist doch in vielen andern Fällen bey weitem nicht hinreichend, und daher haben Tissot **) und andere es von der Beschaffenheit der Säfte und hauptsächlich des Nervensystems hergeleitet, welches durch solche Körper, vor welchen man einen Abscheu hat, oder auch durch ihre Ausdünstungen

verletzet

*) Neue Anm. ü. a. Th. der Naturl. II. Th. S. 195.

**) Von den Nerven, II. Th. §. 196.

verletzet werde; so wie er auch nicht abgeneigt ist, die Sympathie von übereinstimmenden Ausdünstungen entspringen zu lassen, welches man wenigstens an den Thieren bey ihrer sinnlichen Liebe, und nach Genovesi, der die Liebe einathmen läßt, und reizende Ausdünstungen und elektrische Wirkungs-Sphären liebreizender Personen annimmt, auch bey Menschen beobachtet. Aber auch schon Börhave leitete die Zuneigungen und Abneigungen der Menschen von solchen subtilen Ausdünstungen her *). Nach diesen Erklärungen lässet es sich also begreifen, wenn einige Personen gewise Farben nicht sehen können, indem nehmlich ihr Aug oder der Sehnerve dadurch verlezt wird, wie man dieß auch bey den Wasserscheuen so annimmt und erkläret. Auch lässet sich begreifen, warum einige Personen die Wirkungen der Antipathie fühlen, ob sie gleich den widrigen Gegenstand nicht sehen, und er, ihnen unbewußt, sich blos in ihrer Nähe befindet. Diese, an sich einleuchtende Erklärungsart würde jedoch ganz entscheidend und so gar sinnlich erwiesen werden können, wenn uns Vigueuil-Marville das, von einem englischen Künstler ihm geschenkte, ganz besonders vortrefliche Vergrösserungsglas hinterlassen, oder uns die Art, wie es verfertiget worden ist, beschrieben hätte. „Er sah auf einem Ballhaus zu London vier junge Leute spielen, und empfande sogleich eine gewise Zuneigung zu Einem, für einen Andern aber einen besondern Widerwillen, nebst einem starken Verlangen, daß jener gewinnen, dieser verlieren möchte. Er beobachtete sie daher beyde mit jenem Vergrösserungsglase. Die heftige Bewegungen, die sie sich machten, verursachten bey ihnen eine starke Ausdünstung, welche sich bis zu ihm ausbreitete. Er untersuchte alle Theile derselben, und wurde gewahr, daß sich die Theilchen der Ausdünstung desje-

*) Tiedemann, Untersuchungen über den Menschen, I. Theil, S. 254.

desjenigen, dem er gewogen war, sehr leicht mit den Theilchen seiner eigenen Ausdünstung vereinigten, und daß hingegen von den Theilchen der Ausdünstung des Andern, der ihm zuwider war, einige, wie scharfe, andere, wie stumpfe Nadelspitzen gestaltet waren, und ihn verlezten oder stiessen. Solchergestalt, sagt er, erfuhr ich an mir selbst, daß die nähere Ursache unserer verschiedenen Neigungen gegen andere in der unterschiedlichen Beschaffenheit unserer Ausdünstungen, nachdem nehmlich dieselbe einander zuwider sind, oder nicht, zu suchen sey" *). Nach dieser Erzählung müßte es also Menschen geben, welche jedermann zuwider seyn müßten, wenigstens, wenn ihre Ausdünstungs-Theile wie scharfe Nadelspitzen gestaltet wären; denn diese würden doch wohl jedermann stechen, dessen Haut des Gefühls nicht beraubt wäre. Es ist aber gut, daß die bemeldte Erklärungsart durch das Unglaubliche in dieser Erzählung doch nichts verlieret, indem die Ausdünstungen zuwider seyn können, ohne gerade Nadelspitzenförmig zu seyn. Aber wenn man auch der Meynung, welche die Wirkungen der Antipathie und Sympathie von den Ausdünstungen überhaupt herleitet, ganz beypflichtet; so hält es doch schwer, einige Erscheinungen daraus begreiflich zu machen, z. B. wie unbegreiflich geringe muß die Ausdünstung einer Spinne in einem akademischen Hörsal, oder auch nur in einem Zimmer seyn; und doch war es einem bekannten Lehrer in Jena äusserst bange, wenn sich ein solches Thierchen, ohne daß er es sahe, darin befand. Daher fället es auch selbst philosophischen Aerzten schwer, wenn sie ihre allgemeine Grundsätze auf die besondere Fälle hierin anwenden sollen, und Herr Leibarzt Weickard sagt: „Genauer zu bestimmen, wie sich die Sache verhält bey Jenem, der keinen Wein, und bey einem Andern, der kein Wasser

*) Melanges d'Histoire et de Litterature. Neue Anm. III. Theil, S. 443.

Wasser trinken kan; bey jenem, dem Zimmetrinde Erbrechen und Krebsaugen ein Fieber erwecken, oder bey diesem, dessen Delikatesse eine schwangere Fliege ist — das würde eine Aufgabe für den scharfsinnigsten Philosophen seyn. Er soll uns noch erzählen, warum die Schwangere beym van Swieten keinen Coffee trank, wenn sie ein Mädchen trug, und ihn wieder liebte, wenn die Frucht ihrer Schwangerschaft ein Knäbchen war? Warum jener Mann beym Hirzel in Todesangst fiel, wenn er sich die Nägel abschneiden ließ? Warum jener Frau beym Haller die blose Betastung des seidenen Zeugs unausstehlich war? Warum der Geruch oder Anblik einer Katze, Spinne oder schwarzen Schnecke Todesangst, Ohnmacht oder Zückungen erregen könne? Ich könnte bey allem diesem nicht viel weiter mit Zuverläßigkeit antworten, als daß man mich zu viel gefragt habe *).

Inzwischen liegen die Fakta selbst in der Natur, und sind, wie zum Theil schon aus dem bisherigen erhellt, eben so mannigfaltig als sonderbar.

Boyle führet ein Beyspiel von einer Dame an, die den äussersten Widerwillen gegen den Honig hatte. Ihr Arzt in der Meynung, daß diese Abneigung blos von einer Einbildung herrühre, mischte etwas Honig in ein Pflaster, das er ihr auf eine Wunde am Fusse legte. Aber als er die plözliche schlimme Wirkungen sahe, welche dasselbe an ihrem Fusse hervorgebracht hatte, und die nicht eher aufhörten, als bis er das Pflaster hinweggenommen hatte, bereute er seinen Versuch.

Ich selbst, (wenn es erlaubt ist noch eine selbsteigene Sonderlichkeit von mir anzuführen) habe eine starke Antipathie gegen Frösche, so lang sie leben, oder auch nur ihre ganze

*) Philosophischer Arzt, IV. Th. S. 25.

ganze natürliche Gestalt haben; hingegen zur Speise zubereitet, esse ich sie mit vielem Appetit. Die Abneigung gegen dieses nüzliche und unschuldige Thier währet bey mir so lang, als ich mich immer zurük erinnern kan, ohne mir irgend einen Fall einbilden zu können, wodurch es mir so widrig geworden wäre. Dabey habe ich bemerkt, daß diese Antipathie ein gewises Verhältniß zu meinem Alter hatte. Sie war, so lang ich ein Knabe war, äusserst stark, und hätte mich durch einen Zufall bey nahe das Leben gekostet. Ich hatte nehmlich eine grosse Neigung zum Fischfangen mit der Hand, und befriedigte dieselbe aller, oft streng behaupteten Verbote unerachtet, so oft ich konnte. Aber indem ich einmal eine Handvoll Gründeln hervorzuziehen glaubte, so hatte ich unwissend, statt derselben, die hintere Füsse von Fröschen ergriffen, die ich, da mich mein vermeynter, glüklicher Fang so sehr erfreute, schnell hervorzoge. Der Anblik — und wie wenn mich der heftigste elektrische Schlag auf immer zu Boden geworfen hätte, gählinge Unmacht und plözliches Aufhören alles Bewußtseyns war die Wirkung dieses schrekklichen Augenbliks! — Auch in meinem Jünglingsleben blieb diese Abneigung in ihrer Stärke, so daß ich an Wassern oder sonst verdächtigen Oertern niemals ohne Gesellschafter, in deren Mitte ich gieng, Morgens und Abends spazieren gieng, und lieber den Balsam der kühlen Luft entbehrte. In weiteren Jahren half ich mir dadurch, daß ich in diesen Tagszeiten, so oft ich konnte, ritte; denn da ich der Bewegungs-Sphäre dieser Thierchen dadurch entrükt wurde; so verlohr sich der Schrek. Die, mir bey alle dem so oft zugestossene Unfälle und heftige Erschütterungen meiner Natur brachten mich endlich auf den Gedanken, diese, andern lächerliche und mir so beschwerliche Idiosynkrasie, wo immer möglich, zu überwinden. Das eine Mittel war, daß ich den Gedanken, es werde mir ein Frosch begegnen,

auf meinen Spaziergängen immer beybehielt, und dadurch den stärkern Schrecken, wenn es unvermuthet geschahe, vermied; das zweyte, daß ich mich zwang, diese Thierchen, wenn sie vor mir vorbeygehüpft waren, lange anzusehen; nnd das dritte, daß ich den, zu ihrer Bewegung so weislich eingerichteten Bau ihres Körpers und den Nutzen, den sie uns Menschen verschaffen, und die Leiden, die sie unter den Händen der Zergliederer erdulden, in Büchern aufsuchte oder lase, und den höhern Kräften meiner Seele, damit sie dadurch meine schrekhafte Einbildungskraft in Ordnung halten möchten, vorstellte. Das Resultat davon ist, daß ich jezt auf meinem Zimmer mit diesen, durch Homer und Stollberg so angenehm gemachten Geschöpfen gänzlich ausgesöhnt bin; daß ich ihre Zusammenkunft auf freyem Felde, besonders, wenn sie nicht auf mich zuhüpfen, weit erträglicher aushalten kan: aber, wenn sie mir doch unvermuthet zu nahe kommen, oder mich gar berühren sollten; so lauft ein kalter, gählinger Schauer durch meinen ganzen Leib, und alle meine, so mühsam erlangte Batracho-Philosophie bleibt ganz und gar ohne Wirkung.

Nebendem gibt es auch Antipathien, die blos durch das Gehör erregt werden, wovon **Lentilius** das Beyspiel einer Jungfrau anführet, die vom Glockenläuten Konvulsionen bekam (und demnach in Kölln nicht hätte wohnen dürfen). Peter **Forestus** gedenket eines Bettlers, welcher epileptisch wurde, wenn er eine Kindertrompete hörte; **Paullini** eines Manns, der sich auf alle Musik erbrache *). Alle diese und viele hundert andere Beyspiele beweisen also, was für Eigenheiten das Nervensystem in den Individuen hat. Aber noch wunderbarer ist es, wenn man manchmal eine Allgemein-

*) H. D. Weber, in dem Anhang zu Tissot, von den Nerven, III. B. S. 570. Anmerk.

meinheit hierin wahrnimmt. Ein schottländischer Prediger hat noch neulich von den Einwohnern der Insel St. Hilda eine Nachricht mit vieler Glaubwürdigkeit bestätiget, welche schon vor ihm von mehreren ist ertheilet worden. Diese Leute bekommen jederzeit einen heftigen Husten, so oft ein Fremder ihre Insel betritt. Dieser Husten hält gemeiniglich 10 bis 12 Tage an, und breitet sich dergestalt aus, daß das Kind an der Mutterbrust nicht verschont bleibt. Von fremden Waaren wird ihnen ein noch stärkerer und länger anhaltender Husten verursacht. Einige müssen hiebey noch Fieber und Kopfschmerzen leiden. Eine fremde, auf dieser Insel verheirathete Frau versicherte den Prediger, nach dessen Ankunft sich obiges Uebel im dritten Tage ebenfalls allgemein äusserte, daß sie in den drey ersten Jahren ihres Aufenthalts nichts von diesem Husten bey ankommenden Fremdlingen gelitten hätte; sie wäre aber nachher eben so gut, als die Eingebohrne, diesem Uebel ausgesezt gewesen *). Hier hätte also das Klima oder eine andere Beschaffenheit der Insel die Kraft, die Nerven und andere Theile in eine solche Stellung zu setzen oder Beschaffenheit zu geben, daß ihnen die Ausdünstungen eines Fremden gerade zuwider sind. Wir wollen mit Herrn **Weickard** noch dieses einige bemerken, daß Klima, Erziehung, Gewohnheit, dergleichen Geneigtheiten verstärken, vermindern, oder auch neue verschaffen können. Siehe die Ausführung davon im philos. Arzt, IV. Th. S. 26. ff.

§. 36.

Von den Gelüsten.

Hieher kan man auch noch die sogenannte Gelüste rechnen, die man manchmal bey dem männlichen, noch mehr aber bey dem weiblichen Geschlecht, besonders den Schwangern, antrift; Gelüste, wobey sie bekanntlich auf die ekel-

*) Philos. Arzt, IV. Th. S. 33.

hafteste, unverdaulichste und seltsamste Dinge verfallen. So sahe Bonet einen jungen Menschen aus Schottland, der zu Leyden studirte und in allen Winkeln herumgieng, um Spinnen, von welchen er sagte, daß sie seine angenehmste Speise wären, aufzusuchen *). Aber ein weit frappanteres Beyspiel führet Lang in seinen Briefen von einer schwangern Frau an, die so gar den Gelust bekam, von dem Fleisch ihres Manns zu speisen. Und diese grausame Begierde soll auch so heftig gewesen seyn, daß sie denselben, ob sie ihn gleich liebte, umbrachte, einen Theil seines Leibs verzehrte, und das Uebrige, um es zu erhalten und nach und nach zu geniessen, einsalzte **).

Auch in unsern Zeiten wurde ein Hirte durch seine Begierde nach Menschenfleisch bekannt, und Gaubius erzählt nach dem Donatus aus der schottischen Geschichte des Hektor Boëthius, ein schottisches Mädchen habe die ererbte Neigung zur Menschenfresserey behalten, ob es schon kaum ein Jahr alt gewesen, da seine Eltern aus dieser Ursache verbrannt wurden †). Forster vermuthet nicht ohne Grund, daß der starke Appetit nach Menschenfleisch, wo der Genuß desselben einmal angenommen worden ist, daher komme, weil es besser, als anderes Fleisch, schmecke, und sahe selbst bey einem Auftritt mit rohen Seeländern, wie sehr sie demselben den Vorzug gaben.

Was nun aber die Gelüste und die oft wunderbare Idiosynkrasie hiebey überhaupt betrift; so erklären sie Einige, nicht ohne grosse Wahrscheinkeit, aus einer besondern Beschaffenheit der Magennerven, und der, im Magen sich befindenden Säfte. Der Mensch, sagt Platner, scheint diejenigen natürlichen Körper besonders mit Wollust zu geniessen,

*) Medic. Septentr. L. VI.

**) Dict. Encycl. Art. Envie.

†) Zimmermann, von der Erfahr. IV. B. S. 753.

nieſſen, welche, mit den Säften ſeines Magens vermiſcht, ein angenehmes Ganzes erzeugen, oder auch gewiſe Unreinigkeiten in dem Magen durch eine Art von Verwandlung unwirkſam machen. Aus dem Gegentheil entſtehet Eckel. Dinge, welche an ſich ganz widrig ſind, können durch ihre Vermiſchung mit gewiſen Materien etwas angenehmes hervorbringen. Aus einer üblen Empfindung einer gewiſen Unreinigkeit im Magen entſtehet die Sehnſucht nach Dingen, welche die Schärfe überwinden, und auf den Genuß dieſer Dinge, und der, daher entſtehenden Verwandlung der Schärfe folgt eine gewiſe Behaglichkeit des Magens. So erfolgt z. B. bey der Fäulniß in hitzigen, faulen Fiebern eine Art von Wolluſt auf den Genuß des Sauren; bey ſalzigten Schärfen, auf verdünnende Getränke; bey der Säure, auf faule, laugenhafte Materien. Die Weiber, welche die Bleichſucht haben, eſſen Kalk, Siegellak, ſelbſt den Unrath von Menſchen und Thieren, nicht nur ohne Eckel, ſondern auch mit innigſter Wolluſt, weil dieſe Dinge die unerträgliche Säure, die ſie in dem Magen haben, überwinden. Es wird wirklich nichts erfodert, als eine Verſchiedenheit im Magen, damit einerley Dinge in verſchiedenen Menſchen angenehme und widrige Empfindungen verurſachen können. Und wie wollte man die bekannte Idioſynkraſie einer jeden Thierart anders, als aus einer eigenen Beſchaffenheit des Magens erklären? Was der einen Thierart Eckel und Erbrechen verurſacht, das iſt der andern die gröſte Leckerey. Jenes Mädchen, von welcher in der Akademie der Naturforſcher erzählt wird, daß ſie Mäuſe, Ratten, Eydechſen und dergleichen Ungeziefer mit dem gröſten Appetit verzehrte, mußte ohne Zweifel in Anſehung der Nerven und der Feuchtigkeiten im Magen ſehr viel ähnliches mit einem Igel haben *).

*) Platners Briefe, II, 48. ferner S. 353. ff.

§. 37.

Einige besondere Wahrnehmungen in Absicht des Genusses der Speisen.

Als merkwürdige, besondere Erscheinungen und nachdrükliche Beyspiele, was für unerhörte Wirkungen der menschliche Magen leisten kan, kan man auch die Vielfresser anführen, um so mehr, da sie nicht nur die Aufmerksamkeit berühmter Aerzte bereits beschäftiget haben, sondern auch noch manches zu erklären übrig lassen.

Herr Pr. Böhmer in Wittenberg hat von einem solchen Menschen eine Streitschrift drucken lassen, woraus Zückert *) folgendes anführt. Er konnte auf einmal 8 Schok Pflaumen samt den Kernen, desgleichen einen ganzen Scheffel Kirschen aufessen. Er verschlukte Kieselsteine, irrdene Teller, Ofenkacheln, ein blechernes Dintenfaß mit der Sandbüchse, mit den Federn und dem Federmesser. Ausserdem verzehrte er lebendige Vögel, Mäuse, ein Spanferkel, einen Hammel mit Haut, Haar und Wolle. Einmal fraß er einen ganzen Dudelsak auf. Der Musikant besorgte, daß es auch an ihn kommen würde, und lief voller Angst davon. Der Vielfresser sprang zum Fenster hinaus, sezte ihm hurtig nach, als wenn er nichts genossen hätte, holte ihn auch bald ein und suchte ihn zu trösten. Dieser Mensch war, troz des Genusses so vieler unverdaulicher Dinge von grosser Stärke. Er konnte mit den Zähnen die härteste Kiesel zermalmen, die grossen Nägel aus einem Rade ziehen, einen Ambos aufheben und einen Kerl sehr bequem tragen. Diese ausserordentliche Stärke behielt er bis in sein 60stes Jahr und starb im 79sten seines Alters. Zückert sezt hinzu: man hat sich bemühet, die Ursache dieser ausserordentlichen Gefräßigkeit zu entdecken, und man glaubt, daß ein sehr grosser und weiter Magen, ein

*) Von der Nahrung.

ein häufigerer und schärferer Magensaft und endlich eine häufige und hitzige Galle daran schuld seye. Wenn dem also ist, so begreift man freylich einigermasen, daß zur Anfüllung des Magens eine grosse Menge Speisen erfordert, und daß solche ungemein geschwinde verdauet wird; so, daß diese Unglükliche in kurzer Zeit neue und starke Mahlzeiten zu thun gezwungen sind. Aber daraus erhellet noch nicht die Nothwendigkeit zum Genuß metallener, hölzerner, steinerner Sachen, welche ohnedem nimmer verdaut werden können. Dieser Umstand ist noch ein Räthsel; man müßte denn sagen, („und mich dünket, nicht ohne Grund") daß diese Leute, wenn sie ihren leeren, weiten Magen mit ordentlicher Speise nicht hinreichend ausfüllen könnten, aus verwöhnter (und allzudringender) Freßbegierde, und um längere Pausen vertragen zu können, genöthiget werden, Steine und dergleichen zu verschlingen. Ein Matrose, der ganz ausserordentlich gefrässig war, wurde nach seinem Tode geöfnet. Man fande den Magen mit Galle angefüllt, die, statt daß sie sonst in den Zwölffingerdarm gehet, bey ihm in den Magen selbst gieng.

Diemerbroek versichert, daß er in Leyden einen berühmten Vielfraß geöfnet habe, dessen Magen halb so groß war, als er bey einem erwachsenen Menschen seyn soll; aber dafür dreymal so stark.

Entgegengesezte Erscheinungen nahm man an Personen wahr, die ohne Hunger sich ungemein lang der Nahrung enthalten konnten. In den französischen Sammlungen medicinischer und chirurgischer Bemerkungen lieset man von einem Mädchen von vierzehen Jahren, welche über ein halbes Jahr nicht das geringste zu sich genommen hat. Es wird aber auch zugleich von ihr angemerkt, daß sie während dieser Zeit weder ausgedünstet, noch den Urin gelassen, noch

irgend einen Abgang von Feuchtigkeiten erlitten hat. In der Geschichte der Pariser Akademie vom Jahr 1756. stehet eine Erzählung von einem Mädchen von 10 Jahren, welches bey einem betäubenden Kopfschmerzen, der mit tiefen Ohnmachten abwechselte, 4 Jahr nichts geessen hat, und doch wieder gesund worden ist. Haller hat Beyspiele von Personen gesammlet, die 10. 12. 18. Jahre nichts geessen haben *).

Man weiß, daß es neben solchen, allerdings glaubwürdigen Beyspielen auch manche religiöse Schelmereyen hierin gegeben hat, wovon die obere Bewohner des Neckers einen für sie zum Theil äusserst beschämenden Auftritt vor einigen Jahren gesehen haben; einen Auftritt, der den gerechten Unwillen eines Wahrheit-liebenden, witzigen, katholischen Geistlichen, in der dortigen Gegend erregt hat, welcher die ganze Sache in einem schönen lateinischen Gedichte besange, wovon es Schade ist, daß es dem Verfasser des Faustins nicht in die Hände fiel.

§. 38.

Von einigen Verschiedenheiten in den Sinnen.

Endlich gibt es auch noch, und zwar öfters bey ganzen Völkerschaften Verschiedenheiten in einigen der sinnlichen Empfindungen, die sich sowohl auf den Geruch und Geschmak, als auch auf das Gefühl beziehen.

Dem Grönländer ist ein verfaultes Stük Seehundsfleisch ein Leckerbissen; und der Gestank verfaulter Eyer, (während daß es ihnen vor den frischen eckelt), fauler Fische oder auch eines solchen Fleisches für viele afrikanische Völker der unwiderstehlichste Reiz: so wie es auch viele

Schwarze

*) Platner, Br. II. S. 11.

Schwarze gibt, die selbst einen so sehr stinkenden Schweiß haben, daß, wenn sie sich stark erhitzet haben, die Oerter, wodurch sie gegangen sind, von dem üblen Geruch desselben über eine Viertelstunde angestekt bleiben *). Steller sagt von den Itälmenen, Kosäken und ihren Weibern ebenfalls, daß, wenn sie mit grossem Appetit solche Fische verzehren, die wie das ärgste Aas und Unflat stinken, wobey ein Europäer umfallen oder die Pest besorgen möchte, sie zu sagen pflegen, es schmecke gut sauer: und in einer andern Stelle: daß eine gewise, zubereitete Art so stinke, daß man einen Europäer, ohne Folter, dadurch zum Geständniß aller Heimlichkeiten bringen könnte **). Dieses, welches man noch bey vielen andern rohen und schmuzig lebenden Völkern wahrnimmt, ist demnach (da ihre Geruchs- und Geschmaks-Nerven doch keine besondere Einrichtung haben werden) ein starker Beweiß von der grossen Macht der Gewohnheit auf die Organe unserer Sinne. Eben dieses erhält zugleich seine Bestätigung in denjenigen, ähnlichen Erfahrungen, welche man an den Personen, welche eckelhafte Handwerker unter gesitteten Völkern treiben, wahrnimmt. Wie weit bringen es hierin auch die Arzte und Zergliederer! Haller wurde dieses so sehr gewohnt, daß er den Gestank der Leichname gar nicht mehr roche, und doch war ihm zu gleicher Zeit der Käsegeruch so zuwider, daß er eine, mit Büchern bepakte und ihm aus seinem Vaterlande nach Göttingen geschikte Küste, weil sie einen solchen Geruch hatte, zehen Jahre lang sich nicht zu öfnen getraute.

Aber, wie unbegreiflich ist dasjenige, was man an einigen Nordamerikanern, in Absicht des Gefühls wahrnimmt. Wenn unter den Völkern am Oroonocko-Strom ein Krieger

*) Hist. des Antilles du Pere du Tertre, S. 493.
**) St. von Kamtschatka, S. 163. und 165.

nach dem Hauptmanns-Range strebet, so fängt seine Prüfung mit einem langen und strengeren Fasten an, als des enthaltsamsten Einsiedlers jemals gewesen ist. Nachher gibt ihm jedes der versammelten Oberhäupter drey so nachdrükliche Peitschenhiebe, daß sein Leib dadurch fast ganz geschunden wird. Bey dem mindesten Zeichen der Empfindlichkeit wird er verworfen und bleibt auf Zeitlebens beschimpft. Einige Zeit darauf legt man ihn mit gebundenen Händen in ein Hängebette und schüttelt einen unzähligen Schwarm giftiger Ameisen auf ihn, deren Stich eine höchst-empfindliche Pein verursacht und eine heftige Entzündung nach sich ziehet. Auch hier würde ihn ein Seufzer oder unvorsezliche Bewegung von der verlangten Würde ausschliessen. Nach diesem wird er noch einmal in seinem Hängebette aufgehangen, und mit Palmetto-Blättern bedekt. Man zündet ein Feuer von stinkenden Kräutern unter ihm an, so daß er dessen Hitze fühlet und vom Rauche verhüllet wird. So geröstet und beynahe erstikt muß er noch immer mit geduldiger Unempfindlichkeit leiden. Viele kommen in diesen rauhen Prüfungen um *). Man verbinde hiemit noch dasjenige, was die Marter der Gefangenen betrift. Bey der Marter der, zum Tod bestimmten Gefangenen fängt man bey dem Aeussersten der Hände und Füsse an, und steiget alsdenn allmählig zu dem Leib hinauf. Der Eine reisset ihm die Nägel aus, oder gebraucht dazu ein stumpfes Messer. Der Andere nimmt diesen abgelößten Finger, stekt ihn in seine Pfeife, und raucht ihn, statt des Tabaks, oder läßt den leidenden Sklaven selbst davon rauchen. So werden ihm seine Nägel nach und nach alle abgesondert, und seine Finger etwa auch zwischen zween Steinen zerquetscht, oder Glied bey Glied abgelößt. Mancher Ort seines Leibs wird zu öfteren malen mit glüenden Eisen oder Feuerbränden berühret, und

das

*) Robertson, Gesch. von Amerika, IV. B. S. 422.

das so lang, bis sie von dem herabfliessenden Fette gelöscht sind. Das so gebrannte Fleisch wird alsdenn Stükweise abgeschnitten und von einigen dieser Rasenden verzehrt, während daß andere ihre Gesichter mit seinem Blute bestreichen. Wenn die Nerven entblößt sind, so werden Eisen hinein gestekt, sie zu verreissen, oder man schindet ihm Arme und Beine durch lange Stricke, die an beyden Enden mit äusserster Stärke hin und her gezogen werden. Dieses alles ist gewisermasen nur ein Vorspiel, und manchmal wird der Unglükliche, wenn er 4 bis 5 Stunden lang auf solche grausame Art behandelt worden, losgebunden, in Ruhe gelassen und das Uebrige der Execution ausgesezt. Wenn aber alles vorbey ist, so binden sie den Unglüklichen los, lassen ihn, wenn er noch so viel Kräften hat, laufen, und schlagen ihn hernach mit Prügeln oder Steinen vollends todt, oder sie wälzen ihn in der Glut so lange herum, bis er den lezten noch übrigen Odem ausläßt, wenn ihm nicht schon vorher von einem Mitleidigen das Herz aus dem Leibe gerissen wurde. Die ganze Sache endiget sich damit, daß man den Leichnam vollends zerstükt, in den Kessel wirft, und aufzehret *). Sollte man es nun wohl glauben, daß diese Unglükliche bey allen diesen Martern sich nicht nur gleichgültig bezeugen; sondern noch lachen, spotten, beissend schimpfen, oder wohl auch, gewisermasen drohend, sagen, sie würden es, in gleichem Fall, ihre Peiniger noch weit ärger haben empfinden lassen? — eine demnach in unserer Natur wichtige und an mancherley Betrachtungen reichhaltige Erscheinung! dabey weiß man nun zwar, wenn man auf die Erfahrung siehet, wohl, daß es Menschen durch Erziehungsart, Gewohnheit, Abhärtung oder auch durch

Grund-

*) Allgemeine Geschichte von Amerika. Die Stelle kan ich nicht mehr angeben, da das Exemplar in dem Brand von Göppingen aufgieng.

Grundsätze hierin weit gebracht haben: aber wenn dort der Stoiker, Possidonius, (dem man doch auch alle Anstrengung derjenigen Macht, welche die Seele über den Leib hat, hätte zutrauen können, und der weit nicht soviel ausstund, als ein gefangener Wilder in seiner Marter), das Gefühl des Schmerzens doch zugestehen mußte: — was mag wohl die Ursach jener unbegreiflichen Gleichgültigkeit dagegen seyn? Fühlt der Wilde den Schmerzen so gut, als ein anderer, und ist es blos National-Stolz oder Troz und Wildheit einer rohen Seele, die ihn zur Verbergung oder Unterdrückung dieses Gefühls anspornt?

Rainald, der sich bey dieser Erscheinung lang aufhält und mancherley Gebrauch davon macht, und es entweder der Ruhmbegierde und dem Enthusiasmus, welcher das Gefühl der Natur aufhebe oder zurükhalte, oder der Gewohnheit und Erziehung zuschreibt; Rainald sezt endlich doch erst folgendes noch hinzu. „Kommt diese Unempfindlichkeit von der Himmelsgegend oder Lebensart her? Ein kälteres Blut, (— das jedoch hier bey dem Peiniger und Gepeinigten feurig genug erscheint, und das man auch, physischer Weise, bey ihrer Nahrung von Fleischspeisen nicht vermuthen kan —); dickere Säfte, ein Temperament, welchem die Feuchtigkeit der Luft und des Bodens mehr Phlegma gibt, (— seinen Einfluß mag das haben, und die Wirkung der animalischen Kost mässigen) können zweifelsohne die Reizbarkeit der Nerven stumpf machen. Menschen, welche beständig aller Widrigkeit der Jahrszeiten, den Ermüdungen der Jagd und den Gefahren des Kriegs ausgesezt sind, ziehen sich dadurch eine Starrheit in ihren Fibern zu, und eine Fertigkeit im Leiden, die sich in eine Art von Impassibilität verwandelt. Man sagt, sezt er hinzu, daß die Wilden keine Zuckungen in den lezten Zügen empfinden, sie mögen nun

an

an einer Krankheit oder Verwundung sterben. Ihre Einbildungskraft verbindet mit der Annäherung und der Ursache des Tods keine Furcht, und leihet ihm keine selbstgemachte Empfindlichkeit, wider welche sie die Natur verwahret hat. Ihr physisches und sittliches Leben treibet sie an, den Tod, den uns alles fürchten lehret, zu verachten, und jene Schmerzen, die unsere Weichlichkeit reizt, zu überwinden.“

Auch Herr v. Pauw leitet diese Apathie von ähnlichen Ursachen her. „Die Eigenschaft des Klima, ihre groben Säfte, der eingewurzelte Fehler des Bluts und die Beschaffenheit ihres unbeschreiblich phlegmatischen Temperaments können in diesen viehischen Menschen den Ton und die Erschütterung der Nerven geschwächt haben.“

Ausserdem, was ich bereits beyläufig erinnert habe, will ich nur folgendes beysetzen.

1) Man kan es durch Abhärtung allerdings weit bringen, besonders, wenn wir die Stufen nach unserer Weichlichkeit und Empfindlichkeit abmessen; auch soll das Klima allen möglichen Einfluß haben: aber doch kan keine solche Starrheit in den Fibern, wobey man so vervielfältigte und erhöhte und langdaurende Leiden nur schwach oder gar nicht mehr fühlen sollte, entstehen, weil sie sonst auch in allen andern Verrichtungen keine Reizbarkeit und kein Gefühl mehr haben müßten, welches jedoch bey diesen Wilden auch darum nicht so seyn muß, weil sie ihren Leib, um die Stiche der Insekten nicht zu fühlen, sorgfältig einschmieren. Dazu kommt auch noch, daß nicht alle, obgleich ihre Lebens- und Erziehungsart dieselbe ist, diesen Muth und diese Unempfindlichkeit bezeugen, sondern auch manchmal unter den Schmerzen erliegen und kleinmüthig werden, oder auch vorher durch die Flucht sie zu vermeiden suchen, ob sie gleich, wenn sie

zurük-

zurükkommen, bey ihrer Nation die drückendste Beschimpfung erwartet.

2) Wenn auch das Fürchterliche, welches unsere Phantasie dem Tod anhängt, bey ihnen, wie ich selbst glaube, nicht Statt findet, und wenn sie gleich zur Verachtung des Todes von Jugend auf, auf mancherley Art, geleitet werden; so muß doch ein solcher Tod, der sich immer durch neue, grausame, lang wiederholte Schmerzen fühlen lässet, bey der wirklichen Erduldung, physisch nach seiner wahren, schmerzhaften Art empfunden werden. Die Phantasie soll nichts beytragen; es ist keine Erhöhung nöthig! So mag man auch den Tod von Jugend auf verachten lernen; aber war der idealische Tod, den man vorher verachtete, ein solcher, wie man ihn da wirklich empfindet?

3) Da sowohl dieser Tod, als die freywilligen Martern, die ein Kandidat der Hauptmannsstelle übernehmen muß, als etwas verdienstliches und ruhmwürdiges in den Augen dieser Völkerschaften angesehen werden; so müssen sie von der Fühlbarkeit derselben selbst überzeugt seyn. Wäre dieses nicht, so würde der neue Bewerber die Uebernehmung solcher Marter als keinen Beweiß seiner Standhaftigkeit und seines Muths in Erduldung der Kriegsbeschwerlichkeiten anbieten können, und die alte, durch gleiche Martern zu dieser Stelle gelangte Hauptleute würden, kraft ihrer eigenen Erfahrung, es auch nicht dafür erkennen. Was aber auch die Gefangene betrift, so werden sie von derjenigen Familie, welcher sie bis zu ihrem Tod hin übergeben werden, und welche daher an dem Bezeugen bey ihrem Tode Antheil nimmt, vorher und mitten in der Marter zur Standhaftigkeit ermahnt; ein Umstand, der abermal unnöthig wäre, wenn sie wegen den vorgegebenen, starren Fibern und ihrem phlegmatischen Temperamente einen solchen Tod nicht fühlten.

Jedoch

Jedoch, man denke nur an die obige Beschreibung der entsezlichen Martern, die nach andern, und selbst Rainalds Berichten manchmal eine Woche lang fortgesezt werden, zurük; und man wird leicht eingestehen, daß diese angegebene, leztere Ursachen bey weitem nicht hinreichend sind.

Robertson *) leitet diese Apathie von dem Bestreben her, sich von Jugend auf in Ertragung der Schmerzen zu üben, und glaubt, daß sie durch diese freywillige Uebungen ihre Nerven abhärten. Wirklich binden sich auch zuweilen ein Knabe und Mädchen ihre nakte Arme an einander, und legen eine Kohle dazwischen, um zu sehen, wer von ihnen zuerst sie aus Ungeduld abschüttlen würde. Aber ich beziehe mich auch hiebey auf meine vorhergehende Anmerkungen und gebe zu bedenken, welch ein unübersehlicher Schritt von der Erduldung solcher und ähnlicher Schmerzen bis zu jenen ist.

Ob ich nun aber gleich in meinem Theil den Einfluß der Ursachen, von welchen Rainald und Robertson die Erduldung jener Martern herleiten, gar nicht schlechterdings verwerfe; so halte ich sie doch bey weitem nicht für hinlänglich, sondern glaube, daß man sie zugleich und noch weit mehr von einer, zum Theil mit Troz und Rache begleiteten, Ehrbegierde herleiten müsse: einer Quelle, die sich freylich zu dem unbegreiflich phlegmatischen Temperament, das Herr v. Pauw ihnen beyleget, nicht wohl schikt. — Rainald, ob er es wohl gleich darauf, (vermuthlich in Rükficht auf seinen berühmten Vorgänger, den Hr. v. Pauw) von physischen Ursachen herleitet, deutet im Anfang der, von ihm angeführten Stelle selbst darauf: und ich glaube, dieses, als die eigentliche und hauptsächliche Ursache erweisen zu können.

a) Die

*) Robertson, Geschichte von Amerika, S. 421, und 562.

a) Die Leidenschaften, die unter diesen Völkern herrschen, haben überhaupt eine weit grössere Stärke als bey uns. Sind aber die Affekte, die bey jenen entflammt sind, vollends Rach, und Ehrbegierde: was kan man von diesen, ohnehin heftigen Leidenschaften nicht erst bey solchen Menschen erwarten?

b) Die Ruhmbegierde treibet den Kandidaten der Hauptmannsstelle offenbarlich allein an, und an dem Daseyn und der Heftigkeit dieses Triebs ist also, was diesen Fall anbetrift, ganz und gar nicht zu zweiflen; aber diese sowohl, als die Rachbegierde kommen bey dem gemarterten Gefangenen, ob er gleich die leztere nur in Herausfodrungen und beissenden Beschimpfungen äussern kan, zusammen. Ich habe einen Gesang, sagt Montagne, den Einer von solchen Gefangenen gemacht hat. „Laßt sie nur zur Schlachtbank kommen, und sich versammlen, um von mir zu speisen; denn sie werden zu gleicher Zeit ihre Väter und Großväter fressen, die meinem Körper zur Nahrung gedient haben. Diese Muskeln, diese Adern, dieses Fleisch ist von den Eurigen. Arme Thoren, ihr wisset nicht, daß die Substanz von den Gliedern eurer Voreltern darin enthalten ist. Kostet es wohl; ihr werdet den Geschmak von eurem eigenen Fleisch finden *).

c) Auch ähnliche Fälle zu andern Zeiten und bey andern Völkern zeugen von der erstaunenden Macht der Ehrbegierde. Es wird nicht nöthig seyn, den Leser an die viele Beyspiele von den, aus solchem Grunde erduldeten Schmerzen unter den Spartanern zu erinnern. Ich will aber ein Beyspiel von einem Volke, von dessen Himmelsgegend man keine Nervenstarrheit erwarten kan, anführen, von den Ma-

*) Handbuch der Naturgesch. I. B. S. 109. Die Einkleidung dieses Gesangs mag immer europäisch seyn; so ist doch der Ton amerikanisch.

Macassars, Bewohnern der Insel Celebes. Als eine kleine Parthie derselben in dem Dienste eines Königs von Siam sich empöret hatte; so bekam man, nachdem man eine ganze Armee wider sie gebrauchen mußte, vier lebendig gefangen. Diese wurden zuerst mit Prügeln fast zu Mumien geschlagen; es wurden ihnen eiserne Nadeln unter ihre Nägel gestossen, alle ihre Finger zerbrochen, das Fleisch von ihren Armen abgebrannt, ihre Schläfe mit Brettern gequätscht, und doch ertrugen sie alles mit unerhörter Standhaftigkeit. Sie weigerten sich sogar, Christen zu werden, obgleich die Jesuiten in diesem Fall sich erboten, eine Fürbitte für sie einzulegen. Da ein Tiger, den man losließ, einen von ihnen am Fusse angepakt hatte, so wollte er ihn nicht einmal wegziehen, und ein anderer, ohne ein Wort zu sagen, trug den Tiger auf seinem Rucken, der ihm seine Beine zerbrach. Ein dritter ließ sich von diesem Tiger das Blut aus dem Gesichte saugen, ohne die Stirn zu runzeln oder seine Augen wegzuwenden. Während dieser ganzen, schreklichen Scene beklagte nie einer den andern, und man hörte nicht einmal, daß sie seufzten *). Es seye immer, daß diese Macassars von Jugend auf in Erduldung der Schmerzen geübt werden, und daß auch der Grundsaz ihrer Religion, als wenn jeder Erschlagene ihnen in der andern Welt dienen müsse, viel zu ihrer Herzhaftigkeit im Kriege beyträgt; so muß man doch diese Erscheinungen, nicht von physischen Ursachen, sondern von innern Gesinnungen und Meynungen hauptsächlich herleiten.

Aehnliche Beyspiele hat man aber auch an den, sonst so empfindlichen Negers. Die Gewohnheit, gequält zu werden,

*) Home, Geschichte des Menschen, der dieses unter anderem als einen Beweiß einer wesentlich-verschiedenen Menschenrasse annimmt.

werden, erzeugt bey ihnen eine bewundernswürdige Gedult. Selten hört man sie, sagt Labat, schreyen oder sich beklagen. Dieses muß man aber nicht für Unempfindlichkeit halten, weil sie ein sehr feines und lebhaftes Gefühl haben. Es ist Seelengrösse und Unverzagtheit, was sie den Schmerzen und den Tod selbst verachten macht. Ich habe einige gesehen, welche gerädert und gefoltert wurden, ohne daß sie einen Seufzer ausgestossen hätten. Einer wurde verbrannt; weit entfernt, durch sein trauriges Schiksal niedergeschlagen zu seyn, foderte er noch auf dem Scheiterhaufen eine Pfeife Tabak, und rauchte immer fort, selbst nachdem seine Beine vom Feuer ergriffen wurden. Zween Neger wurden verurtheilet, der Eine zum Strang, der Andere zum Staubbesen. Der Beichtvater versah sich und bereitete den zum Tode, der nicht sterben sollte. Man bemerkte den Irrthum erst in dem Augenblik, da er von dem Henker herabgestossen werden sollte. Er wurde indessen befreyet und der Andere mußte beichten. Da dieser sich eigentlich blos auf den Staubbesen gefaßt gemacht hatte; so stieg er doch mit eben der Gleichgültigkeit die Leiter hinauf, mit welcher der Andere herabgestiegen war, gleich als wenn ihn die eine Strafe so wenig gerührt hätte, als die andere *).

Ich glaube nicht, daß man stärkere Beweise von der Macht der Seele über den Leib finden wird, als die bisher angeführte Beyspiele, kraft deren er ihr Gefühl und Leben untergeben und aufopfern muß. Das mag uns zwar, nach unserer Weichlichkeit, unbegreiflich seyn; allein laut der angeführten Thatsachen, die man noch vermehren könnte, ist es doch so.

*) Demeunier, von den Sitten und Gebräuchen der Völker, VIII. B. III. Hauptst. S. 338.

Vierter Abschnitt.

Von den körperlichen Verschiedenheiten ganzer Völker.

§. 39.

Von den Ursachen derselben überhaupt.

Vielleicht glaubt man weniger Ursache zu haben, sich über die Verschiedenheiten an einzelnen Menschen zu wundern, als über solche, welche ganze Völker und Welttheile auszeichnen.

Bey einzelnen Menschen kan es vor und nach der Geburt, und je nachdem die physische und moralische Erziehung und Lebensart beschaffen ist, eine Menge von Ursachen geben, welche diese und jene Verschiedenheit hervorbringen. Aber eben darum, weil sie sich nur an einzelnen Personen befinden und gemeiniglich nur vorübergehend sind; so können sie die Aufmerksamkeit nicht so stark auf sich heften, als Verschiedenheiten, die sich an den Gliedern eines ganzen, oft zahlreichen Volks darstellen, und ihnen zugleich von langen Zeiten her eigen sind.

Diese Verschiedenheiten müssen irgendworin ihren Grund haben, und entweder in ihrer ursprünglich anders eingerichteten Natur liegen, oder durch mächtige Einwirkungen von aussen her und durch zufällige Umstände hervorgebracht werden.

Es hat, wie schon oben berühret worden, nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die erstere Meynung angenommen und zu erweisen gesucht haben. Ehe wir aber ihre Be-

Behauptungen prüfen, wollen wir die hauptsächlichste äusserliche Ursachen, von welchen jene Verschiedenheit nach der Meynung der Meisten herrühret, nach ihrem Einfluß und Wirksamkeit untersuchen.

§. 40.

Von dem Einfluß des Klima auf die körperliche Beschaffenheit der Völker.

Der Einfluß, den das Klima auf die thierische Natur überhaupt haben kan, ist eben so erweislich und begreiflich, als er durch vielfältige Erfahrungen bestätiget ist. Aber es könnte eine Frage seyn, ob sich das auch bey dem Menschen, dessen Natur in manchen Dingen von der Natur der übrigen Geschöpfe abgehet, und der sich offenbarlich gegen das Klima nicht blos so leidend verhalten muß, wie die Thiere; ob es sich bey dem Menschen, auf dessen körperliche Beschaffenheit auch noch andere und zugleich auch sittliche Dinge einen Einfluß haben, entweder überhaupt oder in einem merklich starken Grad äussere?

Bekanntlich haben manche Schriftsteller dem Klima den stärksten Einfluß eingeräumt, und so gar auch die sittliche Beschaffenheit der Völker entweder gänzlich oder doch hauptsächlich davon hergeleitet: andere Schriftsteller aber, von nicht minderer Belesenheit und Geiste, haben das Gegentheil behauptet. Ist etwa die Wahrheit mitten inne? Haben vielleicht beyde Theile zu einseitig geschlossen und partikuläre Fälle zu sehr universalificirt? — Mich dünket, dieser ganze Streit ist in einem unserer klassischen Bücher eben so bescheiden, als gründlich entschieden, so daß man sich jezt blos darauf berufen darf *).

Da

*) Feder, vom menschlichen Willen, III. Th. S. 620 — 679. Man vergleiche damit die vortrefliche Vorrede des ungenannten deutschen Uebersetzers von Falkoner's Schrift, von dem Klima.

Da wir es hier nur mit dem, weniger bestrittenen Einfluß auf den Körper zu thun haben; so will ich die Grundsätze und Bemerkungen eines berühmten philosophischen Arztes anführen *), und da er seine Rükficht hauptsächlich nur auf die Gesundheit des Körpers genommen hatte, durch Beyfügung der übrigen Wirkungen zu ergänzen suchen.

I. Die Wärme macht die festen Theile schlapp, und bringt die flüssige in Bewegung, welche zugleich durch die, sehr geöfnete Schweißlöcher ausdünsten. Daher verliert man die Eßlust und die Kräfte; denn obgleich eine reichliche und gleiche Ausdünstung bey einem starken Körper heilsam ist; so schadet doch eine allzuhäufige einem schwachen Körper mehr, als gar keine. Daher rühret auch die Unvermögenheit und Trägheit zu allen Geschäften, die von den Kräften des Leibs abhangen. Durch Vermehrung der Ausdünstung verhindert die Hitze alle übrige Ausleerungen und selbst die Absonderungen. Doch muß man die Galle ausnehmen, die an Menge, und wie einige glauben, an Schärfe beträchtlich dadurch zunimmt. Auch wird der Hang der Säfte zur Fäulniß sehr dadurch erhöhet. Die Wärme entwickelt, treibt und bringt alles zu einer früheren Reife; aber führet auch eine frühere Abnahme herbey.

Näher der Sonne sind die Wirkungen der, daselbst anhaltenden Wärme allgemeiner und schädlicher. Ihre Folgen sind Entkräftung, Mattigkeit, Auflösung des Bluts, Ausdünstung der Säfte. Bernier schreibt, sein Körper sey auf der Reise von Lahor nach Cachemir ein wahres, trockenes, dürres Sieb geworden, und kaum hab er eine Pinte Wasser getrunken; so sey sie ihm, wie der Thau, zu den Fingern herausgequollen. Aber auch selbst die Eingebohrne sind, troz der langen Gewohnheit von dem schlimmen Einfluß

*) Zimmermann, von der Erfahrung, I. B. S. 438 — 456.

der Hitze nicht frey. Man muß zu Dehli des Nachts mehr, als sechs Monate ohne Decken vor der Thür seines Zimmers schlafen. Das gemeine Volk schläft auf den Gassen; die Kaufleute und die Grossen in lustigen Vorhöfen oder Gärten. Die, aus der allzugrossen Hitze fliessende Entkräftung des Leibs ist in dem mogolischen Reiche eine wahre, sehr wichtige, und allen Bewohnern höchst-beschwerliche Krankheit. Auf der Insel Ormus wird die Luft von dem zurükgeworfenen Lichte der ganz weissen Berge bey nahe entzündet, weswegen diese Gegend unter die heissesten der Erde gehöret. Die Einwohner sind daselbst gezwungen, in die Wälder zu fliehen, sich bis an den Hals in das Wasser zu versenken, u. s. w.

Der Einfluß der Sonnenhitze auf die Bildung des Körpers, des Haars, und besonders auch auf die Farbe der Haut ist bekannt und unläugbar, indem alle Völker des Erdbodens nach Maasgabe der zunehmenden, und durch nichts geschwächten Hitze der Sonne sich der schwarzen Farbe immer mehr nähern. Nach den, oben angeführten Wirkungen der Wärme sollte es auch folgen, daß sie auf den Beyschlaf, der so viele Kräfte erfodert, ebenfalls einen widrigen Einfluß haben sollte; allein es äussert sich in den heissen Himmelsstrichen gerade das Gegentheil; vermuthlich, weil die viele Gewürze, die man darin genießt, und die die Natur daselbst so freygebig ausspendet, ihre stimulirende Kraft, besonders auch auf die Geburtsglieder beyder Geschlechter, äussern. Dazu kommt, daß die Wärme, während sie die körperliche Stärke schwächt, zugleich auch die Nerven empfindlicher macht, und also auch dadurch den Begattungs-Trieb leicht erwekt.

II. Die Kälte ziehet alle Körper, selbst die härteste, zusammen, vermehret ihren Zusammenhang, und folglich ihre Stärke; sie macht die weichere fest, vermindert in einem hohen Grade die Bewegung der flüssigen Theile und macht sie nach und nach stocken. Bey der Kälte machen unsere festen Theile ihre Verrichtungen besser. Die Eßlust wächst; wir dauen viel besser und geschwinder. Man erhält durch die, mehr Kraft und innere Wärme gebende, animalische Nahrung, die sich mit dem kalten Klima gut verträgt, mehr Leibesstärke. Hievon waren die, in Canada einheimisch gewordene Franzosen ein sehr merkwürdiges und beweisendes Beyspiel, als welche nehmlich daselbst weit stärkere und gesundere Leute wurden, als sie in Frankreich waren, und mit den Schweden die gröste Aehnlichkeit hatten.

Wenn hingegen die Kälte sehr beträchtlich ist, so wird der Widerstand unserer flüßigen Theile so groß, daß ihn auch die verstärkten Kräfte der festen nicht überwinden. Die Fibern können sich nicht völlig ausdehnen; daher Menschen, Thiere, Bäume, Pflanzen, alles — Zwerg. Dieses zeiget sich an beyden Polen und die Patagonen selbst sind keine Ausnahmen, weil sie sich in denjenigen kalten Südländern, worin man sie zuweilen antraf, nicht beständig aufhalten, sondern, als eine umherziehende Völkerschaft nur hie und da dahin sich begeben, übrigens aber und gewöhnlicher Weise in weit besseren Gegenden leben. Diese Bemerkung erhält dadurch einen unumstößlichen Grund, weil die sogenannte Pescherähs, die in solchen kalten Gegenden beständig leben, kleine und elendgebildete Menschen sind, ob sie gleich, wie man aus ihrer Vergleichung mit den, weiter hinaufwohnenden Völkerschaften siehet, zu einerley Stammvolk gehören.

Daß unter einer solchen Kälte auch die Naturtriebe, wo sie nicht durch etwas anders wieder gereizt werden, weit kälter seyen als sonst, und daß also dieses auf die Vermehrungs-Fähigkeit seinen Einfluß haben müsse; um so mehr, da die Nahrungsart zugleich, wo nicht immer sparsam, doch beschwerlich ist; wird man leicht einsehen.

Die Farbe der Haut nimmt an Weisse nach Masgab der abnehmenden Sonnenhitze zu; aber das lauft doch mit den zunehmenden Graden der Kälte nicht in gleichem Verhältnisse fort; denn die Menschen in den kalten Polarländern, wo sie am weissesten seyn sollten, sind nach einigen braun, nach andern olivenfarbig. Daher hat man den Saz aufgestellt, daß äusserste Hitze und Kälte hierin einerley Wirkungen hätten. Allein dieser Saz wird nicht nur durch die Erfahrung widerlegt, da der Schritt vom olivenfarbnen Polar-Menschen bis zum Senegallischen Neger noch sehr groß ist, und der Europäer in dieser äussersten Kälte niemal so olivenfarbig wird; sondern es wird auch von dieser Ausnahme in der Wirkung der Kälte, und von den Ursachen dieser Polarfarbe, an einem andern Orte, ein, wie ich glaube, wahrscheinlicherer Grund angegeben werden. Ueberhaupt ist der Fehler oft begangen worden, daß man der Hitze und Kälte einig und allein alles dasjenige zuschreibt, was in den Himmelsgegenden, wo dieselbe herrschen, wahrgenommen wird. Und auch darauf ist nicht immer Rükſicht genommen worden, was dieselbe und besonders die Wärme durch ihre mittelbare Wirkungen auf Boden, Wasser, Pflanzen und die dadurch in die Luft verbreitete Theile derselben für einen Einfluß haben; denn, so mächtig die unmittelbare Wirkung der Hitze oder Kälte ist; so müssen doch die angezeigte mittelbare Wirkungen, wo nicht beständig, von eben so grossem, doch immerhin von einem bedeutenden Einfluß seyn.

III. Die Feuchtigkeit der Luft entkräftet den Menschen plözlich, und verursacht in seinen flüssigen Theilen eine Langsamkeit, welche zu Stockungen führet. Die festen Theile erschlappen, die flüssigen verweilen in ihren Kanälen; der Geblütsumlauf und die Absonderung der Säfte geschehen mit Mühe; die Ausdünstung unterbleibt nicht nur, sondern die Eindünstung oder das Einsaugen der Haut ist bey diesen Umständen am grösten. Eine unaussprechliche Müdigkeit und Schwerigkeit reißt uns nieder. In verschiedenen Weltgegenden ist die Luft ungemein feucht, ohne es zu scheinen. Auf den Bermudischen Inseln ist sie aus dieser Ursache so durchdringend, daß sie die Ziegel auf den Dächern, die Steine, fast alle Metalle und in einer unglaublichen Geschwindigkeit die gröste Kanonen zerfrißt. In Jamaika trinken die Schweine und das Lastvieh nicht, dem ohnerachtet schwitzen sie immer; denn die Luft ist in dieser Insel so feucht, daß wirklich durch die Haut dieser Thiere so viel Wasser eingesogen wird, als zu ihrem Getränk nöthig wäre. Daher auch unter den Menschen die böse Geschwulsten, Krämpfe und grosse Mortalität.

Verbindet sich mit der Feuchtigkeit der Luft die Kälte; so wird die Ausdünstung um so viel nachdrüklicher gehemmt. Schon an den Temperamenten merkt man die Wirkungen einer feuchten Kälte, die immer um so viel schwerer und langsamer sind, je mehr diese zwo Eigenschaften der Luft mit einander verbunden sind. Das Klima von Kopenhagen ist kalt und die Luft sehr neblicht. Daher klagen die Fremden so sehr über die Wirkungen des, daselbst so ungünstigen Himmels. Daher unterscheidet man einen Dänen so sehr von einem Norweger, welcher, unter einem kalten und trokenen Himmel gebohren, gleich dem Schweden und Isländer, lehr viel aufgewekter seyn soll, als der Däne. Daher zeigte

sich auch an dem Bewohner des, ehedem so feuchten Amerika ein so merklicher Unterschied gegen andere Nationen, in Absicht der Leibesstärke und des Beyschlafstriebs, ob ich gleich der Meynung bin, daß Herr v. Pauw hierin zu einseitig und zu viel geschlossen hat.

Zu den Wirkungen der feuchten Kälte gehören die Wirkungen der feuchten Nachtluft in den heissesten Ländern. Es ist in Malabar gar kein seltenes Unglük, Leute mit gelähmten Gliedern aufstehen zu sehen, die des Abends an einem der Nachtluft ausgesezten Ort schlafen giengen. Der fürchterliche, den Körper hinterwärts-ziehende, und in tödtliche Konvulsionen endende Krampf, den man in Ostindien Beriberi nennt, entstehet nach dem Bontius auf der Insel Java des Nachts bey regnichtem Himmel, wenn die Leute von der Hitze des Tages ermüdet, ihre Bettdecken abwerfen. Eben derselbe zeigt sich auch in den meisten heissen Ländern.

Am meisten und gefährlichsten leidet der Körper, wenn sich die Wärme mit der Feuchtigkeit der Luft verbindet. Die Feuchtigkeit schlägt alle unsere Kräften ungemein danieder, und die Wärme noch mehr, welche die Schweißlöcher öfnet, während daß die Feuchtigkeit durch dieselbe in die Körper dringet und alles zur Fäulniß und Zerstörung neiget. Daher ist die Sommerszeit in Batavia so ungesund. Daher sterben zu Bender Abassi die Fremden in kurzer Zeit, und die Einwohner selbst tragen die Zeichen des Todes auf dem Gesichte. Deswegen flüchten sie sich in der gefährlichsten Zeit auf die Gebirge, und lösen die, welche ihre Wohnungen bewahren, alle zehen Tage ab. Diese Wirkung nimmt man auch in Jamaika wahr, worin alle sieben Jahre so viele Menschen sterben, als auf einmal daselbst wohnen.

Wenn man also die Wirkungen der warm-feuchten Luft, die sie an dem Menschen äussert, mit derjenigen vergleicht, die sie auf Insekten und kleine Thiere hat; so findet sich zwischen beyden die gröste Verschiedenheit. Gerade in solchen Ländern ist ihre Menge unbeschreiblich groß. Wenn es z. B. in Portobello regnet, so sind die Gassen der Stadt mit sechs Zoll langen Kröten wie überdekt *). Der Ameisen, Mücken, Schlangen u. s. w. nicht zu gedenken.

IV. Eine trockene und nicht allzukalte Luft ist sehr gesund, weil sie sehr elastisch ist, und erwekt Munterkeit des Leibs und der Seele auf eine erstaunende Weise. Eine trockene und heisse Luft hingegen macht zulezt den Menschen hager, dürr und gleichsam ausgebrannt.

Die vermehrte Schwere der Luft; ein trockener und heller, aber nicht allzuwarmer Himmel vermehrt unsere Munterkeit und Kräfte. Vermittelst des grössern Druks der Luft werden die Nerven und Gefässe stärker und wirksamer. Das Blut macht seinen Umlauf mit mehrerer Fertigkeit; die nothwendige Wärme wird vermehrt; die Eßlust steigt, und die Dauung wird befördert; die Säfte werden richtiger abgeschieden; der natürliche Abgang des Körpers kommt in seine Ordnung. Auch der dikste Holländer gleicht unter einer solchen lang anhaltenden Luft dem muntersten Franzosen.

Da man nun wirklich diese Beschaffenheit der Luft in den gemäsigten Erdgürteln am meisten anbetrift; so ist es auch kein Wunder, daß sich die Menschen und Völker in denselben durch so mancherley Vorzüge, in Absicht der Gestalt und Bildung des Leibs, der Kräfte und Leibesstärke, des daher rührenden Muths und der Tapferkeit u. s. w. von andern Völkern und Weltgegenden unterscheiden. Aber dieser heilsame Einfluß erstrekt sich auch auf die übrigen Thiere.

*) Allgemeine Reisen, IX. Theil, S. 80.

Thiere. Die nüzlichsten derselben sind entweder in solchen gemäsigten allein zugegen, oder kommen wenigstens daselbst am besten fort; so daß es scheinet, als wenn der grosse Werkmeister der Natur dadurch einen Wink gegeben hätte, daß der gemäsigte Theil der Erde am stärksten von dem Menschen sollte bewohnt werden; besonders, da er auch sonst das Uebel, so viel es seyn konnte, davon ausschlos und ihn dagegen mit so vielem Guten überhäufte; wilde und giftige Thiere in Wüsten versezte, und ihnen da ihre Gränzen bezeichnete, und dagegen über jene, so bewohnbare Gegenden, ein Füllhorn des Seegens ausschüttete. Die Vorzüge der gemäsigten Zonen sind wirklich überall einleuchtend. Betrachten wir den Wachsthums-Trieb; so hält er das Mittel zwischen den geilen Trieben des heissen Erdstrichs und dem sterbenden Leben unter dem Pol. Geht er hier an Menschen, Thieren, und Gewächsen nicht so schnell von statten, so hält er auch länger mit Dauer und Kraft an *). So reizend und paradiesisch uns also das beständig grüne und blühende Indien, wie es Rainald schildert, immer vorkommen mag; so haben wir doch, alles wohl erwogen, keine Ursache es mit der Temperatur unserer Gegenden zu vertauschen.

Bey diesen, bisher betrachteten, verschiedenen Himmelsgegenden muß man es inzwischen nie aus der Acht lassen, daß sich die menschliche Natur mehr, als eine jede andere, besonders, wenn man auf eine, derselben gemäse Art lebet, daran gewöhnen, ihrem schlimmen Einfluß widerstehen, durch Vorsicht verbessern, ja manchmal gar durch den Einfluß bürgerlicher Einrichtungen, der Religion, Regierungsart und anderer sittlicher Ursachen überwältigen kan. Aber auch das muß man nicht vergessen, daß dieses, wie es Einige daraus her-

*) Reflexionen über den Charakter der Völker, S. 84.

herleiten wollten, kein Beweiß ist, als wenn das Klima auf den Menschen gar keinen Einfluß hätte. Jene Umstände mögen in einigen Fällen immer überwiegend seyn; aber daraus folgt so wenig, daß das Klima keinen Einfluß habe, als wenn man politischen oder moralischen Ursachen, weil sie in einigen Fällen ihre Kraft ebenfalls verlieren, deswegen ihre Wirksamkeit auch überhaupt absprechen wollte. Noch mehr irren würde man aber, wenn man daraus, daß einzelne Glieder manchmal eine, ihrem Klima entgegengesezte Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit haben, einen Schluß wider die Wirksamkeit des Klima machen wollte; da es ja bekannt genug ist, wie viel tausenderley besondere, äusserliche und innerliche Dinge auf einzelne Menschen wirken können. „Die Wirkungen des Himmelsstrichs, sagt Falkoner *), erstrecken sich insgesamt auf ganze Völkerschaften, nie blos auf einzelne Glieder derselben, und wenn der gröste Theil einer Nation sowohl als einzelne Personen, welche unter einem gewisen Himmelsstrich leben, diese oder jene Eigenschaften besitzen; so kan man mit Sicherheit auf den Einfluß des Himmelsstrichs rechnen, wenn sich gleich hie und da einige Ausnahmen von der Regel finden sollten. So muß man auch in Erwägung ziehen, daß oft der Einfluß einer von den obgemeldten Ursachen denjenigen einer andern verbessert. Ein heisser Himmelsstrich z. B. macht den Menschen eigentlich furchtsam und träge; allein unfruchtbarer Boden, starke Bevölkerung, thierische Nahrung und wilde Lebensart können, jede für sich, in so fern dadurch die Nothwendigkeit, sich die Lebensbedürfnisse selbst zu erwerben, dringender wird, jene vom Himmelsstrich abhangende Neigung verbessern und den Sitten des Menschen eine andere Richtung geben. Oft ist die Wirkung des Himmelsstrichs nicht gänzlich unterdrükt, sondern nur eingeschränkt; sie dauret wirklich noch

*) S. seine Vorrede zur Schrift vom Einfluß des Himmelsstrichs.

noch fort, nur sind ihre Aeusserungen unkenntlich. Man nehme die Hindernisse weg, welche sich ihr entgegen stellen, und sogleich wird sie sich zeigen. Die vereinigten Wirkungen verdrängen und ändern sich wechselseitig in vielen Umständen ab: jede von ihnen hat inzwischen ihr Daseyn und ihre Thätigkeit für sich, so viel sie auch zusammengenommen zu der gemeinschaftlichen Wirkung beitragen mögen. Sie können, gleich mechanischen Kräften, auf verschiedene Art vereinigt, oft eine Erscheinung hervorbringen, welche von derjenigen, die jede für sich allein hervorgebracht haben würde, ganz verschieden ist; dem unerachtet aber bleibt die, einer jeglichen eigene Wirkungsart, so sehr auch dieselbe geschwächt und für unsere Untersuchungen unmerklich seyn mag.“ Eben so, wie das Klima durch andere mitwirkende Ursachen modificiret wird, modificiret aber auch dieses gar leicht und vielleicht noch öfter jene. Der Hauptgrund ist, weil seine Wirkungen dauerhafter, allgemeiner und zugleich natürlicher sind. Z. B. Die Gesezgebung erstrekt sich gemeiniglich nur auf ein einiges Volk, ist vielerley natürlichen und willkührlichen Veränderungen ausgesezt, beruhet selbst in vielen Stücken auf willkührlichen Einrichtungen und in andern auf solchen, die der menschlichen Natur oder der Lage eines Volks nicht gemäß sind: die Wirkungen derselben sind also gar oft vorübergehend, oder doch weniger dauerhaft, oder auch mit Zwang begleitet, den man, so bald oder wo es sich thun läßt, abwirft. Hingegen bleiben sich die Wirkungen eines kalten oder hitzigen Klima immer gleich, äussern sich an dem menschlichen Leib von Jugend auf, und gewisermasen auch schon vorher bey der Zeugung, wirken auf die Säfte, Kräfte und Nerven des menschlichen Leibs unmittelbar, erwecken natürliche, einem jeden merkbare Gefühle und Triebe, u. s. w. Vielleicht kommt daher unter allem, was einen Haupteinfluß auf den Menschen macht, dem Klima blos die Religion am

nächs-

nächsten, wie wohl auch diese selbst zu allen Zeiten und an allen Orten ihr Gepräge gar oft von dem Klima erhalten hat.

Ich will aber hier doch einige Beyspiele anführen, woraus die Art und Weise, wie sich der Mensch das Klima, wenn sein Einfluß auch noch so widrig scheinet, zulezt doch angewöhnen oder auch demselben widerstehen kan, erhellet. Zu Carthagena in Amerika ist die Hitze und die daher rührende Ausdünstung so groß, daß die Einwohner gemeiniglich schwach sind, kränklich aussehen und eine gewise Trägheit in allen ihren Reden und Handlungen äussern. Auch die Ankommende werden den übrigen in drey bis vier Monaten gleich. Bey allem dem zeigt sich aber doch auch der Unterschied, daß diese Abänderung bey jungen Leuten um sehr viel merklicher ist, und daß man zugleich der Hitze mit dem Alter so gewohnt wird, daß alte Leute ordentlich die gute Farbe und beständige Gesundheit, die sie in der Jugend verlohren haben, wieder erlangen *). So sieht man auch den Trieb zur sinnlichen Wollust in heissen und dabey noch fruchtbaren Gegenden als etwas fast unwiderstehliches an, und doch weiß man von den, in Indien lebenden Parsern, daß sie keuscher sind, als Völker am Pol, oder vielleicht überhaupt sonst eines auf dem Erdboden. Man erwäge dieses einige Beyspiel. Als ein feuriges Mädchen unter diesem Volke mit einem jungen Menschen davon lief und hernach wieder selbst zurükkame, so führte sie ihre leibliche Mutter in die Volksversammlung und schlug ihr mit eigener Hand den Kopf ab **).

Inzwischen scheinet es aber doch auch, daß es manchmal einige Oerter und Striche gebe, wo der bösartige Einfluß des

*) Zimmermann. a. B. I. S. 498. aus dem Ulloa.
**) Zend. Avesta, I. Th.

des Klima fast nicht überwunden werden kan, oder wo man das wenigstens mit vielfachen und traurigen Opfern erkaufen muß. So ist nach dem Bericht eines Befehlshabers daselbst, die sibirische Gegend um Ochotzk herum, woselbst die Luft beständig mit Seenebeln erfüllt ist, eine der ungesundesten vielleicht auf dem ganzen Erdboden. Zuerst, heißt es, empfindet man äusserlich auf der Haut des Gesichts eine brennende und beizende Schärfe, wodurch, wenn man sich nicht im Reiben und Kratzen in acht nimmt, die Entzündung so stark wird, daß das Gesicht aufschwillt, als wenn man von Bienen gestochen wäre. Nachher wird die Haut immer mehr verhärtet, springt auf, vertroknet und schält sich stükweise ab. An den Augen verspürt man gleichfalls eine Entzündung, ein Jucken, Stechen oder Beissen, als wäre solches von einem Rauche entstanden. Im Munde verspürt man einen bittersalzigen Geschmak. Das Athemholen wird schwer, die Brust beklemmt, und alsdenn folgen Brust- und Seitenstiche, die bisweilen heftig und höchst-empfindlich sind. Kopfschmerzen und Mattigkeit der Glieder pflegen auch manchmal damit verknüpft zu seyn. Menschen, die sich schon mehrere Jahre daselbst aufgehalten haben, haben ein bleichgelbes oder auch bleyfarbiges Ansehen, sind dabey trocken und hager, haben einen beschwerlichen Athem und troknen Husten. Selten, so gar unter jungen Personen sieht man daselbst eine frische Farbe. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind der Scharbok, Gelb- Schwind- und Wassersucht, woran viele Menschen sterben, Krätze, Aussaz und Geschwüre. Die venerische Seuche ist auch sehr gemein und bösartig. Des Frühjahrs wütet der Scharbok am meisten. Nicht allein alte, sondern auch junge Menschen, ja wohl Kinder von 5 und 6 Jahren sieht man auf Krücken und an Stöcken gehen, und der Lahmen sind gar viel. Die Beine schwellen und die Nerven werden dabey zusammengezogen. Der Scorbut

scheint

scheint hier beynahe erblich zu seyn, obgleich der Gebrauch des gesalzenen Fleisches fast gar nicht gewöhnlich ist. Man soll ihn so gar an Kindern und in der Wiegen schon wahrnehmen *).

Neben den allgemeinen und gewöhnlichen Wirkungen des Klima gibt es noch manche besondere, welche blos diesem oder jenem Land eigen sind, und daher vermuthlich auch zugleich ihren Grund in besondern Ausdünstungen des Bodens oder auch in der Beschaffenheit des Wassers haben. So sind z. B. die Polacken einer Krankheit unterworfen, welche allen andern Völkern unbekannt ist, und daher der polnische Zopf genennt wird. Die Haare leimen sich in einander, vereinigen und verwiklen sich zusammen, und wachsen in solchem Zustande ungemein. Bisweilen gehen sie von allen Seiten des Kopfs, manchmal aber nur von einer Seite allein, bis zum Gürtel herab; auch findet man diese Haare strotzend voll Blut. Diese Krankheit befällt auch die Hunde, Pferde und andere Thiere. Selbst die Fremde sind nicht mehr, als die Einheimische, davon befreyt; sie können sich aber die Haare mit wenigerer Gefahr abschneiden **).

Neben dem Einfluß, den der Grad der Sonnenwärme und die Beschaffenheit der Luft hat, kommt daher in Hervorbringung der Verschiedenheiten, die man in der Leibesbeschaffenheit der Völker wahrnimmt, auch noch sehr vieles auf die Beschaffenheit, Kultur, Lage und Ausdünstungen des Bodens an, und so will man daher von den vielen Salpeter- und Schwefeltheilchen, die in der Gegend des Aetna sind, den Bewohnern dort herum nicht nur besondere, moralische, sondern auch physische Eigenschaften beylegen.

Eben

*) Nordische Beyträge, 4. Th. S. 156. ff.

**) Acta Erud. A. 1700. Neue Anm. 1, 310. Physik des Menschen, I. Theil, S. 117.

Eben so ist es auch bekannt, was das Wasser nach seiner besondern Beschaffenheit für Wirkungen selbst in Absicht der Bildung des Leibs hat. Die Indianer, welche unten an den Andes wohnen, sind alle kröpfig. Das Schneewasser, welches von den Bergen lauft (und wahrscheinlich noch eine gewise Beschaffenheit von dem Boden annimmt; denn das von den Bergen fliessende Schneewasser hat nicht überall diese Wirkung) und die kalten Quellen, wovon sie trinken, bringen diesen Auswuchs an ihren Kehlen hervor, welchen sie in ihrer Sprache Koto nennen. Es ist eine Verstopfung der wässerichten Feuchtigkeiten zwischen den Fetthäutchen, so wie man sie auch an den Tirolern und Alpenbewohnern siehet, davon einige so übermäsige Kröpfe haben, daß sie ihnen so gar über die Brust gehen, aber auch eben dadurch unter ihren weniger kröpfigen Mitbewohnern ihnen desto mehr Ansehen geben *). Eben so haben auch die Bewohner von den innern sehr bergichten Gegenden der Insel Sumatra, besonders die Weiber, meistens Kröpfe, Einige so groß, wie ein Mannskopf, Andere wie ein Strauseney, und sie selbst schreiben es dem Trinken eines kalten Wassers zu. De Lúc leitet sie von einem mit kalkichten Theilen geschwängerten unreinen Wasser her, und Forster sezt bey, es sey wahrscheinlich, obgleich das geschmolzene Schneewasser, weil es keine Luftsäure zu enthalten scheint, mit an der Verstopfung und Verhärtung der Drüsen schuld zu seyn scheine **).

§. 41.

Von dem Einfluß der Nahrung.

Da das Leben des Körpers, die Ersetzung der abgegangenen Theile desselben und die Erhaltung seiner Kräfte und Triebe hauptsächlich auch von der Nahrung abhanget; so muß dieselbe auf die ganze körperliche Beschaffenheit einen grossen Einfluß haben.

Es

*) Philos. Unters. über die Amer. II. Th. S. 121.
**) Beyträge zur Natur- und Völkerkunde, I. Th. S. 11.

Es kommt hiebey auf zweyerley Sachen an, auf die Menge und auf die Beschaffenheit der Speisen und Getränke.

I. Es gibt Völker, welche nur wenige und leichte Nahrungsmittel zu sich nehmen und daneben doch einer starken Ausdünstung ausgesezt sind. Das beobachtet man an allen Bewohnern heisser Gegenden, und zum Theil in einem so merklichen Grade, daß andere Nationen diesen, so wie diese jenen ein Gegenstand der äussersten Verwunderung wurden. Die Spanier erstaunten, da sie den Mangel an Eßlust nicht nur auf den westindischen Inseln, sondern auch in manchen Gegenden des festen Landes wahrnahmen. Ihrer Meynung nach übertraf die natürliche Mässigkeit der Einwohner die Enthaltsamkeit der strengsten Einsiedler sehr weit. Im Gegentheil kam jenen der Appetit der Spanier (und wie gering ist dieser gegen den unsrigen!) unersättlich gefräßig vor, so daß sie behaupteten, ein Spanier fresse in einem Tag mehr, als zehen Amerikaner bedürften *). Es ist leicht zu begreifen, daß dieses einen grossen Einfluß auf die Leibesstärke haben mußte, und daß dieses vermuthlich auch eine der Hauptursachen war, daß Völker von so sparsamer Kost so leicht überwältiget werden konnten. Dagegen sind die sibirische Baschkiren starke Esser. Gegen 15 Pfunde Fleisch und 8 Maase Kumiß oder gesäuerte Milch dazu, ist bey vielen eine Mahlzeit, die nicht viel über die Nothdurft gehet. Bey dem Essen bezeugen sie sich so gierig, daß die Speisen gleichsam zu verschwinden scheinen. Eben so auch die Kirgisen. Vier Personen lassen oft, wenn sie von der Jagd kommen, in der ersten Mahlzeit von einem Schaafe nichts übrig **). Nun weiß man zwar, daß Erziehung

*) Robertson, Gesch. von Amerika, IV. B. S. 334.
**) Geograph. Lesebuch, II. B. S. 112. und 143.

und Gewohnheit hierin vieles thun können, und daß es zulezt keinen merklichen Einfluß auf die Leibesstärke mehr hat; auch ist die Dauungskraft, wie es aus den angegebenen Gründen im Vorhergehenden erhellet, und die Erfahrung es bestätiget, in kalten Ländern stark, weswegen auch selbst diejenige südliche Schiffe, welche nach Norden zu gehen, sich mit weit stärkerem Vorrath versehen müssen, als andere: aber bey allem dem muß doch eine reichliche Kost, wenn ihr sonst nichts im Wege stehet, dem Körper eher, als eine geringe, Stärke und Kräfte verschaffen.

II. Neben der Quantität kommt es hauptsächlich auf die Beschaffenheit der Nahrungsmittel an; denn auch diese ersezt die Kräfte des Körpers reichlich oder mangelhaft, je nachdem jene viele, oder auch starknährende, oder im Gegentheil wenige und blos wässerichte Theile in sich haben. Dadurch wird die Flüssigkeit des Geblüts bestimmt, und dadurch kommt mehr oder weniger Trieb und Reiz, vermittelst der Wärme und salzigten Theile in dasselbe. Und ob es gleich gewiß ist, daß es bey der Absonderung und Zubereitung des Nahrungssafts aus den Speisen auf die Kräften und Bildung der innern Werkzeuge und die Beschaffenheit der, sich beymischenden Säfte des Körpers viel ankommt; so kan doch nicht bezweifelt werden, daß die Beschaffenheit des Körpers nach den Eigenschaften der Nahrungsmittel immer in vielen Stücken sich werde richten müssen *). Davon sind auch wirklich so viele Nationen, je nachdem sie ihre Nahrung aus dem Pflanzen- oder Thier-Reich ziehen, und diese vermischt oder einzeln genieſſen, und je nachdem sie sich dabey dieser oder jener Getränke bedienen, in Absicht ihrer so verschiedenen Leibesbeschaffenheit, ihrer Stärke oder Schwäche, ihres Temperaments, natürlichen Feig-

*) Tissot, von den Nerven, II. Th.

Feigheit oder Muths, eigenthümlicher Krankheiten *) u. s. w. überall redende Beweise.

Dieses hat Langhans nicht nur nach den physischen, sondern auch moralischen Wirkungen an vier europäischen Nationen zu zeigen, und Weickard noch weiter zu beleuchten gesucht. 1) „An den Italiänern, von welchen bemerkt wird, daß der Mißbrauch der hitzigen Weine und geistigen Getränke, wie auch das hitzige, schwarze Fleisch und die viele Spicereyen, die sie beständig geniessen, die Wirkung haben, daß sie das Phlogiston und die übrigen Säfte erhöhen, und ihnen eine gewise Schärfe mittheilen, welche die Reizbarkeit der Fasern und Empfindlichkeit der Nerven vermehre, die Galle scharf und brennend mache, häufig in die Gedärme, wo sie die Nerven abermal reizet, ergiesse. Daher Hagerkeit des Körpers, und braungelbe Farbe und in Absicht der Seele zwar grosse Fähigkeit des Verstands, und wegen ihrer feinen Empfindsamkeit grosse Anlage zur Tonkunst; aber auch eine meuchelmörderische, jähzorntge, rachgierige, eifersüchtige, verliebte und ausschweifend wollüstige Gemüthsart. 2) An den Engländern, bey welchen diese beyde Aerzte von ihrer Landeskost, welche in vielem halbgebratenen, noch sehr saftigem und ungemein nahrhaftem Fleisch, in einer Menge von Thee, in Punsch und starken Bieren besteht; und zugleich Weickard von ihrem Klima, welches als weit weniger hitzig, ihre Säfte nicht erhitze, und ihre Nerven weit weniger beweglich mache — theils ein nahrhafteres, festeres Blut, wenigere Schärfe, und feste Hirn- und Nervenfasern herleiten, theils aber auch ein stolzes und wildes Wesen, Neigung

*) Z. B. die Krätze am Rhein von dem sauren Wein; die Gichte und der Scorbut in Westphalen vom dicken hitzigen Bier und gesalzenem Fleisch; der Aussaz in Norwegen vom Genuß der aussätzigen Lachsforelle und Goldfische. Zückert, von der Nahrung. §. 152.

zur Schwermuth, und einen zu tiefen Wissenschaften aufgelegten Verstand. 3) An den Franzosen, welche leichte Speisen, vieles weisses Fleich, starke Bouillons, gewürzte und schmakhafte Kräuter, viele säuerliche Baumfrüchten, und zwar hitzige, aber leicht durchdringliche und mit vielem Wasser vermischte Weine geniessen, und daher eine weniger erhizte Galle und Säfte haben, als die Italiäner, und deren bewegliche Fasern, warme und gelinde Säfte, deren Kraislauf leicht und flüchtig ist; so wie auch der Umgang mit Jüngern und dem schönen Geschlechte sie leutselig, freundlich, artig, einnehmend, aber auch leichtsinnig, flüchtig und superficiel machen. 4) An den Holländern und Deutschen, bey welchen von der Menge warmer Getränke, dem übermäsigen Genuß des dicken Biers, und von den fetten, ölichten und schwer verdaulichen Speisen Kaltsinn und Trägheit hergeleitet wird.“ Man siehet, daß der Deutsche hier in einem engen Bezirke betrachtet, und auf seine Beschaffenheit in den Weinländern nicht gesehen wird. Zückert glaubt, daß man in dem Bisherigen von den Nahrungsmitteln, die zwar in der Bestimmung der körperlichen Konstitution viel beytrügen, mehr herleite, als man mit Grund behaupten könne, und daß das Klima, die erblich fortgepflanzte Leibesbeschaffenheit und die physikalische Erziehung zur körperlichen Disposition eben so viel beytrügen; so wie die Landesnahrung vermittelst ihres Einflusses auf das Blut und die Nerven zwar auch einige Wirkung auf die Seele hätte; aber daß doch die hervorstechende Leidenschaften, die Seelen- und Verstandsfähigkeiten von der Heiterkeit des Klima, der herrschenden moralischen Erziehung, Regierungsform, dem Umgang mit benachbarten Völkern u. s. w. am allermeisten abhiengen *). Alles einig und allein von der Nahrung herzuleiten, (wiewohl das mehr von Langhans, als

*) Zückert, von der Nahrung. §. 159. S. 265.

als Weickard geschahe) heißt auch nach meiner Meynung der Sache allerdings zu viel gethan, und ich glaube nicht, daß man es durch mediciniſche Policey-Edikte, wenn ſie auch noch ſo befolgt würden, dahin würde bringen können, daß man einer Nation, blos durch ſie allein einen entgegengeſezten Charakter würde geben können. Gibt es nicht, wenn wir Beyſpiele im Kleinern anführen wollen, bey einerley Koſt die entgegengeſezteſte Charaktere, wie z. B. in Klöſtern? Dem unerachtet räume ich aber doch der Nahrung aus einem gedoppelten Grund einen ſtarken Einfluß, ſowohl was das Phyſiſche, als Moraliſche betrift, ein; einmal an ſich, weil es unläugbar iſt, daß das Blut und die Empfindſamkeit der Nerven dadurch ſehr beſtimmt wird. Unſere Ideen ſowohl als unſere Empfindungen und Leidenſchaften ſtehen daher mit dem, was in unſerem Magen vorgeht, in einem engen Verhältniß, und der Ausſpruch des Perſius iſt in mehr als einem Bezug wahr: Magiſter artis et ingenii largitor — venter; andern Theils, wenn nicht nur die Wirkungen der Nahrung durch nichts entgegengeſezes geſchwächt, ſondern wohl gar noch befördert werden, z. B. durch Volksgebräuche und Zuſammenkünfte, Tänze, u. d. gl. Je nachdem alſo auch dieſe phyſiſche Urſache ihre Wirkungen äuſſern kan, oder nicht, geſchwächt oder nicht geſchwächt, befördert oder nicht befördert wird; wird auch, wie bey dem Klima, der Charakter eines Volks und ſeine körperliche Diſpoſition dadurch mitbeſtimmt werden.

Wenn wir aber die Nahrungsmittel nur in ihrer gröſten Allgemeinheit betrachten; ſo wird man mit Grund folgendes behaupten können.

Die animaliſche Koſt iſt leichter und bedarf keiner groſſen Bearbeitung, weil der, in ihr enthaltene Nahrungsſaft

 bereits

bereits mit unsern eigenen Säften eine grosse Aehnlichkeit und Verwandtschaft hat, und nur aus der Speise darf ausgezogen und mehr aufgelöset oder verdünnet werden. Der thierische Nahrungssaft gibt daher das meiste und dichteste Blut und dem Körper die dauerhafteste Festigkeit und Stärke. Daher sind die Leute, welche viel Fleisch essen, sehr vollblütig, von starken Muskeln und Knochen und gut bey Leibe.

Der Nahrungssaft aus **Pflanzen** hingegen ist weniger klebricht und mehr wässericht. Er bedarf einer grössern Bearbeitung des Magens; er schlägt weniger zu Blut an, und gibt zur Ersetzung der festen Theile nur eine lockere Materie ab. Doch ist wohl zu merken, daß einige Vegetabilien auch eine feste und derbe Nahrung geben, wenn sie in einen robusten Magen kommen; und das sind solche, deren Nahrungstheile am wenigsten wässericht sind. Der Bauer isset selten Fleisch. Seine meiste Kost bestehet in grobem Brod, Erbsen, Linsen, Grütze und Meelspeisen. Aber bey seiner schweren Arbeit ist sein starker Magen im Stande, einen derben Nahrungssaft aus diesen Speisen zuzubereiten, und er ist dabey ein handfester Kerl. Hätte aber der Bauer keine Hülsenfrüchte (und Meelspeisen), und er müßte sich mit Gartenfrüchten sättigen, so würde er schlecht gestärkt werden und bey seiner Arbeit umfallen *). Zu merken hiebey ist aber auch noch die grosse Quantität von Speisen, die er, in Vergleichung mit Menschen von anderer Lebensart zu sich nimmt.

Ob nun aber gleich die vegetabilische Nahrungsart der Leibeskonstitution nicht so zuträglich zu seyn scheinet, als die Erstere; so ist sie doch in heissen Landen, wo die Natur selbst

*) Zückert, von den Nahrungsmitteln, §. 19. S. 27.

selbst durch ihre erstaunende Fruchtbarkeit im Gewächsreich einen Wink dazu gab, nicht nur die allgemeinste, sondern auch für die Bewohner derselben die tauglichste und gesundeste; um so mehr, da es darin noch mancherley starke Gewürze gibt, die bey ihnen der Schwäche ihrer Nahrung aufhelfen und ihre Fasern stärken; statt, daß die, zur Fäulniß ohnehin geneigte, animalische Kost daselbst gefährlich und tödtlich seyn würde. Eben diese Eigenschaft der Fleisch-Nahrung macht es auch nöthig, daß sie mit der Kost aus dem Pflanzenreich verbunden werden muß, und daher sind solche Völker, bey welchen es weniger geschieht, mancherley Krankheiten unterworfen, wie z. B. nach dem eigenen Zeugniß ihres Landmanns, des Arztes Buchans, die Engländer dem Scharbok, der Hypochondrie; so wie im Gegentheil das scharfe Salz des Fleisches durch das süßschleimichte, wässerichte und säuerliche Wesen der Vegetabilien milde und stumpf gemacht, und das Blut vor der Fäulniß bewahrt wird. Bey dieser Vermischung behält auch der Körper seine Stärke, die eine blos vegetabilische Kost ihm nicht erhalten kan.

Am deutlichsten bemerkt man die Wirkung der Nahrungsmittel an solchen Nationen, die hauptsächlich nur einerley Arten davon geniessen. So bekommt z. B. der Grönländer eine, ihm eigene Leibesbeschaffenheit aus dem Genuß seiner fetten Seehunde und Wallfische. Ihr Schweiß ist ganz klebricht und riecht wie Thran. Sie haben ein feuriges Blut und so heisse Ausdünstungen, daß, wenn eine Anzahl davon des Winters in einem ungeheizten Zimmer (und das heißt doch in ihrem Lande viel!) beysammen ist, dasselbige innerhalb einer Stunde so heiß wird, daß es ein Europäer fast nicht aushalten kan, und ihre Mißionarien es oft mit grosser Beschwerlichkeit bey ihren Gottesdiensten

erfuhren *). Vermuthlich rühret es auch hauptsächlich davon her, daß Völker von einer solchen Nahrungsart sich so wenig an die unsrige gewöhnen können, und daß ihnen der Hang zu ihrem Vaterlande bleibt, wenn sie auch in ihrer Kindheit weggenommen, und zur europäischen, der ihrigen so sehr entgegengesezten Nahrungsweise angehalten werden. Der innere Reiz dazu liegt, vermittelst der Fortpflanzung, schon in ihrer Natur, und die geringste Erinnerung daran oder der Anblik erwekt denselben so gleich und mächtig. Als ein junger Eskimo von der Labradorischen Küste, der bereits an englische, (doch immer auch aus Fleisch hauptsächlich bestehende) Speisen gewöhnet war, einen Engländer einen Seehund aufhauen sah, aus welchem der Thran häufig herauslief; so faßte er mit seinen beyden Händen so viel auf, als er konnte, und rief bey dem Niederschlucken sehnsuchtsvoll aus: Ach bringt mich doch wieder in mein liebes Vaterland, wo ich meinen Bauch damit füllen kan **).

Die Beschaffenheit der Nahrungsmittel äussert ihren starken und bey ganzen Völkern sichtbaren Einfluß noch in mehreren Dingen. Robertson leitet bey den Nordamerikanern die Kälte der Männer gegen ihre Weiber besonders auch von ihrer Nahrungsart, (die Beschwerlichkeit, womit man sie erwerben muß, mitgerechnet) her, und füget bey, daß man hingegen in eben diesem Welttheil bey solchen Völkern, wo die Nahrung besser ist und leichter erworben werden kan, schon mehrere Triebe, so gar wollüstige und üppige wahrnimmt †). Und Steller gibt uns ein noch auffallenderes und dabey an einer ebenfalls rohen und in einem kalten Lande lebenden Nation unerwartetes Beyspiel

an

*) Cranz, Beschreibung von Grönland, S. 177 — 179.
**) Leiste, Beschreibung von Nordamerika, S. 176.
†) Robertson, Gesch. von Amerika, IV. S. 338.

an den Itälmenen. Was diese Nation, sagt er, so geil und venerisch macht, (sie ist es in einem hohen, fast unbegreiflichen Grade, und treibt es von Jugend auf) kan wohl nichts anders seyn, als der Genuß des vielen Fischrogens und bulbösen Wurzeln, wodurch nicht nur der Saame häufig erzeugt, sondern auch die Gefässe von dem ranzigten Wesen der fetten Fische gereizt werden, weil ihre Winterkost durchgehends vom Schimmel angegriffen, scharf und galsterig wird. Ich habe gefunden, daß ein Itälmen, den ich ein halb Jahr zur Probe an meinem Tisch gespeiset, und gänzlich von der gewöhnlichen Kost abgehalten, viel moderater und keuscher geworden sey. Das Geblüt, das ich ihnen aus der Ader gelassen, ist so florid bey Alten, daß man es für das Geblüt kleiner Kinder halten sollte. Der irrdische Theil sezt sich nie in einer Schwärze zu Grunde, weil derselbe auf das genaueste mit dem Geblüt vermischt und nicht leicht zu trennen ist *).

Auch von den Taheitiern sagt Forster, daß sie, besonders die Vornehmere, bey der reichlichen gesunden Nahrung, die sie geniessen, (und wobey sie sich auch ziemlich von dem Fischfang nähren) und bey ihrem, so herrlichen Klima die Reize des andern Geschlechts mit zwiefacher Macht empfinden, und sich daher schon sehr frühzeitig der zügellosesten Unzucht überlassen, so, daß ihre Gesänge, ihre Tänze, ihre Schauspiele die Wollust athmen **).

Ich will hier mit dem bisherigen noch eine andere Stelle eines Arztes verbinden, die nicht nur die angezeigte Wirkungen der animalischen Kost von den Wasserthieren, obgleich an ganz andern Völkern und Personen, bestätiget, und

*) Steller, von Kamtsch. S. 392.

**) G. Forster, Bemerk. S. 206.

und aus dem vorher Angeführten hinwiederum Bestätigung erhält; sondern die zugleich auch andere Bemerkungen, welche den verschiedenen physischen Einfluß der verschiedenen Nahrungsart betreffen, beyfüget. „Die häufige und alleinige Fleischnahrung macht wegen dem flüchtigen und scharfen Salze das Gemüth wilder, und den Leib zur Fäulniß geneigter. Zwar scheinet das Fleisch wegen seiner Aehnlichkeit mit unsern Säften für uns sehr nahrhaft und angemessen: allein Pallas hat von den Buräten, die vorzüglich von einer thierischen Kost leben, bemerkt, daß sie meistentheils klein von Natur und so schwach sind, daß oft ihrer fünf bis sechs mit allen ihren Kräften nicht so viel ausrichten, als ein einiger Russe zu leisten im Stande ist. Ueberhaupt haben alle sibirische Nomaden und Völker, welche blos eine animalische Nahrung geniessen, in Vergleichung ihrer Grösse ungemein leichte Körper. Knaben von einem solchen Alter, dergleichen man unter russischen Baurenkindern kaum mit beyden Händen auflichtet, kan man bey diesen Völkern ohne Mühe mit einer Hand bey dem Halskragen in die Höhe heben, und schwebend erhalten. *) . . . Das viele Fleischessen sezt den Menschen in denjenigen physischen Zustand, welchen man an den Personen eines cholerischen Temperaments wahrnimmt, daher zeichnen sich nicht nur unsere Fleischer von andern Handwerkern aus, weil sie sich aus dem Würgen und Gebrülle des Schlachtviehes nichts machen, sondern auch weil sie viel Fleisch essen, (dessen Salztheile einen unaufhörlichen, empfindlichen Reiz an die Nerven bringen). Eben dieses gibt auch den Engländern hierin einen Unterschied von andern Nationen . . . Das Fleischessen macht zur Fäulniß geneigter, wovon die fleischfressenden Thiere, die deswegen übler riechen, zeugen.

Selbst

*) Pallas, über die mongol. Völker. (Das Buch selbst bekam ich noch nie vor Augen).

Selbst die menschliche Brüste widerstehen dem unwissenden Säugling, wenn die Amme zu vieles Fleisch genossen hat . . . Der Scharbok und andere Hautkrankheiten werden auf Schiffen und in belagerten Städten nie häufiger, als wenn die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche anfangen auszugehen. . . . Hingegen findet man unter uns, daß die gänzliche Enthaltung von Fleischspeisen, wie in den Fastenzeiten, mit einer merklichen Schwäche verbunden ist. Die Handwerksleute nehmen an Kräften ab, und sind zu starken Arbeiten untüchtig . . . Die sich des Fleisches enthaltende Klosterfrauen haben nach den Beobachtungen des Ramazzini eine sehr zweydeutige Gesundheit. Die Nahrung blos von Fischen und Gemüsse verursacht diesen guten Vestalinnen, nebst Blähungen, sehr schlaflose Nächte und verliebte Einbildungen und Träume. Man unterscheidet die Kartheuser und andere solche Ordensleute an ihrer blassen Farbe und aufgedunsenen, wässerichten Körper. *) . . Haller sagt, daß,

*) Büffon, der das Fleischessen sehr vertheidiget, mahlet uns das Obige mit den stärksten Farben ab. „Betrachtet (zu diesem Endzwek) diese fromme Einsiedler, welche sich von alle dem enthalten, was Leben hatte; welche aus heiligen Beweggründen auf die Geschenke des Schöpfers Verzicht thun, nichts sprechen, die Gesellschaft fliehen, und sich in geheiligte Mauren einschliessen, an welchen sich die Natur zerschmettert; — wie sie abgesondert in diesen Einöden, oder vielmehr in diesen lebendigen Gräbern, wo man nichts als den Tod athmet, mit erblaßtem Angesichte und erstorbnem Auge, keine andere, als schmachtende Blicke um sich werfen. Ihr Leben scheint sich blos durch wiederholte Anstrengungen zu erhalten; sie nehmen Nahrung zu sich, ohne daß der Hunger aufhört, und ob sie gleich von ihrem heiligen Eifer unterstüzt werden (denn der Zustand des Kopfs bestimmt den übrigen des Leibs); so halten sie doch nur wenige Jahre in dieser grausamen Enthaltsamkeit aus. Anstatt zu leben, sterben sie vielmehr jeden Tag durch einen all-

daß, wenn er sich wegen Krankheit blos an Pflanzen gehalten, er immer mehr Schwäche über den ganzen Körper, und grössere Müdigkeit im Arbeiten und im Genuß der Liebe empfunden. Scioppins merkte ebenfalls, daß ihn besonders die Fische wollüstiger machten, als das Fleisch, dessen er sich zur Verhütung fleischlicher Lüste enthielte, selbst ... von den Meerfischen wird wenigstens die Erfahrung bestätiget, daß solche zur Wollust antreiben, und daß die, in grossen Städten so sichtbare Fruchtbarkeit einen Grund in dem vielen Fischessen habe. . . Wie mancher Rücken, sagt der ehmalige Speierische Leibarzt, muß also nicht auf die unschuldigste Weise von frommen Händen zerfetzet, und wegen immer sich häufenden, wollüstigen Gedanken gemartert worden seyn, wenn inzwischen der Bruder Koch oder die Layenschwester allein die Bewegursache so vieler Unruhe war *).

Bey dem Auszuge, den ich von den Gedanken und Beobachtungen dieses Arztes vorgelegt habe, wollen wir bemerken: 1) daß die von Pallas angeführte Leibesbeschaffenheit der Buräten und der andern nomadischen Völker ihren Grund vermuthlich in andern Ursachen haben müsse. Kräfte und Embonpoint sollte man doch an Völkern von dieser

allmähligen Tod, und sie vergehen nicht, indem sie aufhören zu leben, sondern indem sie aufhören zu sterben. Kern seiner Naturgeschichte. S. 41 Neben dem, daß die gänzliche Entziehung alles Fleischessens diese Opfer einer übertriebenen Andacht zu blosen lebenden Gerippen macht, muß freylich auch ihr Aufenthalt und ihre ganze übrige Lebensart mit in Betrachtung gezogen werden, wie es Büffon, der sie zum Beweiß, was die blos vegetabilische Nahrung für Wirkungen habe, aufstellt, zum Theil selbst gethan hat: denn sonst könnten häufige Beyspiele in Indien von dem Gegentheil zeugen, wo aber freylich wiederum das Klima und die bessere Früchte etwas verbessern.

*) Frank, Medicin. Policey, III. B. S. 9 — 19.

dieser Nahrungsart, wenn keine andere Ursache entgegen wäre, vermuthen können, da sie sonst ähnlichlebenden Völkern nicht manglen. Trägt etwa ihre unstäte Lebensart etwas dazu bey? Haben die Säfte und das Fleisch ihres Viehes keine solche Consistenz als des unsrigen? Hat Pallas keinen Grund davon angegeben, oder an ihnen aufgesucht? 2) Daß der Genuß des Fleisches unserer Himmelsgegend sehr angemessen seyn müsse, weil die Enthaltung von demselben so gar bey solchen Gesellschaften, bey welchen man die Folgen davon wegen langer Gewohnheit, und weil sie keine harte Leibesgeschäfte verrichten, nicht vermuthen sollte, dem ungeachtet eine so schwache Leibesbeschaffenheit nach sich ziehet. 3) Daß die Folgen des vielen Fischessens, in Absicht des Zeugungstriebs, durch diese und die vorhergehende Beobachtungen fast ausser allen Zweifel gesezt werden, und ein Beweiß sind, was für einen grossen Einfluß die Nahrungsart nicht nur auf das physische Temperament, sondern selbst auch auf den sittlichen Charakter habe. Der ältere Herr Forster ist zwar in Absicht jener Wirkungen von dem Fischessen dieser Meynung nicht und sagt: „Montesquieu behauptete, daß die fischfressenden Völker die fruchtbarsten wären, und fand in dem öligten Theile der Fische, reichlicher, als in andern Lebensmitteln, jene Materie, welche die Natur zu neuen Zeugungen aufbewahret. Allein diese sinnreiche Erfindung, die so mancher nachgeschrieben hat, ist weder in der Natur noch in der Erfahrung gegründet. In Grönland sowohl als auch unter den Eskimos, wo man doch hauptsächlich von Fischen, Robben, und fetten animalischen Speisen lebt, kommen die Weiber selten öfter, als drey bis viermal nieder; fünf oder sechs Geburten sind etwas ungewöhnliches. Bey den Pescherähs bemerkten wir in jeder Familie nur zwey bis drey Kinder, obgleich auch ihre Nahrung aus Miesmuscheln, Fischen und Robben bestehet.

Die

Die Neuseeländer leben bekanntlich grösstentheils von Fischen; allein auch in ihren fruchtbarsten Familien trift man über drey bis vier Kinder nicht an.“ *) Wenn man aber die, hier angeführte Ausnahmen und Gegenbeweise genau bedenkt, so dünken sie mich nicht so beschaffen zu seyn, daß die Meynung des Montesquieu, Steller, Frank, und Anderer dadurch sollte widerlegt werden, indem nehmlich die gewöhnliche Wirkungen des Fischessens bey den angeführten Völkern durch ihr strenges Klima, durch ihre saure, harte, und manchmal sparsame Nahrungsart, und durch die Nothwendigkeit, ihre Kinder so lange zu säugen, theils in Absicht des männlichen, theils des weiblichen Geschlechtes wieder aufgehalten und geschwächt werden. Es wird hievon noch einmal die Rede seyn: aber es gibt noch mehrere, ebenfalls von Aerzten beobachtete Erfahrungen, die mit jenen Wirkungen übereinstimmen. Im Braunschweigischen und an andern Orten von Niedersachsen ist die Entzündung der Schaamtheile ein sehr gewöhnlicher Zufall. Herr D. Lange sagt, beyderley Geschlecht werde ohne venerische Ursache damit behaftet, und er schreibt solches den vielen Piklingen und Stinten zu, die man in diesem Lande bis zum Eckel fast das ganze Jahr hindurch isset, welche Fische ein scharfes, flüchtiges und besonders die Geburtstheile sehr stark reitzendes Salz haben, das bey Einigen eine fruchtbare Wirkung hat, bey Andern aber den Urin so scharf macht, daß er die Schaamtheile anfrißt und entzündet **)

Die Veränderungen, welche durch eine gewise Art von Speisen in dem körperlichen System hervorgebracht werden, sind nicht beträchtlicher, als diejenige, welche durch den

starken

*) Forster, Bemerk. auf seiner Reise um die Welt, S. 279.

**) Zückert, von den Speisen aus dem Thierreiche, S. 109.

starken Gebrauch künstlicher und gährender Getränke gewirkt werden können. Formey schreibt der Einführung des Weins in solchen Ländern, wo er nicht natürlich wächst, eine Veränderung in dem ganzen Charakter eines Volks zu, und hat vermuthlich nicht unrecht. Während daß aber Einige mehr äusserliche Lebhaftigkeit unter ein Volk bringen und das Blut feuriger und beweglicher machen, sind sie, bey beständigem Gebrauche, durch ihre Wirkung auf die Nerven, Eingeweide und Säfte des Leibs nicht nur der gegenwärtigen Nation, sondern auch der Nachkommenschaft gemeiniglich sehr schädlich, und können also, wie bey uns Deutschen, die ursprüngliche Constitution unter einem Volke, nach und nach äusserst verändern. Zwar tranken bekanntlich unsere Voreltern wacker genug; aber es war Bier, und es ist eine Frage, ob nicht seitdem, daß Probus den Weinstok am Rhein einführte, eine Veränderung in der festen deutschen Leibesconstitution vorgegangen ist, die zwar anfänglich, weil der Wein noch nicht so gemein war, und nachher, weil die übrige Lebensart noch nicht so weichlich ware, nicht so groß und sichtbar gewesen ist; die aber nachgehends bey der Veränderung der übrigen Umstände desto stärker und augenscheinlicher wurde. Vermuthlich haben auch nicht sowohl die Verfeinerung in den Sitten, und die üble Nachrede bey andern Nationen als die schlimme physische Folgen in den, ohnehin weichlichen Körpern die Mässigung darin hervorgebracht.

Die Art und Weise, wie man seine Nahrung erwirbt oder erwerben muß, hat auf die körperliche Beschaffenheit ebenfalls ihren Einfluß. Unter einem milden und fruchtbaren Himmelsstrich ladet die Leichtigkeit ihrer Erwerbung zur Trägheit und Indolenz ein, und gibt also wenig Anlaß zur Uebung der Kräfte; so wie im Gegentheil die Beschwerlichkeit

ihrer Erwerbung unter rauhen und unfruchtbaren Himmelsstrichen, und die, damit gemeiniglich verbundene Einfachheit derselben, die Säfte und Kräfte des Leibs in Bewegung und Uebung erhält und diesen selbst abhärtet, stark und gesund macht. Zwar hat die mühsame und besonders dabey oft ungewise Erwerbung manchmal auch schlimme Folgen; allein dieses ist entweder ein unvermeidlicher Lokalfehler, oder es rühret von dem Eigensinn und der Unwissenheit solcher Menschen her.

§. 42.

Eine Bemerkung über das Vorhergehende.

Die Beschaffenheit der Himmelsgegend und der Nahrung bestimmt vermuthlich die körperliche Beschaffenheit der Völker am meisten und am nächsten. Kommt aber hiezu noch, daß dieselbige auf eine gleichförmige Weise, schon von langen Zeiten her gewirkt haben; so muß nicht nur der Eindruk davon immer stärker, sondern zulezt zur andern Natur werden, und sich daher auch durch die Zeugung zulezt mittheilen und fortpflanzen. Aehnliche, erbliche Mittheilungen nimmt man an einzelnen Personen und Ständen wahr; warum sollte man also dieses nicht auch auf ganze Nationen, auf welche doch einerley Dinge gleichförmig wirken, ausdehnen dürfen? Die besondere, daherrührende Leibesbeschaffenheit ist aber öfters so sichtbar, daß sie sich auch in veränderten Himmelsstrichen noch äussert, und manchmal nach vielen Zeugungen nur eine unmerkliche Abnahme und Veränderung leidet. Von diesem verschiedenen Einfluß wird man daher die verschiedene Menschenarten hauptsächlich herleiten müssen; ob es gleich nicht nur möglich, sondern auch sehr wahrscheinlich ist, daß sie manchmal

ihren ersten Grund auch in der individuellen Beschaffenheit einer Stamm-Familie hatten, die sich zuerst auf ein paar Familien fortpflanzte, bis sie sich endlich bey weiterer Vermehrung nach ihren Hauptzügen, in einem ganzen Volk darstellte.

§. 43.

Von dem Einfluß der Verfassung, Sitten und Gebräuche eines Volks in seine körperliche Beschaffenheit.

Bey der mannigfaltigen Lage, worin die verschiedene Völker des Erdbodens stehen, bringt es manchmal die religiöse oder übrige Verfassung eines Volks mit sich, daß es sich blos innerhalb seiner Gränzen hält, wodurch also sowohl die physische, als übrige wirkende Ursachen ihren gleichförmigen Eindruk beständig und ungeschwächt fortsetzen können. Ist hiebey auch noch dieses, daß es sich mit Fremden nicht durch Heirathen vermischt; so muß sich sowohl sein ganzer Charakter, als auch die, ihm eigenthümliche Leibesbeschaffenheit desto eher erhalten. Dieses trift z. B. bey den Parsern zu, und bey manchen einzelnen Völkern in Amerika. Das Gegentheil äussert sich bey denjenigen, ungleich mehreren Völkern, dessen Glieder sich auch in andere Himmelsgegenden begeben, sich darin zu andern Nahrungs- und Lebensarten bequemen, oder wohl auch mit Personen von andern Volks-Stämmen sich verheirathen. Inzwischen hat man hiebey doch bemerkt, daß, obgleich einige tatarische Völker mit den Chinesern und Andere mit den östlichen Russen sich vermischt haben, dieses doch die Kennzeichen dieser Gattung nicht gänzlich vertilgen konnte. So tief drükt sich öfters eine besondere Beschaffenheit in der Organisation

einem Volk ein! Aber was für uralte Geschlechter sind auch die Tatarische! Ein noch auffallenderes Beyspiel, was die besondere Verfassung und die Verheirathung eines Volks blos unter seinen Gliedern vermag, siehet man an dem jüdischen Volke, das sich, unerachtet der verschiedenen Himmelsgegenden, worin es zerstreut lebt, doch beynahe überall gleichet.

Da die Glieder einer Nation, welche unter irgend einer Art von Regierung lebt, von derselben in mancherley Dingen, welche sich auf die Nahrung und häußliche Einrichtung beziehen, ihre Bestimmung und Einrichtung bekommen; da ferner durch das bürgerliche Regiment, je nachdem es gemäsigt oder despotisch ist, und je nachdem es sich des Nahrungsstands und der äusserlichen Wohlfart annimmt oder nicht; die Industrie erwekt oder unterdrükt, die Gewerbe und Nahrungsarten begünstiget oder erschwert, und selbst auch die Gesundheit und gute Leibesbeschaffenheit der Bürger, vermittelst der Policey-Anstalten, besorgt oder vernachläsiget werden können: so siehet man leicht, daß diejenige Völker, die unter keiner Regierung leben, und ihrem äusserlichen Zustand entweder den natürlichen Lauf lassen, oder eine beliebige Einrichtung geben können, von denjenigen hierin in vielen Stücken verschieden seyn werden, die der Leitung und Einschränkung Anderer untergeben sind, und daß man auch bey den Lezteren selbst, je nachdem ihre äusserliche Umstände hierin bestimmt werden, eine grosse Verschiedenheit bemerken wird. Wenn z. B. ein grosser Theil des Volks unter drückenden Abgaben seufzet, öfters in niedern, engen Hütten wohnt, die eher Hundsställen ähnlich sind, und dabey kaum so viel Lebensmittel übrig behält, als zur Fortsetzung seines elenden Lebens erfodert werden; so muß sein äusserlicher Zustand von demjenigen sehr verschieden

schieden seyn, den Frankreichs unsterblicher Heinrich dem niedern Theil seines Volks zu geben gewünscht hat, und ohne den verfluchten Stahl des Ravaillac vermuthlich auch gegeben hätte.

Welch ein Unterschied zwischen einem englischen Bauren, und zwischen den meisten andern in der Welt!

Der Einfluß der Sitten eines Volks auf die physische Beschaffenheit desselben muß ebenfalls desto eher erkannt werden, da der Unterschied eines Volks von frugalen oder strengen und eines andern von üppigen und ausschweifenden Sitten sich hierin von je her ausgezeichnet hat. Welch ein Unterschied ehedem zwischen Spartanern und weichlichen Asiatern! Und welch ein Unterschied noch heut zu Tage zwischen einem, auf dem Gebirge wohnenden Schweizer und einem Mayländer! Dieser Einfluß ist so offenbar, daß unter einem und demselben Volk der physische und äusserliche Verfall mit dem sittlichen fast immer parallel gegangen ist, wie dieses aus der Geschichte des römischen Volks genugsam erhellt, und eben dasselbe auch in unsern Staaten gleich sichtbar seyn würde, wenn man denselben nicht einen weitern Halt zu geben, und körperliche Eigenschaften durch künstliche zu ersetzen gelernt hätte. Aber wenn dieses auch gleich dem Staat den Einsturz nicht mehr, wie in alten Zeiten bringt; so siehet man doch den schädlichen Einfluß ausschweifender und wollüstiger Sitten an der Gesundheit und Stärke seiner Glieder so sehr, daß die physische Abartung, Schwäche und Weichlichkeit von Generation zu Generation sichtbarer wird, und die Anlage dazu von einer auf die andere durch die Fortpflanzung nicht nur übergehet, sondern auch noch vermehrt wird.

Was man hierin von den Sitten sagen kan, gilt in seiner Art auch von den Gebräuchen eines Volks, und ihr Einfluß auf die besondere Konstitution desselben äussert sich sowohl mittelbar, als unmittelbar. Die Leibesbeschaffenheit der Griechen, ihre Stärke, Dauerhaftigkeit, Behendigkeit, hienge sehr viel von der physischen Art ihrer Erziehung und den gymnastischen Spielen, die unter ihnen herrschten, ab; so wie auch sowohl die besondere, als öffentliche Bäder der Römer der Gesundheit des ganzen Volks zuträglich waren. Das Gegentheil nimmt man bey denjenigen Gebräuchen wahr, die entweder zur Uebermaas in Speisen und Getränken, oder zur Unzucht oder zur Weichlichkeit verleiten, wovon man unter den Gewohnheiten gesitteter Völker, und zum Theil besonders auch in der physischen Erziehung ihrer Kinder Proben genug antrift. Aber auch andere Völker stellen solche Beyspiele auf. Die Akanzas in Amerika hatten einen Hurentanz, der heimlich zur Nachtszeit bey dem Schein eines grossen Feuers gehalten wurde, und wobey die Neulinge an die Pfosten anschlagen, d. i., schwören mußten, daß sie niemals etwas von dem, was sie auf diesem schändlichen Ball gesehen oder gethan hätten, offenbahren wollten. Die Tänzer von beyderley Geschlecht erschienen dabey gänzlich nakt in schändlichen Bewegungen und Stellungen, die mit Gesängen von eben der Art vermischt waren *). Von diesem Volk ist jezt kaum noch ein kleiner Rest übrig. So ist auch ein solcher Tanz bey einigen afrikanischen Völkern eingeführet und gleich schändlich. Und welche Bewegungen verursachte, nach dem Bericht des **Livius**, ehedem die Einführung unzüchtiger nächtlicher Zusammenkünfte in Rom, und wie schnell ergrif der Hang dazu die Bewohner desselben!

Eben

*) Jahrb. des Geschm. S. 382.

Eben so vermögen auch, wie einer der neuesten Schriftsteller über den Menschen bemerkt, **Wohnung, Kleidung, Reinlichkeit**, viel über das Temperament und die Organisation eines Volks, indem alle drey einen grossen Einfluß auf den Theil der Athmosphäre haben, der den Körper umgibt. Wie viel anders muß die Luft in den Erdkellern der Fuchsinseln seyn, wo die Einwohner beständig unter der Erde leben, den natürlichen Ausleerungen bey dem Essen freyen Lauf lassen, und ihren eigenen Urin statt des Waschwassers gebrauchen! wie viel anders unter dem Filzzelte eines Tatarn, wo fleissig Brandtewein aus Pferdemilch gebrauet wird! Wie viel anders in der Rauchhütte eines Lappen, oder in der eines Grönländers, die (über) ein ganzes halbes Jahr alle Ausdünstungen von Menschen, Vieh, Thran, Seehundsfleisch unverändert in sich verschließt! — — Welchen Unterschied muß es verursachen, wenn der Kanadier unter seinem freyen Himmel alle Glieder an der Luft härten läßt, und wenn der Europäer in seinem milden Klima, bis auf das Gesicht, alles in Kleider verstekt! wenn eine Nation den blosen beschornen Kopf der schneidenden Kälte oder der sengenden Hitze darbietet, und wenn wir uns vor jedem kalten Lüftchen, wie vor einem Feinde, mit Pelzmützen, Hüten und Kappen verwahren! Ausdünstung, Stockung, Stemmung, Fäulniß der Säfte, Erschlaffung und Stärkung der Nerven wird durch Wohnung, Kleidung und Reinlichkeit gehindert oder befördert: und ob sich gleich die Natur des Menschen an die ärgste Unsauberkeiteu und die verdorbenste Luft gewöhnen kan, ohne an der Gesundheit Schaden zu leiden; so kan der Einfluß auf Säfte und Organisation doch nicht unterbleiben *).

*) Versuch über die Kenntniß des Menschen, S. 227.

Es gibt noch eine Art von Gebräuchen, die auf die Gestalt und Bildung eines Volks einen unmittelbaren Einfluß haben, nehmlich ihre künstliche Umbildungen.

Herr v. Pauw sagt von den Amerikanern überhaupt, daß, wenn man von dem Geschmak und der Raserey derselben, sich zu bemahlen und zu verunstalten, urtheilen sollte, man glauben müßte, daß sie alle mit den Verhältnissen ihrer Körper und Glieder unzufrieden wären. Man hat in diesem vierten Welttheil nicht ein einiges Volk entdekt, das nicht durch Künsteley entweder die Gestalt der Lippen, oder die Ohrhölen, oder den Umriß des Gesichts zu verändern, und eine ausserordentliche und unschikliche Figur anzunehmen pflegte *).

Einige Völker, wie die Arakaner, drücken den neugebohrnen Kindern die Stirn durch eine Platte von Bley breit, und eben das thun auch in einem andern Welttheil die Omaguas in Amerika, vermittelst zweyer Bretter, um denselben, wie sie sagen, die Gestalt des Vollmonds desto besser zu geben. Andere hingegen, wie die Siameser, binden die Köpfe der Kinder zusammen, daß sie rautenförmig werden; noch Andere, wie die Chineser, ziehen beynahe viereckige Köpfe; Gebräuche, welche nicht nur beweisen, wie vielerley Formen und Lagen das Gehirn, ohne in seinen Verrichtungen gestört zu werden, annehmen kan; sondern auch, daß die Beweise von einer natürlichen Verschiedenheit der Völker in der Gestalt ihrer Köpfe, und die Folgerungen, die man daraus auf ihre Verstandes-Fähigkeit und Gemüths-Eigenschaften machen wollte, auf schwachen Gründen beruhen, da sie sich, der Erfahrung sehr zuwider, an allen Gliedern eines solchen Volks zeigen müßten. Man bedenke noch hiebey, wie vieles

*) Philos. Unters. über die Amer. II. Th. S. 115.

vieles auch die Art und Weise, wie man die Kinder in der Wiege legt, ihnen den weichen Kopf umwindet, oder auch was die Handgriffe und eigene Weisen einer jeden einzelnen Hebamme hierin bestimmen können. Daher sagt Blumenbach, wo eine beständige Verschiedenheit ist, da thut es die Kunst; die übrigen vermeynten Varietäten sind blose Einbildung, wie unter anderem aus den skeletirten Köpfen im Universitäts-Kabinet zu Göttingen erwiesen ist *). Der berühmte Camper glaubt zwar, daß die verschiedene Gestalten des Schädels mehr vom Klima, von Nahrungsmitteln und andern dergleichen Dingen, welche in den verschiedenen Gegenden des Erdbodens sich abändern, herrühren, als von Kleidungsstücken und anderer, zur Hervorbringung einer besondern Gestalt des Schädels äusserlich angebrachten Gewalt. Mayer **) aber sezt hinzu: Ich will es gerne zugeben, daß kleine Abänderungen in der Bildung des Schädels, besonders in Bezug der Dicke und Härte der Knochen, vom Klima und den Nahrungsmitteln herrühren können; indessen muß ich mit aller Achtung für die Verdienste dieses schäzbaren Gelehrten gestehen, daß ich mich vom Ungrund jener alten Behauptung, die vom Vesal bis auf uns fast allgemeinen Beyfall erhielt, noch nicht überzeugen kan. Warum sollten Kleidungsstücke, wie z. B. der Turban der Türken, oder ein oft wiederholter äusserer Druk an dieser oder jener Stelle die noch nachgebende und unvollkommene Knochen des Schädels nicht zu einer gewisen Gestalt bringen, da sie dieselbe doch andern Theilen des Körpers geben können? Wer kennt nicht die Mißgestalt, welche schlechte Schnürbrüste der Brust und dem Becken, und enge Schuhe den Füssen geben? Ueberdieß findet man, wenn man ein

*) De var. gen. h. nat.

**) Beschreibung des menschlichen Körpers, 1. Band, S. 265.

Beinhauß betrachtet, unter den Schädeln einer und derselben Nation eine grosse Mannigfaltigkeit in Ansehung der Gestalt, welche doch also wohl nicht vom Klima, sondern wahrscheinlich von dieser oder jener, durch einen mechanischen Druk zufällig wirkenden Ursache herrühren muß.

Rainald führet von den schwarzen Caraiben, welche vermuthlich eine Rasse afrikanischer, und durch einen Sturm in die antillischen Inseln verschlagener Neger sind, ein ganz besonderes Beyspiel von der Umbildung des Kopfs an. Als nehmlich die Franzosen nach St. Vincent kamen, und ihre Negersklaven mit dahin brachten; so machte dieses auf die schwarze Caraiben (es gibt auch kupferfarbige amerikanische) den grösten Eindruk. Gedemüthiget und erschrekt, Menschen zu gleichen, welche durch die Sklaverey abgewürdiget waren, befürchteten sie, man möchte einmal einen Misbrauch von ihrer Farbe machen, und ihren gemeinschaftlichen Ursprung daraus errathen, um sie eben demselben Joche zu unterwerfen, und zogen sich daher in die dichtesten Wälder zurük. Hier, um sich auf immer ein unterscheidendes Kennzeichen, welches von ihrer Unabhängigkeit zeugen sollte, eigen zu machen, entschlossen sie sich, ihren Kindern, so bald sie auf die Welt kamen, die Stirne breit zu drucken. Die Erwachsene, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche diese Bildung ihrem Kopf nicht mehr geben konnten, unterstunden sich daher auch von da an, nicht mehr ohne dieses sichtbare und unauslöschliche Zeichen der Freyheit hervorzutretten. Blos die nächste Generation, welche ein neues Volk zu seyn schien, fast alle von gleichem Alter, groß, gut gebaut, tapfer und wild, zeigte sich wieder und baute Hütten an der Küste *).

Man

*) Auch Robertson meldet etwas davon, Am. Gesch. IV. B.

Man sieht aus diesem Beyspiel nicht nur, wie wesentlich und tief eingedrukt das eigentliche, menschliche Point d'honneur und die Liebe zur Freyheit dem, seine Kräfte noch fühlenden Menschen ist; sondern auch, wie aufmerksam die Völker in den andern Welttheilen auf die Gestalt des Kopfs sind, und wie sie selbst das Eigenthümliche und Unterscheidende einer Nation nicht von der Farbe, weil diese vielen Völkern gemein seyn kan, auch nicht so sehr von der übrigen Bildung des Leibs, sondern hauptsächlich von der Gestalt des Kopfs herleiten. Der Kopf, wie in dem ersten Abschnitt bemerkt worden, ist freylich das Erste, was an dem Menschen ins Gesicht fällt, hat die meiste Merkzeichen in sich, enthält den Siz von vier Sinnen allein, und mußte also auch solchen Völkern, die sich nicht mit Spekulationen abgeben, und blos nach sinnlichen Beobachtungen handlen, hauptsächlich merkwürdig seyn. Vermuthlich kam es auch deswegen davon her, daß sich ehedem die abgesonderte, einzelne Geschlechter, und auf diese Art auch die, von ihnen entstandene Völker den Kopf wählten, und sich durch ein besonderes, willkührlich von ihnen angenommenes Modell desselben, oder wenigstens durch die Umbildung besonderer Theile an ihm kennbar machen, ihren gemeinschaftlichen Ursprung erhalten, und zugleich von andern sich unterscheiden wollten. Die Handlung jener Caraiben, und (wenn dieses zu individuell seyn sollte) der ähnliche und beynahe unter allen Völkern, die keine andere Urkunden wußten, allgemeine Gebrauch macht dieses mehr, als zu einer blosen, von mir hiebey gewagten Muthmasung. Uebrigens ist es aber auffallend genug, daß Einige unserer neueren Philosophen Beweise einer wesentlichen Verschiedenheit und besondern Abstammung von eigenen ursprünglichen Stammeltern gerade aus solchen Verschiedenheiten herleiten wollten, die von den abgesonderten

und

und auswandernden Geschlechtern vielmehr aus der Furcht, mit andern vermischt zu werden, willkührlich errichtet wurden. Diese Furcht konnte auch nicht blos auf Eigenheit, oder National-Stolz beruhen, sondern einen wichtigeren Grund darin haben, daß die Glieder eines Geschlechts, wenn sie sich bey ihren Entfernungen in der Erwerbung ihrer Nahrung zu weit verirren sollten, sich an solchen Merkzeichen wieder erkennen, und die andere Geschlechter und Feinde, welche Jagdvölker an ihren Nachbarn leicht finden, von ihren Geschlechtsverwandten unterscheiden könnten. Es wunderte mich daher, daß Herr v. Pauw diese Umbildungen des Kopfs und anderer Theile des Leibs blos für einen besondern Geschmak und Raserey ansahe, um so mehr, da er doch das, unter so manchen dieser Völker übliche Einätzen gewiser Figuren von dergleichen Absicht, seinen Volksursprung dadurch deutlich zu machen, herleitet. Ist es nicht wahrscheinlich, daß man jenes erst alsdenn erfand und gebrauchte, als das Tättowiren zufälliger Weise oder auch sonst von Andern auf gleiche oder nicht viel zu unterscheidende Art gebraucht worden war, oder auch, weil die Umbildung des Kopfs und der Glieder dauerhafter und kennbarer war, als alles Tättowiren?

Uebrigens beziehen sich die willkührliche Veränderungen auch auf andere Theile des Leibs, als diejenige, die wir bisher hauptsächlich an dem Kopf betrachtet haben.

Einige Völker spannen ihren Kindern die Füsse ein; andere suchen ihnen die Hälse kürzer zu machen u. s. w.

Bey einigen Völkern säugen die Mütter, wie es heißt, rüklings, und haben daher so lange, herabhangende Brüste. Forster aber meldet hiebey folgendes. „Die Weibspersonen

in

in O-Taheiti und den Societäts-Inseln (Einige vom gemeinen Volk ausgenommen) auch die Einwohnerinnen der Marquesas und freyndschaftlichen Eylande haben keine so schlaffe, herabhängende Brüste, als die Negerinnen, Neuseeländerinnen, und die Weiber auf den westlichen Inseln des Südmeers. Man hat diese grosse Ausdehnung der Brüste neuerlich (er führt Blumenbach an, de Gen. hum. var. nat. S. 73.) der besondern Art, die Kinder zu säugen, zugeschrieben, allein dieser Grund scheint mir nicht hinreichend, indem die vornehmen Weiber in Taheiti, deren Brüste nicht so lang gezerrt sind, doch keine andere Art zu säugen haben. Daher glaube ich vielmehr, daß diese Theile bey den gemeinen Weibern deswegen erschlaffen müssen, weil sie der Sonne und Luft mehr ausgesezt sind. Die Negerinnen sowohl, als die Weiber in Mallikolo, Tanna und Neucaledonien sind ebenfalls der Luft und Sonnenhitze blosgestellt, und mehrentheils bis an den Unterleib unbekleidet. Die Taheitischen vornehmeren Frauenzimmer hingegen hüllen sich in feine Zeuge, und vermittelst dieses gelinden Druks, verliert ihr Busen seine Reize nicht so leicht. Alte, aber sehr fette Personen unter ihnen, hatten zwar stark ausgedehnte, allein nicht lang gezerrte und hangende Brüste *).

Einige Völker hängen ihren Kindern bey Zeiten Gewichte in das Ohrläppchen, weil lange Ohren in ihren Augen etwas schönes, und manchmal, wie z. B. bey den Malabaren, ein Unterscheidungszeichen ihres Adels sind.

Sehr viele schneiden sich die Haare besonders. Einige feilen ihre Zähne, wie Nadeln, und daher glaubte man zuweilen, Völker von mehreren Hundszähnen entdekt zu haben.

*) R. Forster, Bemerk. auf seiner Reise, S. 248.

haben. Auch die dicke Nasen der Negers wollte man von einer willkührlichen Bildung derselben herleiten; allein Herr D. Schotte meldet, daß sie den Kindern nicht durch die Kunst gegeben würden, und daß die Neger solche Nasen selbst nicht lieben.

Forster *) meldet uns noch einen andern, äusserst sonderbaren Gebrauch. Es ist, sagt er, eine seltsame und meines Wissens ganz eigenthümliche Gewohnheit der Bewohner von der Neuhebridischen Insel Mallikolo, sich den Unterleib mit einem Strik so fest einzuschnüren, daß jemand, der nicht von Kindsbeinen an, an diese Mode gewöhnt ist, sich die äusserste Unbequemlichkeit zuziehen würde. Der Strik, den sie dazu gebrauchen, ist ungefähr Fingers dik, und macht oberhalb dem Nabel einen sehr tiefen Einschnitt, dergestalt, daß der Unterleib aus zweyen, unterschiedenen, und gleichsam auf einandergesezten Stücken zu bestehen scheinet. Der obere Theil des Arms ist durch ein sehr enges Armband in seiner Art eben so fest, und vermuthlich auch aus eben der Absicht eingeschnürt, als der Unterleib. (Vermuthlich ist daher ihr sonderbar gebildeter, affenartiger Kopf auch ein Werk ihrer Hände.)

Von einigen andern Süd-Insulanern meldet er, daß sie sich einen Finger abschneiden, in dem Fall, wie man wahrscheinlich vermuthet, daß ihnen ein naher Anverwandter stirbt.

Von dem Tättowiren will ich hier nichts gedenken, ob es gleich seinen Bezug auch auf das Bisherige hat.

Das-

*) G. Forster, Reise um die Welt, II. Th. S. 182.

Das Angeführte ist nun, wie mich dünket, hinlänglich, um nicht nur begreiflich sondern auch einleuchtend zu machen, wie leicht es diesen Völkern fällt, irgend etwas an ihrem Leib zu einem Merkzeichen, sey es von welcher Sache es wolle, zu machen. Das darf uns aber auch nicht wundern, weil solche Nationen meistentheils keine andere Hülfsmittel dazu haben, oder wenigstens anfangs nicht, wo sie dieselbe wählten, ersannen. Neben der Allgemeinheit der Sache überhaupt glaube ich auch noch in der Mannigfaltigkeit des Besondern einen Grund zu der oben angeführten Meynung zu finden.

§. 44.

Eine Meynung von dem Uebergang dieser gekünstelten Verschiedenheiten in die Natur selbst.

Ob nun gleich, nach dem Angeführten, alle diese Verschiedenheiten blos durch die Kunst hervorgebracht worden sind; so gibt es doch auch Schriftsteller, welche annehmen, daß die Natur dieselbe in ihren Bildungstrieb endlich selbst aufnehme. Schon Hippokrates sagt in seinem Werke von Luft, Wasser und Klima, daß die Colchier vor Zeiten ihren neugebohrnen Kindern die Köpfe länglicht gedrukt, weil sie diese Form für eine Schönheit gehalten hätten. In der Folge aber sey diese, anfangs gekünstelte Form den Kindern angebohren worden, so daß sie nachher von selbst, ohne alles Binden und Drücken solche länglichte Köpfe gekriegt hätten. Blumenbach führet zum Beweiß eben dieser Behauptung an,

1) die plattanliegende Ohren bey den kultivirten Nationen, die bekanntlich, und wie oben gedacht worden, wegen den Muskeln, die uns die Natur zu ihrer Bewegung gegeben hat, nicht anliegen sollten, und nach seinem Bericht bey den Wilden wirklich noch abstehen und beweglich sind, und ihnen ein schärferes Gehör verschaffen. Nun aber haben die neugebohrne Kinder und selbst die unreifsten Leibesfrüchte europäischer Eltern flachanliegende Ohren, weil sie schon vor Jahrhunderten an unsern Vätern durch Müzgen und Fallhütchen angedrükt wurden. Er sezt bey: wahrscheinlich würden unsere Nachkommen, nach einigen Generationen, wieder Ohren und Gehör, wie die Wilden, erhalten, wenn wir anfiengen, die Kinder-Mützen wieder abzuschaffen. Dieser Einfluß, den die Kunst zulezt auf die Natur selbst hat, wird auch von dem ältern Herrn Forster angenommen. Es gibt, sagt er, Schriftsteller, welche behaupten, daß alle die plattnasigte Völker diese Gestalt durch die Kunst und Vorsorge ihrer Mütter erhielten. Es kan dieses möglich seyn, und es ist wahrscheinlich; allein es ist zugleich eben so wahrscheinlich, daß wenn ein ganzes Volk durch viele Generationen dergleichen Nasen durch Gewalt sich macht, zulezt die Kinder auch ohne diese Gewalt dergleichen Nasen bekommen. Man hat es in England angemerkt, daß, da den Pferden beständig die Schwänze abgestumpft, und Hengste und Stuten in vielen Generationen so gehalten würden, zulezt die Füllen mit einigen Artikulationen weniger zur Welt kämen *). (Alle, oder Einige?)

2) Die

*) Beyträge zur Völker- und Länder-Kunde, 1. Theil, S. 54.

2) Die bartlose Amerikaner seyen gleichfalls ein Beweiß, von welchen es nunmehr, da sich ihre Voreltern das Haar mit Muschelschalen ausgewurzelt, nach dem Bericht des Don Ulloa, von Natur unbärtige Nationen zu geben scheine, wie wenn die Natur endlich überdrüssig geworden wäre, einem Volk einen Schmuk aufzudringen, den es immer wieder vertilgte und vernichtete.

(Bekanntlich leitet Herr v. Pauw die Bartlosigkeit von ganz andern Ursachen her.)

3) Dazu führt er auch noch die ungeheure lange Brüste der Weiber am Cap und in Neuseeland, und die, bis auf die Schultern herabhangende Ohrläppchen so vieler südlichen Völker her, die nach und nach durch die vielen Generationen übliche gewaltsame Verlängerung endlich einen natürlichen Hang zu einer solchen erblichen Erschlappung erlangt hätten; so daß es ihm zweifelhaft vorkommt, ob ohne eine solche, schon längst prakticirte Künsteley die genannte Theile bey einem Europäer auch durch die gewaltsamste Dehnung zu einer, so ganz prodigiösen Länge herabgezerrt werden könnten.

(Von den Brüsten hat Forster, laut des Vorhergehenden eine andere Meynung: Vielleicht könnte die Sache dadurch mehr entschieden werden, wenn die Brüste sogleich bey ihrem Heranwachsen eine solche hängende Gestalt annähmen.)

4) Endlich, daß im Orient zuweilen Knäbchen schon beschnitten gebohren würden *).

*) Bl. vom Bildungstriebe, S. 64 — 69.

(Da

(Da diese Fälle so selten sind, und die Natur, wenn sie sich in dieses Geleise leiten liesse, schon längst sich darin befinden, oder wenigstens mehrere Beyspiele aufstellen sollte; ferner, und was noch mehr und dem Schreiber dieses ganz gewiß bekannt ist, da es solche Fälle auch unter uns von je her Unbeschnittenen Europäern gibt: so dünket mich der leztere Grund keine Beweißkraft hiezu zu haben.)

Ob nun gleich der Bildungstrieb manche andere Beschaffenheiten annimmt; so glaube ich doch, daß man es in Absicht der gegenwärtigen Behauptungen auf mehrere Erfahrungen müsse ankommen lassen.

§. 45.

Einige Beyspiele von der Dauerhaftigkeit einer eigenthümlichen Leibesbeschaffenheit.

Ohnerachtet der vielen Beyspiele; die man von der Wirksamkeit und den Abänderungen, welche das Klima, die Nahrung und die Sitten in der körperlichen Beschaffenheit der Völker hervorbringen können, mit allem Grund aufstellen kan; so gibt es doch auch Einige, die von einer grossen Dauerhaftigkeit einer gewisen Beschaffenheit hierin zeugen.

R. Forster führet die Holländer auf dem Vorgebürge der guten Hofnung zu einem Beweiß an, die, ob sie gleich schon über 120 Jahr darauf wohnen, ihre physische Beschaffenheit, Weisse und vollkommene Gleichheit mit den Europäern doch beybehalten hätten. Er sezt hinzu: Könnte der Unterschied des Klima allein, auf die Farben des Menschen

schen wirken; so müßten diese holländische Pflanzer doch mit der Länge der Zeit ihren schwarzbraunen Nachbarn, den Hottentotten, ähnlicher geworden seyn. Aber dieß ist so wenig der Fall, daß nicht einmal die Mitwirkung übereinstimmender Lebensart und Speisen eine solche Umstaltung hervorbringen können. In der That darf man von einigen holländischen Bauren, die sich tief im Lande mitten unter den Hottentotten aufhalten, behaupten, daß sie die Lebensart dieses einheimischen Volks fast gänzlich angenommen haben, statt der Häuser in elenden Hütten wohnen, nomadisch ihren Wohnort verändern, den ganzen Tag bey ihren Heerden zubringen, von dem Fleisch und Milch derselben, so wie auch von der Jagd, sich nähren, und dem unerachtet den unveränderten europäischen Charakter beybehalten. Die Veränderung, welche allenfalls blos vermittelst des Klima verursacht werden könnte, müßte daher so unmerklich seyn, daß sie sich erst nach einer sehr entfernten Periode bestimmen liesse; allein unser Leben ist zu kurz, unsere historische Nachrichten von den Völkerwanderungen zu unvollständig, unsere physikalische Beobachtungen viel zu neuerlich erst angefangen worden, um uns hierüber sichere Entscheidungen zu erlauben; (die jedoch niemand besser, als Forster geben könnte.)

Ich merke hiebey folgendes an. Da die Europäer in ihren Ländern, sowohl was die Nationen im Ganzen, als auch die einzelne Glieder einer jeden betrift, eine so verschiedene Lebens- Nahrungs- und Kleidungs-Art haben, und sich eben deswegen auch eine so grosse Mannigfaltigkeit in ihrer Bildung und Leibes-Constitution zeiget; so darf man sich fast nicht wundern, wenn ihr Körper nach einem ganzen Jahrhundert und darüber die Einförmigkeit einer einheimischen Nation in ihrem Lande noch nicht angenommen

hat. Das Unterscheidende und Mannigfaltige unter jenen ist zu beträchtlich, und von zu vielen wirksamen Dingen erregt worden; als daß sich ihre so sehr gen odelte Natur in ein bestimmtes, einfaches Geleise, innerhalb eines solchen Zeitraums, sollte leiten lassen, so wie ich überhaupt glaube, daß es der Natur leichter ist, von dem Einfachen in das Mannigfaltige überzugehen, als aus dem Mannigfaltigen in das Einfache zurükzukehren. Daneben kommt es auch noch darauf an, ob jene holländische Pflanzer bey der ähnlichen Lebens- und Nahrungsart auch noch das Uebrige von den Sitten und Gebräuchen der Hottentotten angenommen haben, sich z. B. auch wie sie kleiden, einschmieren, den Unreinlichkeiten überlassen, u. s. w., welches doch allerdings auf die Farbe ihres Leibs den beträchtlichsten Einfluß haben müßte, vermuthlich aber nicht geschehen wird. Es ist also kein Wunder, wenn die Europäer auch in andern Himmelsstrichen und Welttheilen noch kennbar bleiben, und von ihren europäischen Merkzeichen vieles beybehalten; denn daß doch bey ihnen auch Veränderungen vorgehen, beweisen die Creolen. Auch scheinet es, daß diese Veränderungen nur in denjenigen Himmelsstrichen nicht besonders merklich sind, welche von den europäischen in keinem allzuhohen Grade abgehen; denn in diesem Fall findt man Beyspiele, kraft welcher die Europäer alsdenn darnach naturalisiret werden, wie es die portugiesische Kolonie in Afrika beweiset, auf die man sich weiter unten berufen wird.

Als ein Beyspiel, daß eine gewise Beschaffenheit in der menschlichen Natur tief einwurzle, wenn sich Völker durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in einerley Himmelsstrich aufhalten, führet Forster die Dänen an. „In unserem Norden ist die weisse Haut, nebst blauen Augen und blondem Haar, den Dänen eigen. Alle slavische Völker hin-

hingegen, wie die Böhmen, Polen und Russen, deren Einige unstreitig weiter gegen Norden, als die Dänen wohnen, haben eine bräunliche Farbe, dunkle Augen, und braunes oder schwarzes Haar. An dieser Verschiedenheit kan also nicht das Klima (allein), wohl aber die Wanderung der Völker (und die Zeit ihres Aufenthalts, wie auch Vermischung oder Nichtvermischung) schuld seyn. Die Gothischen Stämme waren unstreitig die ältesten Bewohner Nordens; sie hatten also Zeit, sich daselbst zu bleichen, und weisser, als die übrigen europäischen Stämme zu werden; auch lebten sie von jenen südlichern Nationen abgesondert und unvermischt, die braun von Farbe und schwarz von Haar waren. Die Slavonier oder Sauromaten sind spätere Abkömmlinge der ehedem in Persien wohnenden Meder. Ihre erste Wohnsitze an der Nordküste des schwarzen Meeres und nordwärts vom Caucasus, sind einer heftigen Sommerhitze blosgestellt. Im fünften Jahrhundert finden wir sie an der Donau, und aus der Gegend dieses Stroms verbreiteten sie sich allmählig in die, von ihnen jezt bewohnte Länder; daher ist es kein Wunder, daß sie noch alle Kennzeichen eines südlichen Volkes beybehalten haben. Ihre Wanderungen aus dem Süden fallen in eine weit spätere Periode, als die der Gothen und anderer deutschen Stämme; auch haben sie weit mehr Veranlassung gehabt, sich mit den dunkler gefärbten Asiaten zu vermengen, als jene nordischen Dänen und Gothen."

Man siehet, wie vieles Licht über diese und andere, die menschliche Natur nahe betreffende Materien verbreitet werden würde, wenn der erste Wohnsiz der Völker, ihre nachher erfolgte Wanderungen, und die Zeit ihres Aufenthalts sowohl in ihren ehmaligen, als nachfolgenden Ländern genau berichtiget würde, oder berichtiget werden könnte.

Wenn aber auch wirklich die eigentliche Annalen dazu fehlen; so könnte doch vielleicht ein Forsterischer Beobachtungsgeist aus dem Archive der Natur manches hervorsuchen, wie es bey den Bewohnern der südlichen Inseln wirklich geschehen ist. So viel glaube ich indessen, daß man aus dem Angeführten mit Grund behaupten, und als einen Zusaz zu dem, im ersten Abschnitt hierin Vorgetragenen beysetzen darf, nehmlich, daß die menschliche Natur durch das Klima weit später verändert und umgestimmt wird, als die Natur eines jeden andern Thieres; daß aber auch, wenn diese Veränderung durch die anhaltende Wirkung der Jahrhunderte einmal erfolgt ist, auch diese tiefere Wurzeln schlage, als gleichfalls bey den andern Geschöpfen.

Keine Eindrücke auf den menschlichen Körper scheinen inzwischen dauerhafter zu seyn, als solche, welche von einem hohen Grad der Sonnenhitze innerhalb einer geraumigen Zeit erregt worden sind, und hier scheint wohl das Klima seine stärkste Macht zu zeigen. „Die Neger und andere schwärzliche Völker, die in gemäsigte oder kalte Länder verpflanzt werden, verlieren ihre Farbe nicht gar leicht, so lange sie sich blos unter einander verheirathen. Man weiß es aus der Erfahrung, daß auch nach vielen Generationen an solchen versezten Schwarzen keine Veränderung merklich ist. Es scheint also, daß die Veränderung der weissen in die schwarze Farbe leichter, als der entgegengesezte Fall erfolge. Das durchsichtige Oberhäutchen läßt nehmlich die Sonne und Luft ungehindert auf die schleimichte Nezhaut wirken, die sich dann bald von der Hitze färbt; wenn sie aber einmal dunkel geworden ist, die Farbe nicht leicht wieder fahren läßt (gleich andern gefärbten Dingen in der Natur). So lehret die tägliche Erfahrung, daß, wenn man nur einen Tag in der Sonnenhitze zugebracht hat,

die

die unbedekten Theile des Körpers sogleich braun, oder wie man spricht, verbrannt werden, und kaum durch sechs auch achtmonatliches Enthalten von der Luft, ihre vorige Weisse wieder erhalten können."

Bey allen Wirkungen des Klima, selbst in seinen beyderseitigen höchsten Graden unter der Linie und am Pol, ist es übrigens ganz richtig, was Forster beysezt: Wenn zween verschiedene Stämme, nachdem sie auf ihren Wanderungen ganz verschiedene Himmelsstriche durchzogen haben, in ein und dasselbe Klima zusammen kommen, dabey aber ihre ihnen eigene Lebensart und zum Theil verschiedene Speisen beybehalten; so können sie allerdings in Ansehung der Farbe, Grösse, Bildung, des Temperaments und der ganzen physischen Constitution sehr weit von einander verschieden bleiben *).

§. 46.

Herrn Prof. Kants Meynung von präformirten Keimen und Anlagen zu einer besondern Leibesbeschaffenheit.

Ich bedaure hier sehr, daß ich von einer, in das Bisherige einschlagenden Abhandlung dem Leser, welchem, wie mir, das Original nicht zu Handen kommen konnte, nur einen Auszug aus einem Auszug liefern kan **). Er betrift eine neue Art, woraus die besondere Beschaffenheiten der

*) Reinh. Forster, Bemerk. S. 243 — 247.

**) Aus der Seilerischen Recension des Philosophen für die Welt von H. Engel; II. Th. 22. Stük, das die Kantische Abhandlung enthält.

der Völker, in Absicht ihrer körperlichen Natur erklärt werden, und bestehet in folgendem.

In der Natur eines jeden organischen Körpers, Gewächses oder Thiers, liegen Gründe einer bestimmten Auswiklung, die man Keime nennen kan, wenn sie die Auswiklung besonderer Theile betreffen; natürliche Anlagen aber, wenn sie nur die Grösse oder das Verhältniß der Theile unter einander angehen. So gibt es in den Vögeln Keime zu einer neuen Schicht Federn, wenn sie im kalten Klima leben sollen, die dagegen im warmen zurük bleiben *), und so bekommt auch das Waizenkorn in kalten Ländern eine dichtere Haut. Daher rühren also überhaupt die Abartungen, die von einerley Gattung herkommen, als in welchen sich die Keime und natürliche Anlagen nur gelegentlich in langen Zeitläuften auf verschiedene Weise entwickelt haben. Diese gelegentliche Auswiklungen sind als vorgebildet anzusehen. Zum gewöhnlichen Fortpflanzen gehöret ein besonderer Keim; denn äussere Dinge sind nur Gelegenheit, können nie hervorbringende Ursache seyn, und nichts zur Zeugungskraft hinzusetzen. Luft, Sonne, Wasser, können einen Körper modificiren; aber diese Veränderung nicht

*) Auch Forster schreibt in seinen Bemerkungen S. 175. Die Bewohner der wärmern Gegenden sind nur mäsig befiedert; Seevögel hingegen, die fast beständig über dem Wasser schweben, und überhaupt alle Vögel aus dem kältern Erdstrich sind zum Erstaunen federreich. Sie haben nehmlich doppelte Federn, das ist, es kommen aus ein r Wurzel immer zwo in einander liegende Federn hervor. Die Pinguine, die fast unaufhörlich auf dem Wasser sind, haben kurze länglichte Federn von besonderer Steifigkeit, die schuppenartig fest übereinander liegen. Ueberdem ist ihr ganzer Körper mit Fett umgeben, wie bey mehreren südlichen Wasserthieren, den Robben, den Gänsen, u. a. m. vermittelst dessen sie der Kälte widerstehen können.

nicht zugleich mit einer zeugenden Kraft versehen. Was sich fortpflanzen soll, muß schon vorher in der Zeugungskraft gelegen haben, als vorherbestimmt zu einer gelegentlichen Auswiklung, den Umständen gemäß, in welche das Geschöpf gerathen kan, und in welchen es sich beständig erhalten soll. In die Zeugungskraft kan nichts fremdes hineinkommen, welches das Geschöpf von seiner wesentlichen und ursprünglichen Bestimmung entfernen, und wahre Ausartungen, die sich perpetuirten, hervorbringen könnte.

In dem, für alle Himmelsgegenden bestimmten Menschen mußten mancherley Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich ausgewickelt oder zurükgehalten zu werden, damit er seinem Plaz in der Welt angemessen, und dieser ihm im Fortgang der Zeugungen gleichsam angebohren schiene. Luft und Sonne scheinen auf die Zeugungskraft innigst einzufliessen, und eine dauerhafte Entwiklung der Keime und Anlagen hervorzubringen, das ist, eine Race gründen zu können; da im Gegentheil die besondere Nahrung zwar einen gewisen Schlag Menschen hervorbringen kan, dessen Unterscheidendes aber bey Verpflanzungen bald erlischt. So artet der Mensch, in die Eiszone versezt, in eine kleinere Statur aus, damit er dadurch, daß sein Blut bey gleicher Kraft des Herzens einen kürzern Weg durchzumachen hat, mehr Wärme bekomme, welches um desto nöthiger war, weil die Körper in jenen Gegenden durch die Kälte unaufhörlich leiden. Der Mensch in die gröste, feuchte Hitze eines warmen Klima versezt, muß eine andere Bildung und Farbe bekommen, und die schwammichte Theile des Körpers mehr wachsen; daher die Stülpnase und Wurstlippe des Negers. Der Ueberfluß der Eisentheilchen, die auch sonst in jedem Menschenblut angetroffen werden, und die bey den Negern durch die Ausdünstung

des phosphorischen Sauren, wornach sie stinken, in der nezförmigen Substanz gefället worden, verursacht die, durch das Oberhäutchen durchscheinende Schwärze, und der starke Eisengehalt im Blute scheint auch nöthig zu seyn, um der Erschlaffung aller Theile vorzubeugen. Das Oel der Haut, welches den, zum Haarwuchs erforderlichen Schleim (durch seine mehrere Ausdünstung) schwächt, verstattete kaum die Erzeugung einer, den Kopf bedeckenden Wolle.“

Ich will dieser sinnreichen und fruchtbaren Hypothese, mit welcher man auch sonst noch so vieles erklären könnte, noch einige andere Bemerkungen beyfügen, die eine Analogie mit derselben haben.

Der Graf Marsigli hat bemerkt, daß die Natur den Eyern der Wasservögel der Wärme wegen eine andere Gestalt, und mehr Eyweis gegeben hat, als die Eyer der Landvögel haben, weil die junge Brut in dem rauhen Klima und in der Nachbarschaft des Meers nicht so schnell ausgebrütet und zeitig wird, wie die Jungen der Landvögel, und also auch mehr als diese von dem, zu ihrer Ernährung, ehe sie aus der Schaale brechen, bestimmten Eyweis haben muß *).

Bey uns haben die Bäume Knospen, worin, als in zarten Hüllen das ganze, im Kleinen schon vorhandene, und in die äusserste Blättchen eingehüllte Pflänzchen gegen die Rauhigkeit des Winters verwahret wird. In warmen Ländern hingegen, worin die Natur ihr Triebwerk nie still stehen lassen darf, haben die Bäume keine Knospen. Wärme uud Nahrungssaft fehlt dort nie; daher sieht man da-

*) Sander, Betrachtung der Werke Gottes in der Natur, S. 194.

daselbst beständig an den Bäumen Blühten und Früchten zugleich *).

Die Gerste wächst in Kamtschatka ohne Spitzen, sehr groß und gänzlich glatt, woraus, wie Steller **) sagt, Naturverständige deutlich sehen können, wie viel die Verschiedenheit des Klima zur Veränderung der Arten beytrage.

Bey der Entdeckung von Amerika fande man, daß der Schwanz den meisten Geschlechtern der Thiere fehlte, und daß es eine gewise Unregelmäsigkeit in der Theilung der vordern Krallen und Füssen, in Vergleichung mit den hintern, gab, wie z. B. an dem Tapir, dem Ameißfresser, dem Glama, dem Faulthier. Die Strausse, welche nur zwey mit einer Haut verbundene Krallen in der alten Welt haben, hatten alle in Amerika vier besondere Krallen †). (Lag etwa in dem mit fast undurchdringlichen Wäldern bedekten Welttheil die Absicht oder die Ursache dazu?)

Bey den südlichen Asiaten, die gewisen Augenkrankheiten, welche vermuthlich von scharfen Winden erregt werden, unterworfen sind, hängt das Zwergfell ihrer Augenlieder weiter als bey uns herunter ††). Vielleicht könnte man dieses auch durch ein, von Jugend auf fortgeseztes, natürliches Bestreben, sich durch Anstrengung des Augenlieds vor jenen Winden zu schützen erklären.

In

*) Sander, Betracht. S. 226.

**) Beschreib. von Kamtschatka, S. 53.

†) v. P. Philos. Unters. über die Amerikaner, I. Th. S. 10.

††) Eben derselbe, über die Egypter und Chineser, I. Theil, S. 369.

In der obigen Kantischen Erklärungsart sieht man also eine neue, vom Klima und der Nahrungsart zwar nicht ganz unabhängige, doch in der Natur der Körper selbst gegründete Ursache der Verschiedenheit, die zugleich durch die Aehnlichkeiten in der übrigen Natur bestätiget wird. Diese Erklärungsart hat demnach vor den Andern etwas voraus, kraft deren man das Klima und die Nahrungsart als wahre und erzeugende Grundursachen der Verschiedenheit bey den Menschenrassen ansahe; statt daß diese, nach jener, nur gelegentliche Treibmittel innerer Keime und Anlagen sind.

Was übrigens Kant von den angenommenen, durch Klima und Nahrungsart modificirten, natürlichen Keimen und Anlagen herleitet; läßt Blumenbach von dem, durch gleichen äusserlichen Einfluß bestimmten Bildungstrieb entspringen. „Das Klima, die Nahrungsmittel, die Lebensart und mehrere dergleichen Ursachen der Ausartung haben einen zwar langsamen aber kräftigen, für die Folge desto dauerhaftern und tiefer Wurzel-schlagenden Einfluß auf den Bildungstrieb, und sind als die Hauptursachen der, so merkwürdigen Nationalbildungen, und, mit Rücksicht auf Temperament, auch als Hauptursachen der zuweilen noch erstaunlichern (aber eben sowohl als die hängende Ohren und als der schlichte Schwanz der unterjochten Hausthiere) erblichen Familiengesichter anzusehen“ *).

*) Vom Bildungstrieb, S. 63.

§. 47.

Folgen oder Wirkungen von den äusserlichen (und zum Theil innerlichen) Ursachen in Modificirung der körperlichen Beschaffenheit der Völker.

Das Resultat aus allen bisherigen in den §§. 40—46. vorgetragenen Ursachen, die in der körperlichen Natur ganzer Völker eine gewise Beschaffenheit hervorbringen; wird also wenigstens immer dieses seyn, daß in der menschlichen Natur irgend eine Anlage sich befinden muß, die Mannigfaltigkeiten und Verschiedenheiten, die man an den mancherley Menschen-Arten auf dem Erdboden bemerket, anzunehmen. Mich dünket aber der besondere Einfluß einer jeden, theils durch Thatsachen und Erfahrungen, theils durch physische Gründe so erwiesen zu seyn, daß man sie mit Recht für die wirkliche Ursachen der bemeldten Varietät halten darf. Wir wollen aber jezt nur die hauptsächlichste Folgen derselben betrachten, welche sich auf Grösse des menschlichen Leibs; auf die Bildung; die Farbe; auf die Leibesstärke; auf die Zeit der Mündigkeit und ihrer Triebe beziehen.

§. 48.

Von der Grösse des Körpers bey ganzen Nationen.

Die Grösse des menschlichen Leibs, im Durchschnitt bey ganzen Völkern genommen, kan man in fünf Klassen abtheilen, wovon die erste, als das gröste Maas sechs Fuß und darüber (Pariser Maas) enthält; die zwote an sechs

Fuß

Fuß hingränzt; die dritte, fünf Fuß, vier bis sechs Zoll hat; die vierte, etwas unter die vorhergehende herab geht; die fünfte, vier Fuß, bis zu vier Fuß drey Zoll ausmacht *). Kürzer wird sie sonst in die grosse, mittlere und kleine eingetheilt.

In Absicht der mancherley Stufen überhaupt ist es der Erfahrung in allen Zeiten, seitdem sich die Menschen auf dem Erdboden ausgebreitet haben, und an allen Völkern gemäß, daß die Anzahl der Menschen von der mittlern und gewöhnlichen Statur die beträchtlichste ist, und daß hingegen die Menschen der niedrigsten und höchsten Natur vermuthlich nur Eine, oder doch nur einige Millionen ausmachen; ein Verhältniß, welches für das Menschengeschlecht im Ganzen genommen, aus mancherley, leicht ersichtlichen Ursachen, das Vortheilhafteste ist.

Was nun aber insbesondere hiebey die grösseste Stufen betrift; so hat man sowohl aus den Mosaischen Nachrichten, (je nachdem man nehmlich die Ausdrücke übersezt, und etwa auch in der Vermuthung, daß die menschliche Natur bey dem ursprünglichern Besiz mehrerer Stärke auch grössere Menschen hervorgebracht habe;) als auch aus den grossen Gerippen und Knochen, die man in Gräbern und an Versteinerungen wahrgenommen hat, den Schluß machen wollen, daß es ehmals ganze Riesengeschlechter gegeben habe. Michaëlis übersezt daher die Stelle I. Mos. VI, 4. so: Zu der Zeit waren auch die Riesen auf der Erde, auch noch nachher, als sich schon die Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen vermischt, und diese ihnen Kinder gebohren hatten; das sind die, so berühmte Helden der alten

*) Zimmrmann theilt sie in seiner geographischen Geschichte so ein.

alten Welt. Eben derselbe fügt in der Anmerkung bey, daß dieß vermuthlich die Himmelsstürmer seyen, die durch die Fabeln der Egypter, Griechen und Lateiner vorgestellt wurden. Was aber die Beweise von der zwoten Art betrift; so fand man bey einer genauern Untersuchung, daß solche in Gräbern gefundene Gebeine nicht Menschen, sondern Pferden und andern grössern Thieren gehörten, die man nach damaliger Sitte, zum Gebrauch im andern Leben, mit den Körpern der Helden zu begraben pflegte. Eben daher stellte man solche Gebeine den Pferden, oder wenn sie auch sonst in der Erde gefunden wurden, den Elephanten und Wallfischen wieder zu *). Menschen findet man ohnehin sehr selten im Zustande der Versteinerung, und ausser vier bis fünf Beyspielen von ganzen versteinerten Menschenkörpern fand man auch nur wenige versteinerte Theile desselben **), da-

*) *Blumenbach*, de var. gen. hum. nativa.

**) Torber Bergmann, in seiner phys. Beschreibung der Erdkugel führet einige Beyspiele an. Z. B. Bey Aix in Frankreich ward 1583. ein ganzer Körper in einer Felsart, als in einer Form eingeschlossen, in einem Berge gefunden, so hart, daß man selbst mit dem Gehirn Feuer schlagen konnte. Ein anderer, wiewohl mit etwas verschiedenen Umständen ward 1719. in einer Tiefe von 82 Faden gefunden, als eine Oefnung zwischen zween Schachten gemacht wurde. Es war ein Grubenarbeiter, Matthias Israels-Sohn gewesen. Er fuhr 1670. allein in die Grube hinab und kam um. Nachdem er 49 Jahr im Wasser gelegen und endlich mit Eisenvitriol ganz durchdrungen, herausgezogen ward, war er anfangs weich, aber zu Tage gebracht, ward er hart, wie ein Stein. Nachher wurde er in einem Glasschrank verwahrt, aber endlich fieng er an von einander zu fallen, und wurde darauf 1749. begraben. Merkwürdig war es, daß ein altes Weib, welche mit ihm verlobt gewesen, ihn, als er aufgehohlet wurde, zuerst wieder kannte. Noch ein paar Andere wurden theils in einem Sandberge, theils im

dagegen hat man an den egyptischen Mumien und an der Grösse der Todten-Särge nur die gewöhnliche, menschliche Statur wahrgenommen.

Uebrigens würde es ungerecht seyn, wenn wir hier nicht unserer ehmaligen Voreltern, ob sie gleich eigentlich keine, im bisherigen Verstande genommene Riesen waren, in allen Ehren gedenken würden. Diese, von wollüstigen Erschöpfungen entfernte, sich erst im dreysigsten Jahr verheirathende, abgehärtete, und von einfacher und dabey saftreicher Kost lebende Männer hatten wirklich sowohl gegen die ehmalige Gallier und Römer, als auch gegen ihre heutige Enkel eine beträchtliche Grösse. Sie wird im Ganzen auf 6 Fuß $3\frac{1}{2}$ Zoll Pariser Maas angegeben, eine Höhe, woran uns jezt nur unsere Heiducken erinnern können, und gegen welche jezt nicht der hundertste Theil der Nation 5 Fuß 3 bis 4 Zoll dieses Maases beträgt *).

Bekanntlich schriebe man auch der neuen Welt ein ganzes Riesenvolk zu, sahe es an den berüchtigten **Patagonen**, aber sezte doch auch wieder ihre colossalische Grösse so weit herab, daß sie den Brobdingnacs des Schwift bey weitem nicht mehr gleich kommen. Riesen, wie sie Pernetty gern haben möchte, sind sie nun eben nicht; aber sehr wahrschein-

im Schiefer gefunden. In Rheims soll ein ganz versteinerter Hirnschädel verwahret werden, und in England ist in einem Kreidberge der obere Theil eines Kindeskopfes gefunden worden. S. 155. §. 55. Man sieht übrigeus aus diesen Beyspielen, wo entweder Stein- oder Vitriolsaft diese Körper und Theile ganz durchdrang, wie wenig man solche Versteinerungen in blosen Gräbern erwarten darf.

*) Zimmermann, geographische Geschichte des M. 1. Theil, S. 58.

scheinlich kommen sie sowohl wegen ihrer grossen, als robusten Statur unsern ehmaligen Voreltern gleich. Forster sagt nach vielen angeführten Zeugnissen, daß das Resultat aus denselben uns nicht mehr zweifeln lasse, daß sich auf dem festen Lande von Amerika, unweit dem Vorgebürge der J. Maria, ein Volk von ungewöhnlichen grossen und robusten Menschen aufhalte, deren keiner unter 5 Schuh und 10 Zoll, verschiedene über 6 Schuh, und Einer 6 Schuh und 7 Zoll befunden worden sey, welches auch von Falkner, der sich mehrere Jahre unter den Völkern dieser Gegend aufhielt, bekräftiget wird. Forster leitet ihre Grösse von ihrer Nichtvermischung mit andern Völkern, gleichförmigen und reichlichen, animalischen Nahrung, beständigem Aufenthalt unter einerley Klima und ihrer nomadischen Lebensart her *).

Was man nun aber den, zu 10 bis 12 Fuß von Pernetty angegebenen Patagonen abzog, davon legte man den Lappen, Samojeden, Grönländern u. s. w. das Gehörige wieder zu, welche, da sie beynahe das Unglük gehabt hätten, in die Stelle der ehmaligen Pygmäen zu kommen, nun wiederum wenigstens 4 Fuß hoch seyn dürfen.

Nach mannigfaltigen Beobachtungen der Neuern scheint es, daß, neben den Patagonen die Akansas in Nordamerika, die, wie ein Schriftsteller sagt, vielleicht der Rest der ältesten Einwohner von diesem Welttheil sind, und die Bewohner einiger Inseln des Südmeers, so wie auch einige tatarische Horden die grösseste Rasse unsers gegenwärtigen bekannten Menschengeschlechts ausmachen. Dagegen sind diejenige Völker, die den beyden Polen zu wohnen, so viel uns

*) Forster, Bemerk. S. 221.

uns ebenfalls jezt bekannt ist, die Kleinste: denn die Kimosse in Madagascar, die von Commerson bekannt gemacht wurden, sind nach andern Berichten, ihrem Daseyn nach sehr zweifelhaft *). Ueberhaupt hat man wahrgenommen, daß die Menschen in allzuheissen Ländern, worin sich die Natur zu sehr und zu schnell treibt und zu viele Säfte ausdünstet; noch mehr aber in allzukalten, worin ihre Entwiklung zurükgehalten wird, kleiner sind, als in Ländern von einem warmen, oder gemäsigten Klima. Auch hierüber sagt Forster: Vermittelst der Hitze wird die Bewegung des Herzens beschleuniget und gereizt; die festen Theile des Körpers sind dabey mehr erschlaft, folglich findet das Blut der Pulsadern geringern Widerstand, und dehnt die Theile des Körpers leichter aus; indem die Absonderung der verschiedenen Feuchtigkeiten und die Mitwirkung eines jeden Gliedes überall schneller und besser von statten gehet. Die Erfahrung lehret daher, daß die Menschen in heissen Ländern am frühesten zur Reife und Mannbarkeit gelangen (und wenn sie nicht allzuheiß sind, die gewöhnliche mittlere Grösse erhalten). Die Kälte besänftiget im Gegentheil jenen Reiz, zieht die Fibern zusammen, und haucht gleichsam Betäubung und Schwäche in den ganzen Mechanismus. Das Herz schlägt schwächer, (Andere bemerkten das Gegentheil, und lassen es schneller schlagen, welches auch begreiflich ist) und kan das Wachsthum nicht mit dem gehörigen Nachdruk befördern, viel weniger den grössern Widerstand der gespannten festen Theile überwinden. Daher die kleinere Statur der Feuerländer, die doch von wohlgebildeten Stämmen in den mildern Gegenden von Südamerika entsprossen sind **).

*) Wünsch, cosmologische Betracht. III. Th.

**) Forster. S. 325.

So wie es aber (welches ich hier beyfügen und nachholen will) einzelne Menschen von kleiner Statur, Zwerge von zween bis dritthalb Schuhen gegeben hat *); so gab es auch Manche von Goliaths Länge, und wenn die Natur genöthiget wurde, sich in die Breite auszudehnen, Menschen, die gegen oder über sechs Zentner wogen **).

*) Der sogenannte Bebe des Königs Stanislaus wog bey seiner Geburt 1 Pfund und 1 Viertel. Zur Taufe wurde er auf einem Teller überreicht und die Stelle einer Wiege vertrate lange Zeit bey ihm ein Holzschuh. Nach zwey Jahren konnte er gehen; seine Schuhe hatten aber nur die Länge von achtzehen Linien. Im sechsten Jahr war er 15 Zoll hoch und woge 13 Pfund. Die Glieder seines Leibs hatten übrigens ein richtiges Verhältniß. Verstand, Beurtheilungskraft, Religionsbegriffe äusserte er niemals; hingegen heftige Begierden, Zorn Eifersucht. Als sich im 16ten Jahr die Mannbarkeit bey ihm regte, wurde er schwächlich und starb endlich im 23sten Jahr, 37 Zoll hoch, und gescheider als vorher.

**) Der spanische General Vitellis, Marquis von Cerona, war besonders auch wegen seiner Dicke berühmt, der sich jedoch durch den häufigen Gebrauch des Essichs zu einer so magern Leibesbeschaffenheit zurükbrachte, daß er seine Haut, wie man sagt, etlichemal um sich herumwiklen konnte. Dict. Encycl. So lebte auch zu Anfange dieses Jahrhunderts zu Greifswalde ein Professor, Nahmens Schak, der so fett war, daß Peter der Grosse, als er ihn sahe, nicht glauben wollte, daß es natürliches Fett sey, und daher schwer davon abzubringen war, diesem Mann einige Incisionen machen zu lassen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Schak kam unterdessen mit der Furcht ab, starb aber bald darauf. Mayer, Beschr. des menschl. Körp. I. B. S. 154.

§. 49.

Von der Verschiedenheit in der Bildung des Leibs.

Die Art und Weise, wie man die Nationen des Erdbodens, nach ihrer körperlichen Bildung eingetheilt hat, ist sehr verschieden, theils in Absicht der Klassen, worein man sie fügte, und deren man bald mehr, bald weniger machte, und sie bald so, bald anders begränzte; theils in Absicht der Methode selbst. Büffon wählte eine solche, wobey er durch Nüancen und kleine Abänderungen von einem Volk zum andern zu gehen sucht, und wodurch er die innige Verwandtschaft des menschlichen Geschlechts bey aller seiner Verschiedenheit darstellen konnte. Auch hier würde sie zu Grunde gelegt worden seyn, wenn sie für die gegenwärtige Absicht nicht zu weitläufig wäre, und daneben nicht, wie jede Andere, ihre Unbequemlichkeiten doch auch hätte. Ich zoge daher eine Haupt-Eintheilung vor, die nach Herrn Wünsch und vielen andern damit verglichenen Schriftstellern folgende ist.

I. Die Hauptmerkmale der Amerikaner sind ein ziemlich rundes Angesicht; schwarze, dichte, steife und borstige Haupthaare; dünnes Barthaar; mittelmäsige Statur und wohlproportionirter Leib. Dabey gibt es aber doch auch Abänderungen. Z. B. Die Patagonen sind grösser, die Pescherähs kleiner. Die Mexikaner haben grosse Augen und weite Naselöcher, und bey den Caraiben ist dieses gerade umgekehrt. Die Bewohner von Terra Firma haben durchgängig eingedrükte Stumpfnasen, dünne Lippen und sehr kleine Mäuler; die Brasilianer hingegen grosse Mäuler,

grosse

grosse Augen und breite Nasen. An den Patagonen bemerkte man meistentheils kleine Nasen und kleine Augen; an den Bewohnern von Chili und Peru kleine Stirnen und Habichtsnasen; bey den Californiern, die zugleich schlanker und hagerer, als die übrigen Amerikaner sind, halb zirkelförmige Augenwinkel u. s. w. Jedoch kommen meistentheils alle Amerikaner in den oben angeführten Hauptkennzeichen überein, und daher sagt auch Robertson: Unter allen Einwohnern von Amerika (die Eskimos ausgenommen) findet man eine so auffallende Aehnlichkeit in ihrer Leibesgestalt und Gemüthseigenschaften, daß wir, unerachtet der, vom Einfluß der Himmelsstriche oder vom ungleichen Fortgange zur Kultur veranlaßten Verschiedenheiten, sie doch für Abkömmlinge von einerley Stammeltern halten müssen. Ihre Schattirungen mögen mannigfaltig seyn; aber in allen können wir einerley ursprüngliche Farbe erkennen. Jeder Stamm hat etwas eigenthümliches; aber in allen bemerken wir gewise Züge, die dem ganzen Geschlechte gemein sind. Aus gleichem Grunde that daher auch Ulloa, der den grösten Theil von Süd- und Nord-Amerika durchreiset hat, den Ausspruch, daß, wer einen Amerikaner gesehen, alle gesehen habe. Seine Beschreibung von denselben, die zur obigen noch einige allgemeine Züge liefert, ist folgende: Eine sehr schmale, gegen ihre Enden hin bis an die Mitte der Augbraunen mit Haaren bewachsene Stirne; kleine Augen (nach Pinto schwarz und fähig, Gegenstände in einer weiten Entfernung zu sehen); eine dünne, kleine, gegen die Oberlippen hin gebogene Nase; ein breites und nach Pinto rundes Gesicht; grosse Ohren; sehr schwarzes, schlankes und grobes Haar; wohlgewachsene Glieder; kleine Füsse; ein wohlproportionirter und ganz glatter, unhaarichter Leib, bis in das hohe Alter, worin sie einigen Bart, aber niemals auf den Wangen bekommen.

Dieses einige Menschengeschlecht, welches sich über einen ganzen, durch so manche Klimate unterschiedenen Erdtheil ausgebreitet hat, ist wirklich eine sehr lehrreiche und merkwürdige Erscheinung. Hier kan man den Einfluß des Himmelsstrichs, der Nahrungs- und Lebensart und anderer Ursachen, wenn man die Verschiedenheit der sämtlich verbrüderten Stämme erwägt, unwiderleglich erweisen; so wie man aber auch auf der andern Seite in den, durch keine Veränderung erloschenen allgemeinen Zügen die Haltbarkeit unserer Natur, wenn ich so reden darf, eben so klar einsieht. Alle übrige Welttheile, auf welchen sich die verschiedene Nationen weit eher und mehr vermischt haben, worauf einige derselben nicht selten, und daß mans weiß, und nicht weiß, verschlungen worden sind, und auf welchen sich seit so langen Zeiten und zu so öftern malen die Nationen anderer Welttheile bald freundlich bald feindlich niedergelassen haben: die drey übrige Welttheile, sage ich, verstatten es uns nicht, solche sichere Bemerkungen zu machen, als es bey diesem vorgefundenen, unvermischten, gleichförmigen und verschiedenen, weit ausgebreiten Menschenstamme geschehen kan. Ueberall sonst wurde die menschliche Natur mehr von aussen her durch Einrichtungen und Vermischungen gemodelt und umgestimmt; hier aber, wo sie sich mehr überlassen war, entwickelte sie sich mehr aus sich selbst heraus. Dabey weiß ich nicht, welches von beyden für die Kenntniß der Menschheit vortheilhafter war; daß Amerika überhaupt, oder daß es so spät entdekt worden ist?

II. An der zwoten Hauptrasse, oder den Bewohnern von Südindien, dem ostindischen Archipel und in demjenigen Theil von Assens festem Land, welcher gegen Norden durch den Hoanghs, gegen Westen durch den Ganges und gegen Süden und Osten mit dem Ocean begränzt ist,

he-

bemerkt man platte Angesichter, enge Augenlieder, breitgedrükte Nasen, und wenige, aber doch steife Barthaare. Hievon muß man aber die Neuseeländer wegen ihren Habichtsnasen ausnehmen, so wie man auch in Rüksicht auf Statur, Wuchs, Umriß des Angesichts wiederum beträchtliche Verschiedenheiten bemerkt. Z. B. Die Insulaner in dem ostindischen Archipel haben lange Angesichter und spizige Köpfe; die Siameser rautenförmige, und an den Backenknochen eckigte; die Chineser und ihre Nachbarn viereckigte, an welchen sich die Augenlieder und Braunen schief von oben herab ziehen, wie bey den Katzen. Aber Augen von dieser Art sind eine Schönheit bey den Chinesern, und darum zerren sich auch die Mädchen unaufhörlich an den Augenliedern. Die Oberreihe ihrer Zähne ist hervorragend, und die untere mehr einwärts gebogen.

Hiebey gibt Forster eine gedoppelte, schäzbare Beleuchtung, die sich theils auf die Bewohner der Ost- und Südinseln überhaupt, theils auf die Bewohner der leztern insbesondere beziehet.

a) Die Bewohner von Borneo und den benachbarten Inseln sind vornehmlich von zween verschiedenen Stämmen. Die alten Einwohner aller dieser Inseln scheinen wohl von Völkern abzustammen, welche schon lange den heissen Erdstrich bewohnt haben; denn ihre ziemlich schwarze Farbe und gekraußten Haare beweisen solches sehr deutlich. Zu diesen gehören alle die Papuas auf Neuguinea und den östlichen Molukkas, die Völker auf Neuholland, Neucaledonien und den Neuhebridischen Inseln, so wie auch wahrscheinlich die Palaos. Das zweyte Geschlecht scheinet von späterer Ankunft zu seyn, und sie sind von lichterer Farbe, als die vom ersten Geschlechte, ja sie sind weisser, als die

sehr gelben Malayen. Man hat sie daher, vielleicht nicht ganz unrichtig, von den Chinesern, ehe sich dieselbe mit den mungalischen Stämmen vermischt hatten, hergeleitet. Man findet sie, ausser Borneo auf Magindanas uud in einigen der Molukkas. Vielleicht gehören die Bottas im Innern von Sumatra und die Völkerschaft von Enganho zu diesem Stamme; so wie auch alle die Einwohner von den Diebsinseln, den Carolinen, den freundschaftlichen, den Societäts, den Marquesas, den Sandwich-Inseln, Ostereyland und Neuseeland in der Südsee: denn alle diese Völker haben eine grosse Uebereinstimmung in der Sprache, Farbe, Bildung und Sitten; ihr Haar ist auch durchgängig lang und schlicht, oder höchstens wellenförmig *).

b) Was nun aber die Bewohner der Inseln des Südmeers insbesondere betrift; so theilt sie Forster in zwo Hauptgattungen. Die Eine ist von hellerer Farbe, wohl gebildet, von starkem Muskelbau und ansehnlicher Grösse: die Andere schwärzer, mit kraus und wolligt werdendem Haar, dürrer und kleiner.

Zu der ersten Hauptgattung gehören,

1) die Taheitier und die Bewohner der anliegenden Societäts-Inseln, welche unter allen die schönsten sind. Doch äussert die Natur auch hier denselben Hang zur Mannigfaltigkeit, wie im Pflanzenreiche, und spielet in einem Reichthum von verschiedenen Formen. Das gemeine Volk, welches der Sonne und Luft am meisten ausgesezt ist, mühsamere und unsauberere Arbeiten übernehmen muß, keine solche Abwechslung und Ueberfluß in

*) Beyträge zur Völker- und Länder-Kunde, II. Theil, S. 239.

in Speisen, wie die vornehmere Stände, hat, und, wenn ein Mangel eintritt, denselben zuerst fühlet, nähert sich der zwoten Hauptgattung und weicht von dem schönen Modell der vornehmern Taheitier ab. Das Haar der Taheitier überhaupt ist schwarz und ziemlich grob; es fällt in schöne, natürliche Locken, und glänzt bey den Vornehmern von dem wohlriechend gemachten Cocosöl. Nur wenige haben gelbbraunes oder sandfarbiges Haar, und meistens waren nur die Spitzen der Haare gelblicht. In O. Taha sah Forster einen einigen Menschen, der völlig rothes Haar hatte. Die Gesichtszüge der Vornehmern sind ziemlich regelmäsig schön, nur die Nase ist unterwärts etwas zu breit. Der Bart ist stark und von dunkler Farbe. Viel offenes, fröliches verkündigt das runde Gesicht des Frauenzimmers und ihr heiteres, grosses Strahlenauge. In der Vereinigung der Züge ist Symmetrie und der Ausdruk des Ganzen gewinnt unendlich durch unbeschreiblich holdes Lächlen. Der Leib ist schön gebaut; die Linien des Umrisses fliessen sanft in einander; die Proportionen sind weiblich schön. Man findet bey ihnen die schönsten Arme, Hände und Finger, wie das Modell der mediceischen Venus sie nicht schöner gehabt haben mag. Nur in den Füssen der Taheitier ist Disproportion vorhanden, indem sie fast durchgehends zu groß zu seyn scheinen *).

*) Der bisher den Taheitiern eingeräumte Vorzug wird denselben, (wie ich erst nach Verfertigung dieses Aufsatzes lase) von dem jüngern Herrn Forster selbst abgesprochen, indem nehmlich von Cook eine andere Südinsel entdekt wurde, Nihau, worauf die unzählbare Volksmenge, der unsägliche Reichthum und Ueberfluß an den vortreflichsten Naturprodukten, die Vollkommen-

2) Die Einwohner der Marquisas-Inseln sind den Einwohnern der Societäts-Inseln am ähnlichsten. Sie sind etwas dunkelgelber, weil sie der Linie näher liegen, und fast gänzlich nakt gehen; stark und wohlgebaut, menheit aller Kunstsachen und Handarbeiten, hauptsächlich aber der edle Wuchs der Einwohner, und besonders die Weisse und Schönheit des Frauenzimmers — einen Wohlstand und einen Grad von Glükseligkeit verrieth, welcher Taheiti weit hinter sich zurücke ließ. Eben das sagt er auch von einer andern dabey liegenden Insel O-Walhi, und fügt bey, daß die vorzügliche Weisse und Schönheit des Frauenzimmers nur noch von ihrer Gefälligkeit sey übertroffen worden, indem am Abend, wenn jeder bereits ein Mädchen gewählt hatte, noch zuweilen hundert vacirende auf dem Verdek gestanden seyen, die umsonst auf einen Liebhaber gewartet hätten. Uebrigens erhelle aus allem, daß die Bewohner beyder Inseln mit den oben gemeldten von einerley Ursprung seyn müßten, und ist also ein neuer Beweiß, was Klima und Lebensart zur Veränderung eines Volks beytragen können.

O-Waihi war gerade die Insel, worauf Cook seinen unvorsichtigen Tod fande, und vermuthlich bis auf einige wenige Glieder, die man wieder durch Bitten von einem Vornehmen erhielt, aufgefressen wurde. Forster sagt: Zwar scheint der sonst sanfte und gesittete Charakter der Nation einen so gehässigen Verdacht nicht zu rechtfertigen: allein wenn man erwägt, daß der Krieg dergleichen Leute, deren Kultur so viel Einfaches hat, gänzlich aus ihrer gewöhnlichen Fassung bringt, und sie eine Stufe zurük in die Barberey versezt; wenn man sich dazu erinnert, daß auch in Taheiti die Köpfe der Feinde zur Schau ausgehängt wurden; so begreift man, wie die Insulaner von Waihi, so gesittet sie waren, in einem so ausserordentlichen Fall, ihren Feind verzehren konnten. Die Kunst mit kaltem Blute Krieg zu führen gehört doch eigentlich nur für Leute, die einander in der Schlacht 30 bis 40 Schritte wenigstens, vom Halse bleiben. Gött. Magazin der Wiss. und Litt. 1. Jahr 6 St. S. 423.

baut, aber nicht so fleischigt wie die Taheitier, vermuthlich weil ihnen die Bewohnung der Berge mehr Bewegung und Thätigkeit gibt. Der Gebrauch, sich zu punktiren, verunstaltet sie.

3) In Teaukea sind die Einwohner beyderley Geschlechts von dunkelbrauner Farbe, mittlerer Statur, starken Knochen, wohlproportionirt und mit schwarzem Haar.

4) Die Bewohner der freundschaftlichen Inseln geben denen auf den Marquisas-Inseln an Schönheit wenig oder nichts nach. Die Farbe ist hellbraun, und fällt in's röthlichte. Ihre Statur ist eher über als unter der Mittelgrösse; die Züge regelmäsig und männlich.

5) Die Einwohner der Osterinsel stehen allen bisherigen nach, sind von mittlerer Statur, hagern Körpers, von ziemlich symmetrischen Gliedmasen, aber nicht allzueinnehmenden Zügen, haben schwarzes Haar und dünnen Bart.

6) Die Neuseeländer sind gelbbraun und im Gesicht noch dunkler und haben einen schwarzen, zottichten Bart, wo er nicht durch das Punktiren zu wachsen verhindert wird. Ihr Körper ist groß. Die Glieder haben Festigkeit und Ebenmaas, nur die Kniee sind wegen ihrer Stellung in den Kähnen einwärts gebogen. Die Weiber haben fast durchgehends widrige Züge und sind hager, vermuthlich, weil sie von ihren Männern mit vieler Härte behandelt werden.

Die zwote Hauptgattung zeiget sich

1) in Neukaledonien, deren Bewohner meistens von langer Statur und starkem Knochenbau sind, eine schwärzlichte oder räucherichte Farbe, krauses, doch nicht sehr wollich-

wollichtes Haar, starken Bart, dessen Haar oft in Knoten geschlagen werden kan, grobe und männliche Gesichtszüge, und starke, zur Anstrengung taugliche, jedoch wohlgebildete Gliedmasen haben. Das Frauenzimmer hat grobe Züge, ein rundes Gesicht, aber mit dicken Lippen und weitem Munde. Sie bewohnen ein unfruchtbares Land.

2) In Tanna. Die Bewohner haben schwarze und krause Haare, die zuweilen wollicht sind. Sie sind groß, stark, wohlgestaltet und haben männliche Züge. Ihr Frauenzimmer ist häßlich.

3) In Mallikollo. Die Einwohner sind kleine, behende, hagere, schwarze, häßliche Geschöpfe, die unter allen Menschen, welche Forster gesehen hat, die meiste Verwandtschaft mit den Affen zu haben scheinen. Ihre Hirnschädel sind auf eine besondere Art von der Nasenwurzel aufwärts, mehr platt oder hinterwärts zurügedrükt, als bey allen andern Menschen. Die Weiber sind häßlich und übelgestaltet, und unter dem Druk einer harten Dienstbarkeit. Das Haar der Mallikolesen ist wollicht und gekräuselt; ihre Farbe schwarz wie Ofenrus; die Gesichtszüge unsanft; die Backenknochen breit und der Ausdruk des Ganzen unangenehm; die Gliedmasen nicht mißgestaltet aber dünn; der Bauch, wie oben gedacht worden, mit einem Strik zusammengeschniert. Manche sind auf dem ganzen Leib, sogar auf dem Rücken stark behaart, welches man auch in Tanna und Neukaledonien wahrnahm *).

Möchte

*) Forster Bemerk. S. 202 — 218.

Möchte man von allen Völkerstämmen und Menschengattungen eine solche detaillirte und durch ihre Stellung selbst so lehrreiche Beschreibung haben! Aber dazu gehört freylich Forsters Auge und Geist.

III. Die Afrikaner, soweit sie uns bekannt sind, müssen hauptsächlich in folgende Klassen getheilt werden.

1) Mohren (Mauren) sind ein schönes Volk, von guter Gestalt, feinen Gesichtszügen; schönen, grossen, feurigen Augen; weissen, gleichen, gesunden Zähnen; länglichten und nicht breiten, platten Nasen; schönen, etwas in Locken fallenden, schwarzen, aber nicht wollichten Haaren; von stark brandgelb und rothbraun gemischter Farbe des Körpers. Ihr Frauenzimmer ist von schönem, schlanken Wuchse, weniger schwarzbraun als die Männer, und nimmt man die Farbe aus, so findt man sehr grosse Schönheiten unter ihnen. Das ganze Volk ist sehr verständig, von lebhaftem Temperament und sehr guten Geistesgaben.

2) Die Nation der Fula, Fuli, Fuhls oder Puhls, längst dem Senega. Ihre Gesichtsbildung ist nicht unangenehm; denn sie haben keine breite, stumpfe Nasen, sondern länglichtrunde Gesichter; schöne, grosse, gespaltene Augen; länglichte, dünne, proportionirte Nasen und schöne Zähne; ihre Haare sind eine Mittelgattung zwischen der Wolle der Negern und dem krausen Haare der Mohren; doch möchte man es mehr Wolle, als Haar nennen; ihre Haut ist ziemlich schwarzbraun, aber nicht schwarz; ihr Leib nach allen Verhältnissen wohlgebaut.

3) Die Wulufs, Walufs oder Jalofs sind ein ansehnlicher Negerstamm, welcher nahe bey dem Ausflusse des

Se-

Senega, an dessen südlichen Seite wohnet. Sie sind viel grösser als die Fuhls, die Mandingos und Mohren. Ihr Wuchs ist ungemein schön, schlank und proportionirt, insbesondere beym Frauenzimmer. Ihre Gesichtsbildung ist angenehm; das Auge heiter, offen und lebhaft; die Nase länglicht, ohne platt zu seyn; die Zähne weiß und eben; die Lippen voll, ohne ungestalt zu werden; die Haare schon etwas wollicht. Ihre Farbe ist die schwärzeste unter allen Neger-Nationen, wie Ebenholz, und die Haut sanft.

4) Die Mandingos, ein eigentlicher Negerstamm. Er unterscheidet sich durch ein enges Hinterhaupt und breite Grundlage desselben, welche aus einem sehr starken Knochen besteht; tiefe Augen; kurze Nasenbeine und weit hervorragende Zahnhöhlen, wovon die kurzen dikplätschigen Nasen und aufgeworfene Mäuler dieses Volks herrühren sollen; durch feine, krause Haupt- und Barthaare (welche v. Pauw davon herleitet, weil sie in ihrem Entstehen von ihrer klebrichten und dichten Haut zurükgehalten werden, und sich also umwenden und kräuseln müssen; deren Feinheit aber (und das daher entstehende Kräuseln) Forster mit mehrerem Grund von der übermäsigen Ausdünstung der Säfte herleitet, die zum Wachsthum und Nahrung der Haare dienen sollten); breite Schultern; aufgedunsene Bäuche, die auf übelgebildeten Schenkeln ruhen. Sie sind höchstens von der mittlern Statur *).

Da uns das Mittlere von Afrika noch meistentheils unbekannt ist; so kennen wir auch viele Völker desselben nicht. Die Hottentotten und Caffern unterscheiden sich von den bemeldten Stämmen, haben aber auch wenige Züge, die man

*) Beyträge zur Völker- und Länder-Kunde, 1. Th. S. 44. ff.

man in das Ideal der menschlichen Schönheit aufnehmen könnte. Sowohl von diesen, als den Ethiopiern habe ich keine Beschreibung vor mir liegen.

IV. Die Europäer haben ein länglichtes Hinterhaupt, gefällige Wölbung des Hirnschädels und der Stirn; ein erhabenes Angesicht mit weit geöfneten Augen von gehöriger Grösse und mancherley Farben; eine hervorstehende Nase; dünne Lippen, die weder sehr aufgeworfen noch zurükgezogen sind; ein langes, etwas lockigtes und dichtes Haupt- und Bart-Haar von mannigfaltigen Farben, statt daß es bey allen andern Nationen, nur ein Paar ausgenommen, durchgängig schwarz ist. Ihre Statur gehet meistens etwas über die Mittlere. Die Bildung ihres Leibs ist proportionirt, und die Temperatur des Klima stellt mehrere Schönheiten auf, als in andern Welttheilen.

V. Die Tatarische Nationen in ihren mancherley Erdgegenden, so wie auch die Bewohner der Reiche Japan und Yedso (welche leztere auf dem Leib und so gar auf dem ganzen Gesichte stark mit Haaren bewachsen sind *), zeichnen sich aus durch lange, flache Angesichter, die oben breit, unten hingegen spitzig und mit einem weit hervorstehenden Kinn versehen sind; lange, weit von einanderstehende

Zäh-

*) Nach der Beschreibung, welche von den Kurilischen Inseln in dem 4ten Band der neuen nordischen Beyträge S. 136. gegeben wird, weiß man noch nicht, ob nicht das für eine Insel gehaltene Matmai das Land Yedso ist. Aber von den, darauf wohnenden Kurilen heißt es, daß der Bart bey den Alten überaus lang werde, und daß dieser durchgängig bey allen das Gesicht bis an die Augen dicht überwachse, und daß sie auch auf der Brust und über den ganzen Leib ungewöhnlich rauch und haarigt seyen. Alles Haar am Leibe seye schwarz.

Zähne, welches von ihrer Gewohnheit, halbrohes Fleisch zu essen, oder vielmehr mit ihren Zähnen zu zerreissen, herrühren soll; kleine, tiefverstekte Augen mit dicken Liedern und sehr starken, borstigen Augenbraunen; kurze, breitgequetschte Nasen, zum Theil aber auch, wo die Gewohnheit herrscht, den neugebohrnen Kindern die Nasenspitzen herunter zu ziehen, Habichtsnasen; erhobene Backen; wenige und dünne, aber grobe und borstige Haupt- und Bart-Haare; dicke Schenkel und kurze Füsse; mittelmäsige, aber starke Statur. An einigen derselben siehet man besondere Eigenheiten, z. B. an den Kallmücken, Baschkiren, Jakuten, nogaischen Tatarn schief herabstehende Augenbraunen, blinzelnde Augen, statt der Nase fast nichts, als ein paar Oefnungen, an den Korjäcken grosse Mäuler und ovale Gesichter.

VI. Die lezte Hauptrasse, oder die Polar-Menschen, die Lappländer, Zemblaner, Borandier, Samojeden, die nordlichen Tatarn, Grönländer, Eskimos, Eskopiks nebst den übrigen Bewohnern in dem Innern von Labrador, von denen man vermuthlich viele noch gar nicht kennt *), haben eine kleine Statur und bartloses Kinn.

Von den Pescherähs am Südpol giebt der jüngere Herr Forster folgendes, Mitleiden und fast Grauen erregendes Gemählde. Sie sind von kurzer Statur; haben dicke, grosse Köpfe; breite Gesichter; sehr platte Nasen und die Backenknochen unter den Augen sehr hervorragend. Die Augen selbst sind von brauner Farbe, aber klein und matt, das Haar schwarz, ganz gerade und hängt ihnen wild und zotticht um den Kopf. Anstatt des Barts stehen einige, einzelne Borsten an dem Kinn, und von der Nase bis in

das

*) Beyträge zur Länder- und Völker-Kunde, I. Th. S. 101., wo Curtis Nachricht von der Küste Labrador vorkommt.

das häßliche, stets offene Maul ist ein beständiger, fliessender Kanal vorhanden. Diese Züge machten, wie Herr Forster sagt, das vollständigste und redendste Bild von dem tiefen Elend aus, worin dieß unglükliche Geschlecht von Menschen dahin lebt. Ihre Schultern und Brust waren breit und stark gebaut, der Untertheil des Körpers aber so mager und eingeschrumpft, daß man sich kaum vorstellen konnte, er gehöre zum obern. Die Beine waren dünn und krumm und die Kniee viel zu stark. Ihre Leibesfarbe war olivenbraun mit einem kupferähnlichen Glanze, und bey Manchen noch durch aufgetragene Streifen von rothem oder weissem Ocker erhöhet. Die Weiber waren beynahe, wie die Männer gestaltet, nur etwas kleiner, aber den Gesichtszügen nach nicht minder häßlich und widrig. Der ältere Herr Forster sezt noch bey, daß bey den Mannspersonen der Hodensak sehr lang, die Kniee ausgedehnt und die Zeen einwärts gekehrt seyen; daß die Weibspersonen durch ihre hängende Brüste noch häßlicher seyen, und daß in der ganzen Gesichtsbildung beyder Geschlechter eine Leere herrsche, die keines andern Ausdruks, als des Elends fähig schien *).

Wenn man mit diesen südlichen Polarmenschen die nordliche vergleicht; so möchte man die leztere beynahe für Schönheiten gegen die erstere rechnen. Nach Cranzens Bericht haben die Grönländer wohlgebildete und proportionirte Glieder; ein breites und plattes Angesicht mit erhabenen und wohl ausgestopften runden Backen; kleine schwarze und matte Augen; einen kleinen Mund mit einer, etwas dickern Unterlippe; einen klebrichten Schweiß; starke, stracke und lange Haare; kleine Hände und Füsse; grossen Kopf; breite

*) G. Forster in seiner Reise um die Welt, und A. Forster in s. Bemerk. S. 225.

breite Schultern; erhobene Brust; einen fleischigten, vollblütigen, und in seinen Ausdünstungen hitzigen Leib. Eben das kan man von den Eskimos sagen, die offenbar mit den Grönländern einerley Ursprung haben. Die Lappländer gehen von diesen Völkern durch breite, niedergedrükte Nasen, grosse Mäuler mit dünnen Lippen, lange Arme und kurze Schenkel, dicke Bäuche und kurze Hälse ab.

So unvollkommen nun diese Hauptmusterung des Menschengeschlechts ist, und, wenn man auch andere Eintheilungen gewählt hätte, vermuthlich auch da noch seyn würde; so läßt sich doch aus den angegebenen, charakteristischen Zügen, neben andern Bemerkungen, folgendes behaupten.

1) Daß sich nicht selten die Spuren von künstlicher oder selbstgeformter Bildung entweder offenbarlich äussern, oder sich doch leicht errathen lassen.

2) Daß sich bey den Veränderungen, die durch den Einfluß natürlicher Ursachen entstanden sind, doch noch ursprüngliche Gleichförmigkeiten zeigen, die uns insgesamt auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurükführen.

3) Daß die Wirkungen des Klima sich hauptsächlich da am stärksten äussern, wo es mit einer ausnehmenden Wärme oder Kälte begleitet ist, und daß alsdenn die menschliche Natur die frappanteste Verschiedenheiten annehmen kan.

4) Daß die Statur und Bildung der Polar-Menschen ein offenbarer Beweiß ist, wie sehr die Entwiklung der Glieder zurükgehalten wird. Ueberall kommen die Kinder mit Köpfen, Schenkeln und Füssen, wovon nach dem Verhältniß des menschlichen Leibs die erstere zu

groß,

groß, die leztere zu klein sind, zur Welt, bilden sich aber, wo ihnen das Klima nicht entgegen ist, so aus, daß der Leib das gehörige Verhältniß bekommt. Bey den Polar-Menschen hingegen bleiben die Köpfe groß und der Untertheil des Leibs klein, weil ihre körperliche Natur an der Entwiklung und dem Wachsthum verhindert wird. Bey ihnen könnte also der Kopf den Maasstab zur Bestimmung der Länge des Körpers, wie es sonst gewöhnlich ist, nicht abgeben. Uebrigens gereicht ihnen ihre kleine Statur in ihrem Klima doch zum Vortheil, weil das Herz bey einem, von dem Herzen nicht weit entfernten Umlauf seine Wärme desto eher beybehält (§. 46.). Bedenkt man aber noch dabey das, was man auch an den Thieren dieser Himmelsgegend bemerkt, nehmlich, daß ihre Pfoten, Ohren und andere Glieder, die von dem Herzen weit entfernt sind, ebenfalls weit kleiner sind, als man es an ihren Arten in milderen Himmelsgegenden wahrnimmt: so kan man dasselbe, wo nicht für eine gemeinschaftliche Sorgfalt der Natur, doch für eine gemeinschaftliche Folge ihres Klima ansehen.

§. 50.

Von der Verschiedenheit der Leibesfarbe.

In der Farbe des menschlichen Leibs gibt es, je nachdem man ihre Arten, Mischungen und Schattirungen eintheilt, mancherley Klassen, wovon wiederum Zimmermann*) folgende angibt.

*) Geogr. Gesch. IV. Th. im Anhang, wo er Hofnung zu einer besondern Ausarbeitung über die Grösse und Farbe der Menschen macht; das ich, in meinem Theil, mit Verlangen erwarte.

1) Die weisse, an den Canadiern, Circassiern, Schweden, Norwegern, Polacken, Deutschen. u. s. f. 2) Gelbbraune, an den Ostiacken und Lappen. 3) Kupferfarbne oder rothbraune an den Tibetanern, Brasilianern und andern amerikanischen Völkern. 4) Rostfarbne oder dunkelbraune, an den Hindostanern, Siamesen, Paraguayern. u. s. f. 5) Die olivenfarbne, an den Grönländern, Eskimos, Arabern: 6) rostfarbne mit krausem Haar, an den Oberethiopiern: 7) schwarze mit wollichtem Haar an den südlichen Afrikanern. Aus der obigen Beschreibung der Afrikaner erhellt, daß man noch eine Klasse beyfügen könnte; wir wollen aber hier nur die gewöhnliche vierfache beybehalten, weil es zur gegenwärtigen Absicht hinlänglich ist.

A) Die weisse Farbe ist die eigentliche Naturfarbe des Menschen, weil alle übrige erst durch die Wirkung der Sonne, der Luftsäure, des Hüttenrauchs u. s. w. entstehen, und weil der Mensch, selbst in Afrika wie in Europa, darin auf der Welt erscheint. Sie bleibt dem Menschen in den kalten und gemäsigten Himmelsgegenden, und erscheint nach dem Bericht der Reisenden an den Circassiern, Georgiern, Mingreliern, in ihrem höchsten Grad, so wie zugleich das weibliche Geschlecht unter diesen Völkern die Ansprache auf die gröste Schönheit hat. Weisse Völker haben vor andern, bald mehr, bald weniger, den Vorzug, daß ihnen diejenige Art von Schönheit, die aus der Schattirung der weissen und rothen Farbe entstehet, eigen ist. Nach jenen Völkerschaften kommen diejenige nordische Völker, die dem Nordpol nicht allzunahe wohnen, oder auch die Farbe ihrer Himmelsgegend nicht wieder durch eine schmutzige Lebensart und den Dampf und Rauch in ihren Hütten verändern. Vielleicht würden daher die Polar-Menschen selbst so weiß,

als andere nordische Völker seyn, wenn sie nicht blos, oder doch hauptsächlich zu derjenigen Zeit in der freyen Luft lebten, worin die Sonne heiß scheinet, und wenn sie sich nicht, neben ihrer schmutzigen Lebensart überhaupt, ungleich mehr Monate in ihren thrandampfenden Wintergebäuden aufhielten. Daß auch ihre Nahrungsmittel etwas dazu beytragen können, wird als eine Muthmasung weiter unten vorgetragen werden.

Die weisse Farbe zeigt sich ferner an den Bewohnern der Gebirge und Alpen, und das auch in solchen Ländern, in deren niedern Gegenden die Einwohner schwärzlich braun sind. Sie nimmt in verschiedenen Graden und Nüancen ab, je nachdem die Völker in Ländern wohnen, worin die Sonnenhitze stärker ist und länger währet, und je nachdem man sich derselben ausszt oder nicht, mit Kleidern bedekt oder nicht bedekt u. s. f.

B) Die schwarze Farbe nimmt man in ihrem höchsten Grade an den Mohren von Senega und Nubien, so wie auch auf der Küste des grünen Vorgebirgs und auf der Insel Goree wahr. Diese Farbe ist also eigentlich in dem südlichen Afrika zu Hause, ob man wohl auch an den Papuas und andern Bewohnern von Ländern, die zunächst an Neu-Guinea gränzen, in einer Weite von 2200 Seemeilen von Afrika hinweg, Schwarze (obgleich nicht im höchsten Grad) antrift.

Diese Farbe hat, wie man weiß, Gelegenheit zu manchen Meynungen und Untersuchungen gegeben.

Einen Hauptgrund derselben findet man in den Wirkungen der Sonnenhitze, welches, weil es bey heissen Jahrszeiten in seiner Art überall wahrgenommen wird, wohl nicht

geläugnet werden kan. Daß aber dieses bey solchen Völkern, die in einerley Breite wohnen, nicht eben so wahrzunehmen ist, kommt daher, weil die Wirkungen der Sonne durch so viele andere Umstände geschwächt oder verhindert werden können. Daher sagt ein Schriftsteller *): Wir finden unter einerley Breite in Afrika Schwarze, in Amerika gar keine, und in Asien Menschen von gar geringer Schwärze gegen die afrikanische Neger. Da, wo das Klima keine Hinderniß findet, äussert auch solches seine volle Wirkung. Daher schwärzt die Sonne den Afrikaner unter der Linie, und gibt ihm Wolle, statt Haare, weil sie in einer Reihe von tausend Meilen Land ungehindert ihren Weg nimmt, und durch nichts in ihren Wirkungen aufgehalten wird. Daher sind die Quimos in Madagascar, weil sie so hoch wohnen, auch nicht so schwarz, als die unter ihnen wohnende Neger. Auf eben diese Art und zugleich noch näher es ausführend betrachtet diesen Umstand auch Forster. „Afrika ist unstreitig beym Ausfluß des Senega am allerbreitesten. Der zwischen den Wendezirkeln beständig herrschende Ostwind muß hier über die gröste Strecke von festem Lande hinwehen: denn so gar jenseits des arabischen Meerbusens, der wegen seiner wenigen Breite fast gar in keine Betrachtung kommt, ist noch Arabien in demselben Striche. Der Wind gehet also 70 Grad Länge, das ist beynahe (oder vielmehr über) tausend deutsche Meilen über lauter Land. Geht der Wind über See, so wird er durch die beständige Ausdünstung derselben und durch die Mittheilung der Wärme an die See, abgekühlt. Allein geht er über ein, durch die Sonne erhiztes Land, so wird die Luft da auch warm. Der Wind treibt die Hitze immer weiter, und da er nichts als Land, das eben so erhizt ist, vor sich findet, so wird die Hitze in ihrem Fortgange immer vermehrt, und

*) Reflexionen über den Charakter der Völker. S. 81.

und es muß demnach am westlichsten Ende dieses grossen Landes am heissesten seyn. Dieß nun muß demnach mächtig auf den Körper der Einwohner wirken, und sie je mehr und mehr färben. Jedes Geschlecht bekommt eine schwärzere Farbe, und ist zulezt so beschaffen, wie die Farbe der Jalofs. Da die Mandingos etwa zwanzig Grade mehr östlich wohnen; so ist der Unterschied in der Farbe bey ihnen sehr merklich, und überdem ist die Gegend auch da ungleich höher *).

Man suchte aber den Grund dieser Farbe auch noch in andern Dingen, wie z. B. Kant (§. 46.) in den mehreren Eisentheilchen des Bluts und der aufbrausenden phosphorischen Säure. Demanet in seiner neuen Geschichte des französischen Afrika stellt auch Betrachtungen über den Ursprung der Farbe der Negern an, die, wie ein Recensente sagt, nicht ungereimt **), mir aber nicht bekannt sind.

Daß die Galle auch einen Einfluß in dieselbe habe, ist von vielen angenommen worden, welches aber Herr Leibmedicus Wagler läugnet und überhaupt erklärt, daß man noch nie anatomisch habe zeigen können, daß die Galle bey den Negern schwärzer sey als bey den Weissen; eine Sache, die man jedoch sollte vermuthen können, wenn das Blut, aus welcher sie bekanntlich geschieden wird, so wie auch die übrige Flüssigkeiten überhaupt bey dem Neger schwärzer sind.

Gewiß ist, daß der Schleim in der Malpighischen Nezhaut schwarz ist. Haller sagt, daß der innere Theil des Oberhäutchens von einem Europäer schwer, von einem

*) Beyträge zur Länder- und Völker-Kunde, 1. Th. S. 54.

**) Allgemeine deutsche Bibliothek, 42. B. S. 147.

afrikanischen Mohren aber leicht abgesondert werden könne, und die Farbe ihn unterscheide *), und Ruisch hat diese Substanz wirklich von einer Mohrenhaut abgesondert, die noch heut zu Tage in dem Kunstkabinet zu Petersburg aufbewahret wird. Ausser diesen schwarzen oder schwärzlichen Theilen hat schon Herodot von den Ethiopiern behauptet, daß der männliche Saame bey ihnen schwarz sey. Aristoteles verneinet dieses **); aber le Cat hat es in unsern Zeiten wiederum behauptet, und es ist auch von andern bekräftigt worden. Rainald folgert daraus, daß man die Neger von besondern Stammeltern herleiten müsse, indem der Saame der Thiere den Unterschied unter ihnen bestimme; eine Folgerung, die man gar leicht dadurch widerlegen kan, daß die Zufälligkeit dieser Farbe in ihrem Entstehen und Vergehen so sichtbar ist. Daneben mag der Saame den Unterschied zwischen den Thieren bestimmen, aber nur nach der wesentlichen Verschiedenheit in den Bestandtheilen des Saamens, nicht nach der zufälligen der Farbe. Meckel hat gefunden, daß das Gehirn, und, nach dem obigen (§. 22.), auch die Flüssigkeiten ihres Leibs dunkler seyen, und gemuthmaßt, daß die feine Flüssigkeiten, die das Gehirn färben, durch die Hautnerven ausdünsten, mit den übrigen Säften unter der Oberhaut sich vermischen, und nachdem sie da diklicht geworden seyen, der Haut des Negers die schwarze Farbe geben können. Zimmermann aber fragt, ob es nicht wahrscheinlicher sey, daß, umgekehrt, das Gehirn von den zurükgehenden Säften unter der Oberhaut seine dunklere Farbe bekomme; um so mehr, da die Sonnenhitze zuerst und am stärksten auf die Oberfläche der Haut

*) Prim. Lin. phys. §. 427.

**) De Hist. Anim. L. III. C. 22. (Semen) album omnium est, nec audiendus Herodotus, qui aethiopes genituram colore nigro promere scripserat.

Haut wirke *)? Könnte man aber, (um meine eigene, §. 22. angezeigte Meynung herzusetzen), nicht auch noch fragen, ob diese Farbe nicht davon herrühre, daß das Blut und die Säfte des Negers mehr Phlogiston in sich haben, da nach den chemischen Erfahrungen des Opoix bekannt ist, daß Körper, die am meisten von jenem brennbaren Wesen in sich haben, das Licht am stärksten an sich ziehen und zurükhalten und daher schwarz aussehen? Ist dieses nicht desto wahrscheinlicher, da die Neger, wie bekannt ist, Dinge, die viel Phlogiston in sich haben, verstunkenes Fleisch und Fische mit dem gierigsten Appetit und als die gröste Leckerbissen verzehren und sie zu dem Ende verfaulen lassen; so wie man hinwiederum diese Gierigkeit nach solchen Speisen, und das Besondere in dem Sinn ihres Geruchs (§. 38.) von einem innern, gleichsam anziehenden Reiz ihrer phlogistischen Säfte herleiten kan. Vermittelst dieser Hypothese lassen sich auch die übrige Erscheinungen an dem Neger erklären. Der Schleim in dem Netze der Haut ist am schwärzesten, weil sich die, mit Phlogiston geschwängerte Säfte allda anhäufen und diklicht werden. Der Schweiß des Negers stinkt so abscheulich, weil durch die Bewegung das Brennbare in ihnen erhizt wird und in Gährung kommt. Das Blut des Negers fließt schnell; seine Haut, wenn man sie berühret, erhizt sich; seine Haare sind besonders elektrisch, und er selbst wird auch vom Blitze öfter und eher als ein Weisser, erschlagen; seine Leidenschaften sind ungestümm, unmäsig ausschweifend; er ist äusserst verliebt — alles dieses, weil er an jenem, allen organisirten Wesen so besonders eigenem Feuer einen grössern Antheil in seinem Körper hat. Im Gegentheil wird der Mohr in hitzigen und gefährlichen Krankheiten weiß, weil sich das Brennbare in ihm verzehrt, und seine Schwärze nimmt,

*) Geogr. Gesch. d. M. I. Th. S. 93.

wenn er sich dem höheren Alter nähert, ab, weil jenes Feuer ebenfalls abnimmt; und die Narben von seinen Wunden werden ebenfalls weiß; weil die callöse Theile daselbst den Schleim, der jenes hauptsächlich in sich faßt, abhalten. Er wird durch die Zeugung oder durch Krankheit ein Kakerlake, weil bey jener der Saame des Einen zeugenden Theils sein Phlogiston verlohren hat, bey der leztern der schwarze Schleim in diesen Theilen, die deswegen rauh zu befühlen sind, verzehrt wurde. Er wird gar als ein Dondo oder Albino gebohren, weil dem Saamen beyder zeugenden Theile, mehr oder weniger jener elektrische Geist mangelte oder entflohen ist, welches in Afrika, wo man der Venus bis zur äussersten Erschöpfung dienet, leicht zu begreifen ist; aber auch an den Darischen Weissen eben so leicht erklärt werden kan, weil die Amerikaner, nach ihrem bekannten, kalten Liebestemperament von jener Materie von Natur aus nicht viel besitzen. Auch die Polarfarbe des Grönländers, Eskimo, liesse sich aus ihrer Nahrung von vielem Fett, Fischen, und zum Theil verstunkenen Fleisch, ihrem daraus entstehenden hitzigen phlogistischen Blute, und thranartigen Schweiß herleiten. Ich will noch manche Folgen und Anwendungen auf andere Dinge, auf das Temperament und den Charakter der Völker übergehen, weil ich ein physiologischer Laye bin, und sowohl die Prüfung des Bisherigen, als auch die weitere Anwendung dem Beobachtungsgeiste chemischer Weltweisen überlassen *). Doch liesse

*) Herr Prof. Plouequet sagt in seiner Lehre von der menschlichen Natur §. 699. „Schlagaderäste kommen von der Augenschlagader zu der braunen Haut und dem stralichten Bande, geben viele Flocken von sich und zertheilen sich auf eine wunderbare Art. Ohne Zweifel erzeugen sie die schwarze Farbe derselben Haut; jedoch kan man deren Ursprung nicht so genau angeben.“ Sollten etwa diese Aederchen nicht mehr Phlogiston an sich ziehen?

liesse sich mit dieser Theorie auch noch sowohl die Schwäche jener blassen Menschen, als auch die weisse oder röthlichte Farbe des neugebohrenen Negerkindes reimen, und die leztere von der Wirkung des Wassers, worin es in dem mütterlichen Schoos schwamm, und welches auch den ertrunkenen Neger, durch Auflösung jener Theile, weiß färbet, herleiten; so wie es im Gegentheil, so bald das Oberhäutchen nach einigen Tagen in der Luft sich verhärtet, schwärzlich wird, und nach Maasgabe dieser zunehmenden Verhärtung, und des durch die Nahrung und Sonnenhitze sich immer mehr in ihm erzeugenden Phlogistons in seiner Schwärze immer mehr zunimmt. Vielleicht liesse sich alles, was bisher vorgetragen wurde, an dem Neger durch elektrische Versuche oder auch durch chemische Untersuchungen seines Bluts entscheiden. Inzwischen gibt es freylich einzelne Erscheinungen, die sich weder mit der bisherigen, noch einer andern Theorie so leicht und genau reimen lassen, und die man nur mit der allgemeinen Beobachtung abfertigen muß, daß es manchmal auch in den übrigen Wegen der Natur einzelne Abweichungen gibt, deren Ursachen wir nicht einsehen können. So war es z. B. wirklich sonderbar, daß an einem Kinde, welches eine Magd in Kopenhagen von einem Mohren gebahr, alles an dem ganzen Leib soll weiß gewesen seyn, bis auf das, die Schwärze des Vaters verrathende Geburtsglied *). Noch merkwürdiger, auch in anderem Betracht, ist das Beyspiel, das Aristoteles einige mal anführet. Ein sicilianisches Weib, Helia, welche mit einem Mohren einen Ehebruch begangen hatte, gebahr eine Tochter, die dem Vater in gar nichts gliche; aber der Enkel, den diese gebahr, hatte die schwarze Farbe des Großvaters wieder an sich **).

Auch

*) Linné, auserles. Abh. I. Th. S. 23.

**) Histor. Anim. L. VII, c. 6.

Auch in der schwarzen Farbe gibt es mancherley Abnahmen, bis

C) die braune hervorkommt, die theils aus der Vermischung der weissen mit den Schwarzen entstehet, theils ganzen Völkern eigen, und eine Folge ihrer Himmelsgegend, Nahrungs- und Lebensart ist. Schon im südlichen Spanien herrscht die bräunliche Farbe, welche daselbst die Modefarbe der Schönheit ist, und weswegen auch wie Ebert anführet, alle orthodoxe Marienbilder braune Gesichter haben müssen. Vermischungen von der angezeigten Art bemerkt man besonders in den spanischen Besitzungen von Amerika, wo zugleich nach dem National- und Geschlechter-Stolz, der den Spanier überall auszeichnet, die verschiedene Grade der Abstammungen und die abstufende Schattirungen, bis die afrikanischschwarze, oder die amerikanische Kupferfarbe sich in eine Europäische aufhellt, von den Spaniern genau bemerkt und jede durch ihren eigenen Nahmen unterschieden werden. Dabey gab aber, dieser lächerliche Stolz doch Gelegenheit, die Dauer des Einflusses der verschiedenen Leibesfarben zu bestimmen. Etwas davon wurde schon oben §. 17. angeführt; Robertson aber bestimmt es so: Leute vom ersten Gliede der vermischten Heirathen werden als Indianer und Neger behandelt und angesehen; allein im dritten Grade verschwindet die charakterische Leibesfarbe des Indianers, und im fünften ist die dunklere Farbe des Negers so ganz erloschen, daß man sie nicht mehr von Europäern unterscheiden kan; und alsdenn, nachdem ihr Blut diese lange Reinigung durchlaufen hat, geniessen sie auch alle Vorrechte der Europäer *). Da nunmehr der (Indostanische) Stamm der Zigeuner, die ihre National-Farbe so lange schon auch in unsern Himmels-

*) Geschichte von Amerika. VIII. B. S. 425.

melsstrichen beybehalten haben, den Ungarn einverleibt worden ist; so wird man auch aus dieser Verordnung des Menschenvaters, Josephs, sehen können, wie lang der Einfluß dieser Leibesfarbe dauren wird. Vermuthlich wird er im zweyten Gliede nicht mehr sichtbar seyn.

Daß die braune Farbe mit eine Wirkung der Sonnenhitze sey, kan man neben den allgemeinen Beweisen an den südlichen Völkern von Europa, desto eher annehmen, da man den Einfluß derselben auch unter weissen Völkern an Personen, die nach ihrer Lebensart derselben viel ausgesezt sind, deutlich genug wahrnimmt. Sie verschwindet wieder mit der eintrettenden Kälte, und preßt vielleicht den siechen und entnervten Wollüstling, wenn er alsdenn die gesunde und blühende Farbe der Landleute wahrnimmt, manche vergebliche Seufzer aus, daß seine Farbe, das traurige Gepräge seiner Unordnungen, sich zu keiner Jahrszeit mehr ändert.

Wenn auch das Klima die braune Farbe nicht hervorbringt; so thun es bey manchen Völkern die Lebensart und die Sitten. Davon sind, neben andern Völkern und den Polarmenschen, auch die Neuseeländer ein Beweiß, die in ihrem gemäsigten Erdstrich zwischen den 34° und 47° S. Br. sehr gelbbraun sind, weil sie im höchsten Grade schmuzig sind, vor dem Bade gleichsam einen Abscheu haben, und in ihren Hütten beständig im Rauch und anderem Unrath sitzen *). Da sie fast nur von Fischen leben, so trägt dieses, wenn die obige Bemerkungen richtig sind, zu dieser Farbe das Seinige mit bey.

Im

*) Forster, Bemerk. S. 235.

Im Gegentheil läßt sich diese Farbe in südlichen Ländern, durch Bekleidung und Reinlichkeit mindern. Das siehet man an den Taheitiern, welche bey hrer Reinlichkeit, fleisigem Waschen und gar nicht sparsamer Bedeckung ihres Leibs, ohnerachtet sie innerhalb der Wendekraise wohnen, weder so gelb, als die Spanier, noch so kupferähnlich, als die Amerikaner sind. Ihre Farbe ist das schönste Colorit eines Bewohners der ostindischen Inseln, weiß, mit etwas braungelbem Anstrich, der gleichwohl so stark nicht ist, daß man auf den Wangen des Frauenzimmers nicht noch das Erröthen unterscheiden könnte. Ausser dieser hellern Farbe findet man hier noch alle Schattirungen bis zu einem hellen Braunen *).

Die lezte Hauptfarbe, die dem Menschengeschlecht eigen ist, ist

D) die braunröthlichte, oder die Kupferfarbe. Sie ist den meisten Amerikanern, zum Theil mehr, zum Theil weniger, eigen. Ihre Entstehung wird einer Lebensart zugeschrieben, wobey man die meiste Zeit Wind und Wetter ausgesezt ist, welches man desto eher annehmen kan, da eine solche Lebensart bey den mehresten Amerikanern Statt findet, und dieß auch wegen gleichen Umständen die Leibfarbe der Hirten und Schäfer ist. Diese Wirkung der Luft rühret eigentlich von den schwesichten, oder salpetrichten Theilen in derselben her, welche überhaupt der Urstoff der Röthe sind. Je mehr diese Theile frey und entwikelt sind; desto mehr scheint die rothe Farbe hervorzukommen. Unzählige Erfahrungen machen dieses wahrscheinlich. Wenn man die feinste Theile des Schwefels mit Quekfilber reibt und dadurch aufschließt; so entstehet der schönste Zinnober, der

*) Forster, Bemerk. S. 204.

der zusehends immer röther wird, je länger man reibt. Eben diese salpetrichten, schwefelichten, sauren Theile werden in der Kälte mehr frey, und daher rührt es deswegen überhaupt, daß man im Winter, falls man sich nicht in dumpfige und heisse Zimmer einschließt, röther aussieht, und auch wirklich ein rötheres Blut bekommt *). Eben deswegen leitet auch Kant die ausgezeichnete Farbe der Amerikaner von einer grössern, in Amerika sich befindenden Luftsäure her, die bey der bekannten Beschaffenheit dieses Welttheils Statt finden muß.

Inzwischen ist es mir nicht bekannt, ob die Creolen diese Landesfarbe auch bekommen, welches jedoch, falls es nicht geschiehet, kein Gegenbeweiß wäre, indem sie vermuthlich auf europäische Art leben, und sich der Luft nicht so viel und so unbedekt, wie die Ingebohrne, aussetzen.

§. 51.

Von der Verschiedenheit in der Leibesstärke und den Kräften.

Ob es gleich eigentlich keinen Kräftenmesser giebt, und die Stufen derselben auch sonst weder nach ihrem höchsten noch niedersten Grad genau bestimmt werden können; so kan man doch dieselbe nach den Arbeiten, die sie verrichten; nach den Lasten, die sie heben; nach den Hindernissen, die sie überwinden können, und besonders auch nach dem Grad ihrer Ausdaurung einigermasen schätzen.

Unter denjenigen Völkern, unter welchen sie beynahe allein geachtet und durch Gemächlichkeit und Wollüste nicht ge-

*) Platner, Briefe, I. Th. S. 174.

geschwächt wird, zeigt sich die Stärke des Leibs öfters in einem bewundernswürdigen Grade. Im Gegentheil aber gibt es auch so schwache und kraftlose Völker, daß dasjenige, was bey andern ein einiger Mann verrichtet, bey diesen kaum sechs vollbringen können. Beyspiele davon fand man in Sibirien und dem südlichen Amerika, wo es vermuthlich von dem wenigen Genuß in Speisen, so wie in Absicht des ersteren von einem Mangel in der Uebung herkommt: denn daß eine fleissige, besonders von Jugend auf fortgesezte Uebung in Erhöhung unserer Kräfte vieles thun könne; so wie sie im Gegentheil, wenn man sie ungebraucht liegen läßt, zu schlummern scheinen und endlich gar verschwinden, davon belehret uns nicht nur die Erfahrung, sondern auch eine geringe Kenntniß der Nerven und Muskeln unsers Leibs.

Auch hier hat übrigens das Klima einen grossen und leicht begreiflichen Einfluß, so daß nordliche Völker, deren Leib mehr abgehärtet ist und nicht so vieles durch Ausdünstungen verliert, gewöhnlicher Weise stärker sind, als mittägliche, und davon zeuget die Unterjochung der Leztern unter die Erstere, so bald ein Schwarm von diesen in ihr Land einbrach, in so manchen Zeiten deutlich genug. In heissen Ländern theilet, wie ein Schriftsteller sagt, das Klima gleichsam selbst die Patente zur Faulheit aus, und davon rühret es auch noch heut zu Tage her, daß Völker, die in einem heissen Klima leben, zu der mindesten Arbeit, wozu einige Anstrengung des Leibs gehört, so sehr ermuntert werden müssen; wie z. B. die Bewohner des Indischen Archipelagus, bey welchen kein Stein oder Ballen aufgehoben wird, ohne häufiges Lärmen und Schreyen, und bey welchen die Trägheit der Seele und die langsamere Beweglichkeit der Fasern immer durch wilde Töne, durch Tamburine

burine und starke Instrumente aufgewekt werden muß *). Eben das wird uns auch von vielen Völkern in Afrika berichtet, welche die Anbauung ihres, obgleich lockern Bodens nach dem Schall der Instrumente und im Takt vornehmen, so daß deswegen die Musik bey ihnen National-Bedürfniß ist. Aber auch die Lebensart eines Volks kan hierin viel bestimmen. Auf den amerikanischen Inseln, wo es nur wenige und kleine, vierfüssige Thiere gab und die Erde ihre Früchte meistens freywillig und ungebaut trug, war die Leibesconstitution der Eingebohrnen weder durch die starke Leibesübung der Jagd abgehärtet, noch durch die Arbeit des Feldbaues gestärkt und daher äusserst kraftlos und schwächlich, (um so mehr, da sie nur eine so kleine Portion von Speisen zu sich nahmen.) Auf dem festen Lande hingegen, wo die Wälder mancherley Wildpret hegen, dessen Jagd das Hauptgeschäfte vieler Stämme ausmachte, wurden ihre Leiber fester und mehr abgehärtet **). Welch ein Unterschied zeigte sich auch ehedem zwischen dem, auf sein Rosenlager hingegossenen Sibariten, und einem, auf harter Erde ruhenden Spartaner! Aber eben dieses nimmt man auch noch immer in dem Schoose gesitteter Völker wahr, wo der menschliche Körper seine Stärke an dem rauharbeitenden Ackersmann, das Schmächtige und Schwächliche hingegen an dem bequemen Stadtbewohner täglich darstellet.

Die Beschaffenheit der Nahrungsmittel, so wie auch das Maas in ihrem Genusse, sind dasjenige, wovon die Erhaltung und Stärkung der Kräfte abhängt, und der Einfluß jener auf diese ist also begreiflich genug. Dieser Ein-

*) Weikard im Philos. Arzt 2. St. S. 15.
**) Robertson, Gesch. von Amer.

Einfluß stehet aber zum Theil mit der Stärke und den Kräften des Leibs in einem verkehrten Verhältniß. Je besser und nahrhafter die Speisen, desto schwächer der Leib; je rauher und einfacher hingegen jene, desto stärker dieser. Wenn daher der Luxus von allen sittlichen Schaden könnte freygesprochen werden; so ist doch der physische, den er in unserem eigenen Körper anrichtet, eben so unläugbar, als traurig. Jedoch hievon das Mehrere an seinem Orte.

§. 52.

Von der Verschiedenheit in der Zeit und den Trieben der Mündigkeit.

Die Mündigkeit beginnt unter den Völkern der gemäsigten Himmelsgegenden bey dem männlichen Geschlecht im 14ten bis 16ten; bey dem weiblichen im 12ten bis 14ten; das Ende der Fruchtbarkeit findet sich bey jenem im 60sten bis 70sten, bey dem weiblichen im 45sten bis 50sten Jahr.

Bey den Nationen heisser Länder hingegen, wie z. B. in Dekan und bey dem Genuß hitziger und nahrhafter Speisen entstehet sie bey dem weiblichen Geschlechte schon im achten Jahr und stellet an diesen jungen Geschöpfen, welche Montesquieu daher mannbar nach dem Gesetz des Klima und Kinder nach dem Gesez der Natur nennt, neun bis zehenjährige Mütter dar; dagegen sind sie aber auch nach zwanzig Jahren unfruchtbar und im dreysigsten runzlichte Altmütter. Verhältnißmäsig zeigt sich dieses auch so bey dem männlichen.

In kalten Ländern erscheint die Mündigkeit bekanntlich später, dauert länger und ist bey dem weiblichen Geschlecht mit einer grösseren Fruchtbarkeit verbunden.

So

So ist es auch mit der Entwiklung der übrigen Leibeskräfte, und auch der, in vielen Stücken davon abhangenden Fähigkeiten der Seele beschaffen. Ein ingenium præcox ist daher unter den Frühmündigen etwas allgemeines; aber desto bälder sind ihre Geistesfähigkeiten auch wiederum stumpf. Die Natur hat ihren festgesezten Punkt, auf den sie zugeht und von dem sie sich, wenn sie ihn erreicht hat, wieder rükwärts entfernt; sey es früher oder später.

Dieser Unterschied, den man in der frühern, oder spätern Entstehung der Mannbarkeit bemerkt, zeiget sich auch in den Trieben derselben. Sie sind heftig in heissen Ländern und bey dem Genuß würzhafter Speisen, und überwältigen in manchen Ländern, so gar bey dem weiblichen Geschlecht die natürliche Schuzwehre ihrer Tugend, oder die Empfindungen der Schaamhaftigkeit gänzlich, wie z. B. in Bengala, und in den Maldivischen Inseln, wo sich die Mannspersonen mit einer Art von Küraß wafnen müssen, um vor den Angriffen der Weiber gesichert zu seyn; so wie sie auch bey dem männlichen Geschlecht der Grund der Vielweiberey, der Harams und der Seraile sind, oder wohl gar Anlaß zu allgemeinen, unnatürlichen Vermischungen geben. Rainald führet daher von einer Indischen Königin an, daß sie ihrem Geschlecht eine sehr reizende und für das Männliche verführische Kleidung gegeben habe, blos, um jene Sodomitereyen zu verhindern.

In kältern Ländern hingegen sind auch die Zeugungstriebe kälter, wenn sie anderst nicht durch hizige Speisen und Getränke verstärkt werden, in welchem Fall man freylich auch in solchen Gegenden, wo man nichts weniger dergleichen vermuthen sollte, die schändlichste Wollust, und so gar die Lustseuche sich erblich fortpflanzen sieht. Den gewöhnlichen

Einfluß der kalten Himmelsgegenden hierin nahm man besonders und auf eine ausgezeichnete Weise an den eigentlichen Völkern von Nordamerika wahr, unter welchen der Trieb zum Beyschlaf so schwach ist, daß die junge Männer es nöthig haben, von den ältesten dazu ermuntert zu werden, und daher zeugen sie, auch aus diesem Grunde, so wenig Kinder. Es ist, sagt der Missionär Lafitau, unter den meisten wilden Nationen ein alter Gebrauch, das erste Jahr der Verheirathung, ohne sich ehlich zu vermischen, zuzubringen; und obgleich die Verlobte des Nachts zusammenschlafen, so geschiehet es doch, ohne diesem alten Gebrauch Abbruch zu thun. Daher wird man es auch auf der einen Seite zwar begreifen können, daß die Weiber der Amerikaner zur Reizung dieses Triebs bey ihren Männern ausserordentliche Mittel anwenden; aber desto weniger, daß die Männer, da diese Mittel zum Theil schmerzhaft und gefährlich sind, sich denselben unterwerfen *). Zu dieser Kälte in ihrer Natur trägt freylich auch ihre harte Lebensart vieles bey: doch zeigen sich die Zeichen von jener auch äusserlich an ihnen, indem sie so wenig Barthaare haben, als die Verschnittene.

§. 53.

Rükſicht auf das Vorhergehende und Erwägung deſſen, was daraus folget.

Nach der bisherigen Betrachtung der Verschiedenheiten, wie man sie in ganzen Himmelsstrichen und an ganzen, oft sehr zahlreichen Volksstämmen bemerkt, fragt es sich nun, wie man dieselben anzusehen habe? Sind sie unwesent-

*) Man sehe hievon das Mehrere in Herrn v. Pauw Phil. Unters. über die Amerikaner 1. Th. S. 49 — 51.

wesentlich und blos zufälliger Weise durch Veränderungen in unserer innern Natur, oder auch durch den Einfluß der Himmmelsgegend, der Nahrung und Lebensart, u. s. w. entstanden? Büffon und viele andere Weltweise, die ihre Beobachtungen auf diesen Gegenstand gerichtet haben, sehen es so an, und aus dem Vorhergehenden glaube ich, wird erhellen, daß man das Allermeiste ganz füglich und ungezwungen daraus erklären kan. Bleiben aber auch einige besondere Erscheinungen, deren nahen Grund man nicht angeben kan, zurük; so denke ich, daß man sich eines Theils auf die nicht verkennbare, erstaunende Modificabilität der menschlichen Natur überhaupt berufen, oder auch fodern darf, eher auf nähere Entdeckungen und Kenntnisse zu warten, als so gleich und gerade zu wesentliche Ausnahmen und eigene, von den andern ursprünglich abgesonderte Menschenarten anzunehmen. Die einzelne, oft so merkliche Abweichungen, die man mitten in dem Schoos eines Volks unter einerley Himmelsgegend und bey einerley Nahrungsart wahrnimmt, und die sich zum Theil fortpflanzen, beweisen, um wie viel leichter es geschehen kan, daß die menschliche Natur unter verschiedenen Himmelsgegenden, auf einem andern Boden und bey verschiedener Nahrungs-Wohnungs-Kleidungs- und Lebensart eine verschiedene Form anziehe. Jedoch wollen wir, weil es das Bisherige noch mehr aufhellen wird, zum Beschluß dieser Materie, diejenige Gründe, woraus man eine wesentliche Verschiedenheit herleiten wollte, anführen und prüfen.

§. 54.

Erzählung und Beantwortung der Homischen Grundsätze hierin.

Was **Voltaire** und **Rainald** gelegentlich, in Absicht besonderer Stammeltern des Menschengeschlechts behauptet haben, hat **Home** in seinem **Versuch über die Geschichte des Menschen** ausführlich und mit Häufung vieler Gründe darzuthun sich bestrebt. Diese Gründe, worauf wir die Antwort wieder beyfügen wollen, sind folgende:

1) „Weil man nach einer allgemeinen Analogie in der ganzen Natur wahrnehme, daß weder Thiere noch Gewächse sich für ein jedes Klima schicken, sondern beyde ihr besonderes Klima haben, worin sie zu ihrer Vollkommenheit kommen."

Nach einer allgemeinen Analogie der Natur nimmt man ebenfalls wahr, daß gar viele sowohl Thiere, als Gewächse sich in sehr viele Himmelsgegenden schicken, und auch wirklich, ohne daß sie der Mensch dahin verpflanzt hätte, sich daselbst befinden. An eben diesen Arten von Thieren und Gewächsen zeigt sich aber der äussere Einfluß so merklich, daß man sie fast für andere Arten erkennen könnte. „Mannigfaltigkeit des Erdreichs, sagt **Forster**, und der Lufttemperatur verursacht auf den Inseln des stillen Meers nirgends mehr Spielarten an den Pflanzen, als innerhalb der Wendekraise. Drey, vier und mehr Varietäten der nehmlichen Pflanzengattung sind nichts ungewöhnliches; ja die entfernte Abarten könnte man leicht für verschiedene Gattungen halten, wenn man die, dazwischen gehörige, nicht fände, welche die Verbindung und unmerkliche Abwei-

weichung von der ursprünglichen Gestalt anzeigen. Die Form der Blätter, die Zahl der Blumenstiele und die Menge der Haare sind der Variation am meisten unterworfen; hingegen die Gestalt und die Fruchtwerkzeuge der Blume am beständigsten. Selten leidet diese Regel Ausnahmen, und auch alsdenn eben nicht in beträchtlichem Grade. Was in gelinden Gegenden, oder auf Niederungen Baumesstärke erreicht, das bleibt im kältern Himmelsstrich, oder auf Bergen, blos ein Strauch. Pflanzen, die in fettem Erdreich ein dünnes Laub haben, bekommen in sandigem, felsigen Boden dicke, fleischige Blätter. Ein Kraut, welches in dürrem Erdreich völlig rauch mit Haaren bewachsen ist, wird in einer nassen, sumpfigen Gegend glatt und unbehaart gefunden.“ Man siehet also, zu wie vielerley Himmelsgegenden einerley Pflanzengattung nicht nur sich schicket, sondern wie sehr sie sich auch nach demselben modificirt. Daß sie aber in einigen Himmelsstrichen vollkommener erscheint, beweißt nicht, daß sie für andere Himmelsstriche nicht bestimmt seye; denn auch das weniger Vollkommene ist für die Thiere und Menschen in demselben noch immer eine nöthige Sache und ein nüzliches Geschenk. Wie arm müßte die Natur, vermöge des Homischen Grundsatzes, in manchen Himmelsstrichen werden!

Aber auch von Thieren und Gewächsen findet man Einige, die so gar derjenigen Verpflanzungs- und Ausbreitungs-Fähigkeit, die bey dem Menschen Statt findet, nahe kommen. Die Natur gehet also auch in diesem Stücke durch Stufen: warum sollte man demnach bey einem, auch nach andern Anlagen vorzüglicheren Geschöpfe, wie der Mensch ist, nicht auch hierin

eine grössere Fähigkeit dazu als Etwas, ihm ganz schiklich zugetheiltes, annehmen können?

In Absicht anderer thierischen Geschöpfe mag es immer seyn, daß sie blos für gewise Himmelsstriche taugen; man kan auch zugeben, daß sie sogleich daselbst erschaffen worden sind, weil man sonst (ohne ein Wunder anzunehmen oder unstatthafte Hypothesen zu ersinnen) nicht begreifen kan, wie sie, ihrer kalten oder hitzigen Natur unbeschadet, dahin hätten gelangen können, und weil man wirklich in Amerika Thiere fand, die man in der ganzen übrigen Welt nirgends wahrgenommen hat; man kan zugeben, daß von sehr vielen Thierarten nicht blos ein einiges Urpaar erschaffen worden ist; denn sonst hätten die Raubthiere in dem Wasser und auf dem Lande entweder nicht leben können, oder die meisten andere Thierarten sogleich wieder aussterben müssen: aber von alle dem, was vielleicht Home mit mehrerem Schein, als so manches Andere hätte anführen können, gilt doch kein analogischer Schluß auf das Menschengeschlecht, weil es sogleich in seiner ganzen Anlage zur Bewohnung der Erde fähig gemacht war, und diese Fähigkeit sich noch immer in den verschiedensten Menschenrassen äussert.

2) „Weil es auch in den Thiergeschlechtern besondere Gattungen gebe, die ihre besondere Natur haben, und dieselbe weder durch den Einfluß des Klima noch der Nahrungsart können erhalten haben, indem sonst die Abänderungen immer weiter fortgehen müßten, statt daß jezt eine jede Gattung ihre Natur behalte. Z. B. Wenn nach Büffonischer Meynung auf diese Art der Schäferhund,

Bullen.

Bullenbeisser, Jagdhund, Spürhund, Dachshund, Wasserhund, insgesamt Abkömmlinge von dem Hirtenhund wären; so hätte eine jede neue Zeugung wieder anders ausfallen müssen, so daß unter den unzähligen Abwechslungen keine der andern mehr ähnlich seyn müßte. Das Gegentheil zeige die Erfahrung, und folglich müsse ihre Gleichförmigkeit und Fortdaurung ein Gesez der Natur seyn."

Ein jedes besonderes Klima und eine jede besondere Nahrungsart haben ihren bestimmten Einfluß. Da es nun nicht unzählige, von einander wesentlich verschiedene Nahrungsarten und Klimate gibt; so können auch die Abweichungen, die von der Nahrungsart und dem Klima herrühren, nicht unzählig seyn.

Auf gleiche Weise ist auch der Schluß nicht richtig, daß durch die, immer neue Vermischungen der Arten unzählige Abwechslungen, die ganz von einander verschieden sind, erfolgen müßten. Es mag immerhin durch neue Vermischungen neue Varietäten im Kleinern geben, wie dieses kraft der Erfahrung an den Hunden sichtbar genug ist; aber das Eigenthümliche, welches eine gewise Art anzeiget, kommt immer wieder zum Vorschein, und ist auch in einer abermaligen neuen Vermischung noch sichtbar. Nimmt man aber mit Pallas und Andern, wozu man vielen Grund hat, an, daß alle wirkliche Hunderassen von dem Wolf, dem Jakhal, und dem Fuchs herstammen; so hat man, statt einer einigen Stammart, drey, und kan es nicht nur begreifen, wie durch folgende Vermischungen neue Unterarten entstanden sind; sondern auch die viele partikuläre Unterschiede, deren man bey dem Hundegeschlechte gegen dreysig zählet, daraus her-

leiten. Dabey ist es möglich, daß einige, die ehedem da waren, ausgestorben sind, und künftig noch weit mehrere neue entstehen. Unzählig und in wesentlichen Dingen verschieden, können zwar die Abwechslungen nicht seyn; aber doch immer sehr unterscheidend und zahlreich. Und eben die Varietäten, die man durch Vermischungen noch täglich an den hervorkommenden Jungen in Absicht der Grösse, der Bildung, der Farbe, der Haare, wahrnimmt, zeiget an den Hunden, wie nicht nur Veränderungen überhaupt, sondern auch noch immer neue entstehen können.

Aber wenn die Hunderassen dreyerley Stammeltern haben; können nicht auf eine analogische Weise, auch die Menschen mehrere gehabt haben? Diese Folgerung ist nicht nothwendig, da es auch unter den Thieren manche, wie z. B. den Elephanten, Rhinoceros u. s. w. gibt, die ganz isolirt in der Natur da stehen; und die Varietäten unter den Menschen lassen sich nicht nur, ohne verschiedene Stammeltern erklären, sondern sind auch nicht so beträchtlich, als bey dem Geschlechte der Hunde. Z. B. Der Unterschied in der Grösse betrift, was ganze Völker anbelangt, etwa 2 Schuhe; aber, was ist zwischen einem Schooshündchen, deren es ganze Arten gibt, und einem Albanischen Hunde, welcher, auf den Hinderfüssen sitzend 5 Schuhe hoch ist, für ein Unterschied!

Will man übrigens sehr entscheidende Beweise, was die Nahrung und das Klima bey den Thiergeschlechtern für Veränderungen hervorbringen können; so denke man nur an die mannigfaltige Arten von Schaafen, die, wie Pallas und Büffon gezeigt haben, den

Muf-

Muflon oder Argali zum allgemeinen Stammvater haben. Und unbegreiflich kan das nicht seyn, wenn man bedenkt, daß ein europäisches, von den Engländern unweit der Tafelbay am Vorgebürge der guten Hofnung zurükgelassenes Schaaf, bey der Ankunft des Admirals Matelief einen Schwanz bekommen hatte, welcher 25 Zoll dik war, und 19 Pfund woge; das Fett der Gedärme und Niere aber gegen 34 Pfund betruge. Man mußte 10 bis 12 Pfund davon über dem Fleisch wegnehmen, ehe man etwas davon genieſſen konnte *). Diese Verschiedenheit ist also viel beträchtlicher, als die schwarze, Samojedische Bruſtwarze, die unten vorkommen wird.

3) „Weil sich nicht alle Menschen für ein jedes Klima schicken, wie es die Erfahrung lehre; z. B. die Bewohner der kalten, nordlichen Gegenden schicken sich blos dahin, wegen ihrem Fett und heissen Blut. Die Bewohner der Insel St. Thomas hätten rauhe Fibern und könnten die neblichte Luft daselbst ertragen, statt daß die Fibern der Europäer dadurch erschlaft würden. Zweyhundertjährige europäische Colonien hätten sich noch nicht an das Klima des heissen Erdstrichs von Amerika gewöhnen können. Die spanischen Einwohner von Carthagena im südlichen Amerika verlöhren ihre Stärke und Farbe in wenigen Monaten, würden matt, redeten schwach. Auch in Batavia arteten die Europäer aus. Einige Portugiesen, die sich auf der Seeküste von Congo niedergelassen, hätten kaum das äusserliche Ansehen von Menschen beybehalten. In andern Himmelsgegenden, z. B. im südlichen Carolina, Jamaika, stürben die Europäer schnell hinweg. Folglich gebe es verschiedene

*) Allgemeine Reisen, 8. B. S. 312. Zimmermann, geogr. Gesch. I. Th. S. 161.

schiedene Gattungen von Menschen, die von der Natur für verschiedene Himmelsgegenden bestimmt seyen.“

Der schnelle Uebergang von einem abstehenden Klima in ein anderes, besonders wenn man in dem Ersteren schon lange gelebt hat, und wenn man in dem Neuen (nach dem löblichen Gebrauch der Europäer, sonderheitlich der Engländer) nicht auf eine, demselben gemäse Art lebt, mag allerdings für die neue Ankömmlinge schädliche Folgen haben. Aber daß sich die folgende Zeugungen auf die gehörige Weise daran gewöhnen können, beweiset doch auch Nordamerika heut zu Tage genug. Bequemen sich aber auch diese zum Theil nicht nach dem Klima; so mag es immerhin seyn, daß es ihnen schon 200 Jahre lang schädlich ware. Dabey muß man aber auch noch bemerken, daß Völker, welche in dem Schoose der Ueppigkeit oder wenigstens einer unordentlichen Lebensart erzeuget und aufgewachsen sind, überhaupt in fremde Himmelsgegenden nicht so taugen, als Menschen vom Gegentheil. Die Ursache ist begreiflich, um so mehr, da ihnen aus gleichem Grunde schon die Veränderungen der Witterung in ihrem eigenen Klima zusetzen: aber diese weichliche oder verderbte Unfähigkeit ist keine Mitgabe der Natur.

Das Fett und das heisse Blut ist den Polarmenschen nicht anerschaffen, sondern, wie aus dem Obigen erhellet, eine Folge ihrer Nahrung, oder nach der Kantischen Hypothese ein, durch das Klima erwekter Keim.

Daß die Fibern der Europäer in St. Thomas leicht erschlaft werden können, bedeutet, da es in seiner Art auch in ihrer Heimath bey neblichter und feuchter Luft

gar

gar leicht geschiehet, nicht viel; besonders in Vergleichung mit den Eingebohrnen, die durch Zeit und Gewohnheit längst dazu gestimmt sind.

In Absicht des Klima von Carthagena ist oben Etwas gedacht worden, und ein Beweiß, daß der Mensch manchmal auch die schlimmste Wirkung des Himmelsstrichs zulezt überwältigen kan.

Die Europäer mögen in hundert Gegenden der Welt ausarten; entweder bekommen sie diejenige (manchmal schwächere) Leibesconstitution, die auch den Eingebohrnen eigen ist, oder sie lassen sich durch Ueppigkeit und Gemächlichkeit hinreissen, wie es von dem Holländer in Batavia bekannt genug ist. — Aber ist nicht die Ausartungsfähigkeit des Menschen in andern Himmelsgegenden zugleich ein Beweiß wider Home? und zeigt nicht die Portugiesische Kolonie in Congo, was für auffallende Veränderungen in nicht so gar langer Zeit ein neues Klima hervorbringen könne? Ich bitte dieses, in Rüksicht des folgenden fünften Punkten zu merken. Herr D. Schott, der sich lang in Afrika aufhielt, und dem ältern H. Forster Nachrichten davon mittheilte, wollte am Gambia für sich und seine Freunde im Fort St. Louis Schalotten kaufen; man schlug ihm vor, sie bey einem Weissen (das heißt, einem Portugiesischen Kolonisten, denn noch heißt man sie wegen ihrer ehmaligen Farbe so) zu nehmen. Er folgte dem Dollmetscher ans Land zu einer Hütte, wo viele Schalotten waren. Da er nun wartete, bis der sogenannte weisse Eigenthümer käme, um den Handel zu schliessen, so zeigte man ihm endlich den Eigenthümer,

der

der vor ihm saß, und er fand zu seiner Verwunderung, daß er eben so schwarz, als die übrigen Neger war *).

4) „Weil die natürliche Produkte eines jeden Klima die gesundeste Speise für die dazu bestimmte Menschen seyen. Z. B. Nahrung aus dem Pflanzenreich für die Einwohner in den Wendekraisen; in gemäsigten Himmelsstrichen, Thiere und Pflanzen; in kalten, Thiere allein.“

Da sich auch die Europäer bey der, für diese Gegenden schiklichen Nahrung gut befinden, wie z. B. die Franzosen in Indien, die daselbst Fleischspeisen wenig genießen, und daher auch nicht so krank werden und wegsterben, wie die Engländer bey dem Gegentheil; so folget nur dieses, daß der Schöpfer diese Speisen daselbst den Menschen überhaupt bestimmt habe und keinen besondern.

5) „Weil es Verschiedenheiten gebe, die weder von dem Klima noch einer andern zufälligen Ursache herrühren können: z. B. die Kupferfarbe und das glatte Kinn der Amerikaner; die hervorragende Schaamglieder der hottentottischen Weiber; die schwarze Brustwarze der weiblichen Samojeden; die niedrige Statur einiger nordlichen Völker, bey welchen der dicke Kopf und kleine Füse nicht von der Kälte herstammten, indem die Einwohner in Finnland und in dem nordlichen Norwegen groß, schön und wohl gebauet seyen; der Neger seye durch seine schwarze Farbe, dicke Lippen, flache Nase, krauswollenes Haar und garstigen Geruch von jedem andern Menschengeschlecht unterschieden; die Abysinier seyen groß und wohlgewachsen, olivenbraun, hätten regelmäsige Gesichtszüge, schwarze, große und funklende Augen,

*) Beyträge zur Länder- und Völker-Kunde. I. Th. S. 56.

Augen, dünne Lippen, eine eher hohe als flache Nase und doch seye der Unterschied des Klima zwischen Abysinien und dem Lande der Negers nicht so beträchtlich; man finde oft in weiten Gegenden keine Abwechslung unter den Einwohnern, ob sich wohl eine beträchtliche Abwechslung sowohl des Klima als des Erdbodens daselbst zeigen müßte; die Kupferfarbe seye die ursprüngliche aller Amerikaner, obgleich in einem so weiten Lande alle Abwechslungen vom Klima Statt finden; die Polarmenschen hätten eine bräunliche Farbe; die Einwohner in der Wüste Zara unter den scheitelrechten Strahlen der Sonne in einem brennenden Sand seyen von der Farbe des Negers noch weit entfernt; der vermuthliche Ueberrest der Vandaler auf dem Gebirge Aureß in Afrika sehe den Mauren nicht ähnlich, sondern weiß und roth aus; die Kinder der Neger würden, wie die Kinder der Europäer daselbst weiß gebohren, und diese behielten ihre Farbe, da jene am 8ten oder 9ten Tage schwarz würden."

Wenn es Verschiedenheiten gibt, die weder von dem Klima, (auf welches der Verfasser fast immer nur allein hinsieht), noch sonst von einer zufälligen Sache herrühren können; so hätten diese leztere nicht nur näher angezeigt, sondern auch an den angeführten Beyspielen nicht blos so überhaupt sondern besonders verneint werden sollen. Daß das Klima und der Boden nicht alle Verschiedenheiten hervorbringen, ist allerdings richtig; aber wie viele zufällige Ursachen gibt es noch, die man weiß und nicht weiß!

Die, von Home geschehene Anhäufung so vieler Verschiedenheiten, die insgesamt von keinen zufälligen Ursachen herrühren sollen, und wovon er in dem Vorhergehenden noch mehrere angeführt hat, und die man,

mit

mit gleichem Rechte noch ungleich mehr durch das Verschiedene an andern Völkern vermehren könnte; diese Anhäufung, welche seinen Saz bestärken soll, schwächt denselben gerade am meisten: denn das, auf dem Erdboden ausgebreitete Menschengeschlecht müßte, kraft derselben, Gott weiß wie viel besondere Stamm-Eltern haben! Ist das wohl irgendwo in dem ganzen, uns bekannten Reiche der Natur ihre Weise, so oft gleichsam aufzuhören und wieder besonders zu wirken, wenn sie doch alle solche Mannigfaltigkeiten durch eine einige allgemeine Anlage hätte hervorbringen können? Wenn übrigens Verschiedenheiten, wie die angeführte Homische, Beweise für verschiedene Stammeltern geben können; so gäb es auch kein einiges, verbreitetes Thiergeschlecht, bey welchem man nicht das Nehmliche behaupten müßte. Selbst das Eselsgeschlecht dürfte gerechte Ansprache auf besondere Urahnen machen, da es Arten unter demselben gibt, die klein und häßlich sind; aber auch, wie in Madura, so schön gebaute, daß einige Zünfte der Indianer glauben, diese Esel würden blos von den Seelen ihres Adels belebt *).

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen könnten wir nun die Beantwortung der einzelnen Punkten desto eher übergehen, da dieselbe aus dem, was in manchen Stellen dieses Abschnitts in dieser Rükficht bereits bemerkt worden ist, leicht kan hergeleitet werden. Daher nur etwas weniges.

Was den Mangel des Barts bey den Amerikanern betrift; so wird er nach dem Bericht vieler Schrift-

steller

*) Lettres édifiantes. Coll. 10. S. 96. Zimmermann, a. v. S. 180.

steller, von denselben ausgerissen und in seinen Wurzeln getilgt. Gesezt aber, die Natur hätte, wie Blumenbach bemerkte, diese verachtete Zierde wieder an sich gezogen, oder es ihnen von je her vorenthalten; so würd es fast lächerlich seyn, diesen Umstand zu einem Beweiß verschiedener Stammeltern mit aufzustellen, da uns die spielende Natur von dem bartlosen Amerikaner bis zu dem, im Gesicht und an dem übrigen Körper so stattlich behaarten Bewohner von Pedso oder Matmai so viele Stufen sehen läßt.

In Ansehung der amerikanischen Kupferfarbe berufe ich mich auf das Vorhergehende, und setze hier nur bey, daß die ehmalige, wenige Kultur dieses mit so ungeheuren Wäldern bedekten Welttheils den Einfluß der Sonne sehr verhindern und die Luftsäure desto allgemeiner machen mußte. Uebrigens gibt es doch in den verschiedenen Gegenden des Lands auch mannigfaltige Schattirungen, so daß diese Farbe an einigen Völkern bis in das Bräunlichte übergeht. Aber woher diese Farbe auch rühren mag; so muß sie von irgend einer zufälligen Ursache herrühren, und also selbst auch zufällig, nichts wesentliches seyn, weil sie sonst niemal, geschweige denn schon in der dritten Zeugung, bey Vermischungen mit Europäern gänzlich verlöschen könnte. Sowohl dieses aber, als auch der leichte Uebergang des Besondern einer Menschenrasse in die körperliche Constitution einer andern überhaupt, zeuget von einem gemeinschaftlichen Ursprung. Die nehmliche Absichten, die der Schöpfer gehabt hätte, verschiedene Stammeltern aufzustellen, hätten Ihn auch veranlassen müssen, dieselbe in ihrer körperlichen Natur so zu

determiniren und gleichsam zu umzäunen, daß vermittelst der Zeugung und Vermischung keine Menschenart in die Andere hätte übergehen können.

Die, ehedem so sehr vergrösserte Verschiedenheit an dem Schaamgliede der Hottentottinnen wird, wie ich berühret habe, sehr herabgesezt. Aber zugegeben, sie existire nach obigem Grade so gut, als andere gewisere Anomalien; wie läßt es sich begreifen, daß die Natur so etwas zu einem wesentlichen Unterscheidungszeichen habe präformiren wollen, da man nicht den mindesten Nutzen davon einsiehet; oder wenn man ja Einen erzwingen will, warum ist er denn blos dieser Handvoll nomadischer Barbaren verliehen worden? Jedoch es fehlet nicht an zufälligen, in ihrer Lebensart liegenden Ursachen, wovon man es herleiten kan; so wenig, als in Absicht der schwarzen Brustwarze der Samojedinnen. Z. B. Man weiß, daß dieser Theil auch bey unserem schönen und weissen Geschlechte durch eine bräunliche Farbe ausgezeichnet ist: wenn also dieses bey den, ohnehin bräuneren Samojedinnen in einem stärkern Grade erscheint; wenn der Schleim, der bekanntlich an dem Hofe der Brustwarze zu einer ersprießlichen Absicht ausdünstet, durch den Rauch in ihren Hütten noch mehr gefärbt wird, und denselben an sich ziehet; wenn dieser Theil auch nur darum, weil diese, wegen ihrer Häßlichkeit bekannte Weiber den Unrath an sich nie abwaschen, schwärzer erscheint: so hat man bey dieser unbedeutenden Sache, die man als wesentlichen Unterschied darstellt, zufällige Ursachen genug! Und wozu denn abermal von der

bil-

bildenden Natur diese Auszeichnung oder — Brandmarkung?

Der Schluß, daß die Statur der Polarmenschen nicht von der Kälte herrühre, weil die Finnländer und nordliche Norweger ganz anderst gebaut sind, taugt nicht: denn gesezt, daß die Kälte bey den lezteren völlig gleich groß wäre, welches ich nicht glaube; so kan eine andere Einrichtung in der Wohnung, Kleidung, Besorgung des Leibs, und besonders auch einer bessern und regelmäsigeren Nahrung dem schlimmen Einfluß des Klima sehr abhelfen. Wenn übrigens nach der Bemerkung des P. Hell und Sainovic die Lappländer ausgeartete Tatarn sind, und mit den Ungarn wegen der Gleichförmigkeit in der Sprache von einerley Volk, und aus demselben Lande herstammen — welches Some selbst gerade zu annimmt —; so ist die nunmehrige grosse Verschiedenheit ein Thatbeweiß, daß einerley Gattung durch den Einfluß äusserlicher und zufälliger Umstände sich sehr merklich verändern könne.

Die Neger betreffend; so gibt es, nach dem oben angeführten, unter den südlichen Afrikanern überhaupt, sowohl in der Bildung als Farbe, manche Gradationen, bis endlich der gänzlich schwarze Neger nach seinen übrigen charakteristischen Zügen erscheint. Der natürlichste Schluß ist also hiebey der, daß die wirkende Ursachen hiebey immer zunehmen, und zulezt an dem Neger ihre völlige Kraft äussern. Es würde seltsam seyn, wenn man einen niederen Grad, z. B.

die schwarzbraune Farbe von einer äusserlichen Ursache herleiten wollte, (daß es solche wirkende Ursachen gebe, zeugt der Rücken unsers Landmanns im Sommer:) und dagegen einen höhern Grad, oder die vom Braunen nach und nach gänzlich in das Schwarze übergegangene Farbe, nicht. Es zeigen sich in beyden Fällen dieselbe Ursachen, nur in einer verschiedenen Stärke. Uebrigens geht auch diese Farbe, durch Vermischungen mit den Europäern, in die weisse über. Daß aber die Farbe des Negers in andern Himmelsgegenden, wenn sie sich blos unter einander vermischen, (worauf sich Home auch beruft) nicht abgenommen hat; darauf ist zum Theil schon geantwortet worden, und dazu kommt noch, daß die Sonne im Sommer ihre Wärme auch in solchen Ländern, wohin jene schwarze Schlachtopfer gebracht werden, zum Theil sehr stark äussert, und also das, was der Winter in dem Neger etwa hätte ändern können, wieder herstellt, um so mehr, da sich eine, von undenklichen Zeiten her in ihm gewirkte Grundanlage dazu in ihm vorfindet. Auch Andere haben bemerkt, daß man den Neger, um hierin Versuche zu machen, aus dem heissen afrikanischen Klima in ein entgegenstehendes, in gleichem hohen Grade kaltes versetzen müßte; aber auch dazu würde ein Aufenthalt von mehreren Jahrhunderten erfodert.

Home hält den Unterschied zwischen Abyssinien und dem Lande der Negers für nicht so beträchtlich; aber man weiß längst, wie wenig es hiebey auf einerley oder nicht viel verschiedene Breite ankomme, und was die Lage eines Landes gegen Gebirge oder das Meer;

gegen

gegen gewise, beständige Winde; was die Höhe und Beschaffenheit des Bodens u. s. w. für einen grossen Unterschied hierin hervorbringe. Daneben können die Abyssinier ein, von den Negern ganz verschiedener Volksstamm seyn, welcher sein Eigenthümliches auch noch von andern äusserlichen Ursachen, als dem Klima erhalten haben kan, wie man sie wirklich mit vieler Wahrscheinlichkeit von den Arabern herleitet. Forster sagt: Die Abyssinier sind nicht so schwarz, als die Völker am Senega, weil jenen der Ostwind, über das indische Meer kommend, kühl wehet *).

Wenn man in weiten Gegenden bey beträchtlicher Abwechslung des Klima und des Bodens keine Abwechslung unter den Einwohnern wahrnimmt; so kan das von der ursprünglichen, gemeinschaftlichen Volksabstammung, von gleichen Sitten, Gebräuchen und Lebensart herkommen. Aber ich läugne schlechterdings, daß sich in solchen Umständen gar kein Unterschied an den Bewohnern solcher weiten Gegenden finden solle. Ein jedes Land, wenn es auch gleich unter einerley Regierung stehet, einerley Religion hat u. s. w., zeiget, wenn es aus mehreren Provinzen bestehet, an seinen Einwohnern Verschiedenheiten; und was dem Verfasser am ersten hätte beyfallen sollen, welch ein Unterschied ist zwischen den Bergschotten und den Andern! Aber das findet sich, und zwar was das Körperliche ebenfalls betrift, nicht nur an den Bewohnern von Ländern und Provinzen; sondern es gilt auch von, nicht weit von einander entfernten Städten und

*) Forster, Bemerk. S. 234.

Dörfern; eine Sache, die mir zutheuerst in dem kleinen Winkel, worin ich lebe, sehr auffallend-sichtbar ist. Wie viele Nüancen und Abweichungen in der Bildung, Stärke, Lebhaftigkeit, Stimme u. s. w., wenn man sie nicht blos obenhin, sondern mit genugsam geschärftem Blik betrachtet. Daher getrauete ich mir, wenn die Homische Grundsätze ihre Richtigkeit hätten, zu behaupten, daß ein jedes Dorf in der Welt seine besondere, ursprüngliche Stammeltern müßte gehabt haben. Man darf nur die Bewohner desselben mit weit-entfernten vergleichen; welche Verschiedenheit alsdenn!

Die besondere Farbe der Polarmenschen kan, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, leicht erklärt werden.

Bey den Bewohnern der Wüste Zara, (mir ist aber davon so wenig bekannt, als Herrn Zimmermann) können bey aller übrigen Aehnlichkeit mit der Himmelsgegend der Neger noch manche äusserlich-wirkende Verschiedenheiten Statt finden.

Die Ueberbleibsel der Vandalen wohnen auf Gebirgen; daher (wie in gleichen Umständen in der Welt überall) ihre, von den Mauren sich auszeichnende, frische und röthere Farbe, um so mehr, da sie ihrem Volk auch vorher eigen war.

Die Kinder der Neger werden, wiewohl mit einiger Einschränkung, gleich den Europäischen weiß oder röthlicht gebohren, und die, den Homischen entgegenstehende Folgerungen daraus stehen im Vorhergehenden. Daß aber die Sonne und Luft nachher ihre Wirkungen

so

so schnell an jenen äussern, kommt daher, weil die Anlage zu ihrer Farbe schon seit vielen Zeugungen in ihnen liegt. Auch hier hätte Home, in Absicht der Europäischen, daselbst gebohrnen Kinder wiederum an die Portugiesische Kolonie in Congo denken sollen.

6) „Weil sich auch eine so grosse Verschiedenheit in der innerlichen Gemüthsart äussere. Es sey keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde; und doch gebe es Ausnahmen an manchen Insulanern, ob es gleich die erste Fremde gewesen seyen, die sie gesehen hätten. Ein solcher allgemeiner Charakter, der den Gliedern einer ganzen Nation eigen sey, müsse seinen Grund in der Natur selbst haben, und setze verschiedene Gattungen und Stämme voraus. So müsse auch ein National-Charakter des Muths oder der Feigheit von einer beständigen und unveränderlichen Ursache abhangen, indem man es zwar bey Einigen von ihren Begriffen des Zustandes nach dem Tode hergeleitet habe; Andere aber diese Begriffe nicht gehabt hätten, und doch gleich tapfer gewesen seyen. Es gebe Völker, die so gar unter dem heissesten Erdstriche tapfer seyen, wie die Malayen und mehrere, und dagegen feige in kalten Himmelsgegenden. Es sey zu vermuthen, daß die Unterschiede, die jezt Statt finden, jederzeit Statt gefunden haben. Es gebe wenige Thiere, welche die Veränderung der Jahrszeit und die Abänderungen des Wetters mehr fühlen, als der Mensch; und doch bleibe der Charakter der verschiedenen Völker derselbe.“

Obgleich die moralische Beweise eigentlich nicht hieher gehören; so fügte ich sie doch, um der Homischen Meynung nichts von ihrer Stärke im Ganzen

zu benehmen, hieher, und setze folgende Gegenbemerkungen bey.

Die Verschiedenheit der innerlichen Gemüthsart bey ganzen Völkern, lässet sich mit einer gemeinschaftlichen Abstammung derselben so gut reimen, als die Verschiedenheit derselben an den Individuen, die zu einem und demselben Volk gehören. Auch zeigt es nicht nur die Erfahrung, sondern es lässet sich auch erklären, wie unter einem ganzen Volk allgemeine Sitten von dieser oder jener Beschaffenheit entstehen können. Z. B. Die Glieder eines Volks dürfen nur ein gewises, allgemeines Interesse haben; sie dürfen nur durch moralische Beweggründe, die man ihnen von Seiten der Aeltesten, des Anführers, der Priester u. s. w. vorlegt, gleich gestimmt werden; sie dürfen nur durch die Himmelsgegend, die Nahrungsart, u. s. w. zu einem gleichen physischen Temperamente geleitet werden; sie dürfen nur durch gleiche religiöse Grundsätze verbunden seyn. Je nachdem nun diese oder jene Ursachen auf ein ganzes Volk wirken; so wird es auch in seiner moralischen Seite gestimmt, und zu diesem oder jenem Charakter geleitet werden. Ein überzeugender Erfahrungsbeweiß hievon ist dieß, daß ein und dasselbe Volk auf diese Weise zu entgegengesezten Gemüthsarten geleitet werden kan, und laut der Geschichte geleitet worden ist.

Da das menschliche Gemüth an sich eben so zur Geselligkeit und Freundschaft aufgelegt ist, als zum Haß und zur Feindschaft; so bringt der Unterschied, je nachdem das Erste oder das Leztere unter Völkern herrscht,

herrscht, keinen wesentlichen Unterschied unter ihnen hervor. Daneben können sie aber noch durch mancherley Ursachen zu dem Einen oder dem Andern disponirt werden. Der Insulaner, dessen Himmelsgegend, Nahrungsart, Religion u. s. w. demselben eine friedliche Gemüthsart beybringt, und der noch nie von Fremden beleidiget worden ist, oder im Fall derselben billige und großmüthige Ersetzung oder auch sonst grosse Vortheile von ihnen erhalten hat, kan auf eine, ganz leicht begreifliche Weise gegen sie gefällig und freundschaftlich gesinnt werden. Völker hingegen, bey welchen das Gegentheil Statt findet, und deren Gemüthsart etwa auch durch kriegerische und feindselige Nachbarn, durch feindliche Verjagung aus ihrem ehmaligen Wohnsiz u. s. w. gereizt worden ist, können eben so begreiflich mißtrauisch und feindlich gesinnt werden, und das gegen Fremde um so eher, da sie von den Gesinnungen derselben noch nichts wissen, und diese gemeiniglich mit Waffen zu ihnen kommen. Aeussert sich aber dieses, sey es in der Welt, wo es wolle, besonders gegen die Europäer; so wird man sich, wegen der, in der ganzen Welt nunmehr genug berüchtigten Eroberungs- und Raubbegierde derselben, am allerwenigsten wundern dürfen.

Feigheit und Muth kan durch vielerley äusserliche und innerliche Ursachen erregt und das Klima durch den Einfluß anderer Ursachen überwältiget, oder geschwächt werden. Davon zeuget abermals die Erfahrung, wie auch von dem, daß zwar einige Völker ihren National-Charakter hierin von langen Zeiten her beybehalten haben, wie z. B. die Mainotten; daß aber auch Andere denselben in das Entgegengesezte verändert haben. So

wurden bekanntlich alle nordliche Völker in den südlichen Ländern feig und weichlich.

Der Verfasser hat oben dem Klima einen mächtigen Einfluß auf den Menschen eingeräumt, um nehmlich seiner Meynung von ursprünglichen Charakteren Stärke zu geben: aber wenn nach der obigen Behauptung der Mensch das Klima am meisten fühlet; warum sollte es nicht auch grose physische Veränderungen, welche Home im Vorhergehenden dem Klima grossentheils abspricht, im Menschen wirken können?

7) „ Weil — (und dieß und das folgende sey der Hauptbeweiß) — wenn alle Menschen von einerley Gattung wären, die verschiedene, jezt vorhandene Gattungen ohne ein Wunder nicht da seyn könnten. Könne das Klima oder sonst eine äusserliche Ursache die Verschiedenheiten unter den Menschen bewirken; so müßten sich die einzelne Glieder eben so unähnlich seyn als die Tulpen in einem Garten. Statt dessen gebe es Menschen von verschiedenen Arten, innerhalb welcher aber die einzelne Personen einander merklich gleich seyen. Gleichheit und beständige Dauer seyen Wirkungen des Vorsatzes und nicht des Zufalls. Wenn man ein männliches und weibliches Pferd aus jedem Erdstriche in ein Land, wo die Pferde vollkommen sind, bringe; so würden die Junge nach und nach besser werden und endlich die Vollkommenheit ihrer Art erlangen; folglich seyen alle Pferde von einer Art: vermische sich hingegen, in jedem Klima ein Weisser mit einer Schwartzin, oder ein Hottentotte mit einer Samojedin; so gebe es nur eine Bastartart, die von beyden Eltern verschieden sey. „

Die

Die Verschiedenheit der Menschenarten läßt sich, ohne ein Wunder anzunehmen, aus dem mannigfaltigen Einfluß physischer und sittlicher Dinge auf den Menschen gar leicht beweisen. Man bedenke blos das Willkührliche und Mannigfaltige in der Nahrung des Menschen, und vergleiche damit die merkliche Wirkung derselben selbst bey Thieren von einerley Gattung, bey welchen sie doch weit nicht so verschieden und so mannigfaltig ist. Wie verschieden ist das zahme Pferd von dem wilden, und wie vielerley Abweichungen und Mannigfaltigkeiten nimmt man in den mancherley Ländern wahr, worin sie gezogen werden! Welche Abänderungen in dem Geschlecht der Schaafe! der Schweine! der Esel! der Hunde! der Kühe!

Wie das Klima selbst, bey allen seinen Abänderungen, doch seine gewiße Hauptbeschaffenheiten in Absicht der Feuchtigkeit, Trockenheit, Wärme und Kälte entweder für beständig, oder doch in gewisen Jahrszeiten hat; so hat auch eben deswegen sein Einfluß auf den Menschen seine gewise Gränzen. Demnach folget nicht, daß, wenn das Klima oder auch andere äusserliche Ursachen auf ein ganzes Volk wirken, die einzelne Glieder desselben sich ganz und gar unähnlich seyn müßten. Wenn vielmehr äusserliche Ursachen auf ein ganzes Volk wirken; so wird der Einfluß allgemein und also auch an den einzelnen Gliedern seine Gleichförmigkeit gewisermasen zeigen. Im übrigen mögen immer gar mancherley partikuläre Unterschiede an den einzelnen Gliedern Statt finden; nicht nur, weil die Natur das Mannigfaltige überall zeigt, sondern auch, weil sich die mancherley Individuen eines Volks in man-

mancherley Dingen entweder selbst anders bestimmen, oder bestimmt werden. Sie sollen daher, wenn man sie einzeln mit eben der Aufmerksamkeit betrachtet, wie die Tulpen in einem Garten, so verschieden seyn als diese. Aber wie die Tulpen nach ihren mannigfaltigen Spielarten doch in gewise Klassen und Arten eingetheilt werden können; so kan dieses auch bey den Gliedern eines Volks geschehen. Es ist wunderbar, daß Home sich die Arten so verschieden vorstellt, und hingegen die einzelne Glieder eines Volks so gleichförmig. Mich dünket, es sollte gerade umgekehrt werden. Wo gleicht je ein Mensch dem Andern in einem hohen Grad? wo nur ein Gesicht dem Andern? daher muß man tausend partikuläre Unterschiede an den Individuen eines Volks weglassen, um nur vermittelst einiger, den meisten gemeinschaftlicher Züge und Eigenheiten Klassen und Arten unter ihnen aufzustellen.

Noch wunderbarer ist es, daß Home dem Klima und andern äusserlichen Ursachen allen Einfluß in Hervorbringung der menschlichen Verschiedenheiten abspricht, da doch kein Land in der Welt ist, wo man nicht seinen Einfluß überhaupt und in besondern Dingen, wär es auch nur in gewisen Jahrszeiten oder Witterungen, deutlich genug siehet oder fühlet. Und zeigen denn die mancherley Stände eines und desselben Volks den Einfluß der verschiedenen Lebens- und Nahrungsart nicht auf das handgreiflichste?

Da das Klima und andere äusserliche Ursachen ihre Gesetze so gut haben, als sonst etwas in der Natur;

da

da sie ferner, nach einer gewisen Beschaffenheit, eine lange Zeit hindurch bey einem Volk unverändert gelassen werden können: so kan man Gleichheit und Dauer, so lang sie auf diese Art wirksam sind, gar füglich von ihnen herleiten. Auf diese Weise ist es nicht Zufall, nehmlich blinder, unbestimmter, oder alle Augenblicke abwechslender Zufall, der iene wirkt; sondern eine, zwar an sich zufällige, aber fortdaurende und nach ihren Gesetzen wirkende Ursache.

Wenn die obige Meynung mit den Pferden ihren Grund hat; wie man denn eine Verbesserung der Zucht in einem für sie tauglichen Klima und Boden gar gern zugeben kan und muß: so kan man dieses mit gleichem Recht auf die Menschen anwenden. Setzet ein Samojeden- und Lappen-Paar in eine Gegend von besserem Klima und in eine bessere Nahrungs- und Lebens-Art: Die erste Generation mag ihren Eltern noch ziemlich gleich seyn, und so geht es in diesem Fall auch bey Pferden; aber die nächste Zeugungen werden das Besondere nach und nach verlieren und den übrigen Bewohnern ähnlich werden. So mag es auch bey der ersten Generation, wenn ein Weisser mit einer Schwarzin, ein Hottentotte sich mit einer Samojedin vermischt, blos Bastarte geben — abermals, wie es in einem solchen Fall auch bey Thieren gehen würde —: aber die folgende Zeugungen werden sich nach und nach mit den, in einem Lande gewöhnlichen Menschen identificiren. Ich berufe mich auf dasjenige, was an seinem Orte von solchen Vermischungen gesagt worden ist.

Nun führet Home 8) auch das noch an, daß sich ehmals auf dem Erdboden wirklich viele, kleine von einander abgesonderte Stämme, mit eigener Sprache befunden hätten; welches man, zum Theil zugeben kan und muß, jedoch mit der Einschränkung, daß sie dennoch gleich den Amerikanischen vielfältigen Geschlechtern und Stämmen einen Haupturſprung und Hauptsprache, nur mit mancherley Mundarten hatten, die sich durch Wanderungen und die Länge der Zeit stark verändert haben können: aber folgt wohl aus diesem — und allem Vorhergehenden —, was er daraus folgert;

1) daß Gott viele Paare vom menschlichen Geschlecht erschaffen, die alle sowohl äusserlich, als innerlich verschieden waren;

2) daß Er diese Paare für verschiedene Gegenden geschikt gemacht und ein jedes Paar in sein gehöriges Klima versezt habe;

3) daß die besondere Charaktere der ursprünglichen Paare noch ganz in ihren Nachkommen erhalten werden, die, sich selbst überlassen, gewise Kenntnisse erworben, und besonders sich eine eigene Sprache gebildet haben?

Jedoch, so deutlich er dieses in der Natur lieset, und so mühsam und gefliſſentlich er dieses daraus herleitete, sezt er doch bey — „es würde folgen, wenn nicht die Offenbah-

bahrung dawider wäre, die die Menschen nur von einem Paar herleitet, und dem Adam einen hohen Grad von Erkänntniß beyleget, der sich mit dem wilden Zustand seiner Nachkommen nicht reimen lasse — daher nimmt er weiter an, daß bey der babylonischen Sprachenverwirrung eine Totalveränderung erfolget sey, kraft deren die Menschen in besondere Arten vertheilet und zu den verschiedenen Gegenden der Erde geschikt gemacht worden seyen — sonst hätten sie von Babylon aus Lappland nicht bewohnen können." (Gleichsam, als wenn das Menschengeschlecht schon da so entfernte Wanderungen hätte vornehmen müssen, und sich nicht nach und nach weiter verbreitet hätte, wo es sich also auch in die stufenweise Abänderungen finden konnte.)

Der Leser wird es mir verzeyhen, daß ich das Resultat seiner Gründe, wie Home selbst, erst zulezt vortrug; auch überlasse ich es ihm, ob der Widerspruch, in welchen die Natur mit der Offenbahrung dabey kommt, ihm weniger auffallend sey, oder ob es ihm wenigstens glaublich sey, daß Home eine solche Veränderung von der Sprachenverwirrung im Ernst hergeleitet habe?

Da übrigens die Prüfung seiner Grundsätze zur Erläuterung des Vorhergehenden diente, und es zur Beurtheilung der menschlichen Natur nicht einerley ist, ob man den einen oder den andern Fall annimmt (indem ganz andere Folgen heraus kommen, wenn man die Menschen von verschiedenen Stammeltern oder auch verschieden eingerichteten Arten herleitet, als wenn sie einen gemeinschaftlichen Ursprung

sprung haben): so mag das Bisherige nicht unnöthig gewesen seyn *).

*) Man vergleiche mit dem Bisherigen Zimmermanns geographische Geschichte d. M. S. 68 — 105, wo Home, der Hauptsache nach, ebenfalls widerlegt wird, und wo man, ob ich gleich Manches eingerükt habe, noch eine Nachlese zu dem Bisherigen finden wird. Ich hatte meinen ersten Aufsatz, als mir die bemeldte lesenswürdige Schrift zu Gesichte kam, schon aufgesezt, und ließ ihm also seinen Gang unverändert.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Steeb, Johann Gottlieb, 1742-1799

Ueber den Menschen nach den hauptsächlichsten Anlagen in seiner Natur

Bd.: Erster Band

Tübingen 1785

Anthr. 134-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255563-1
VD18 90970861